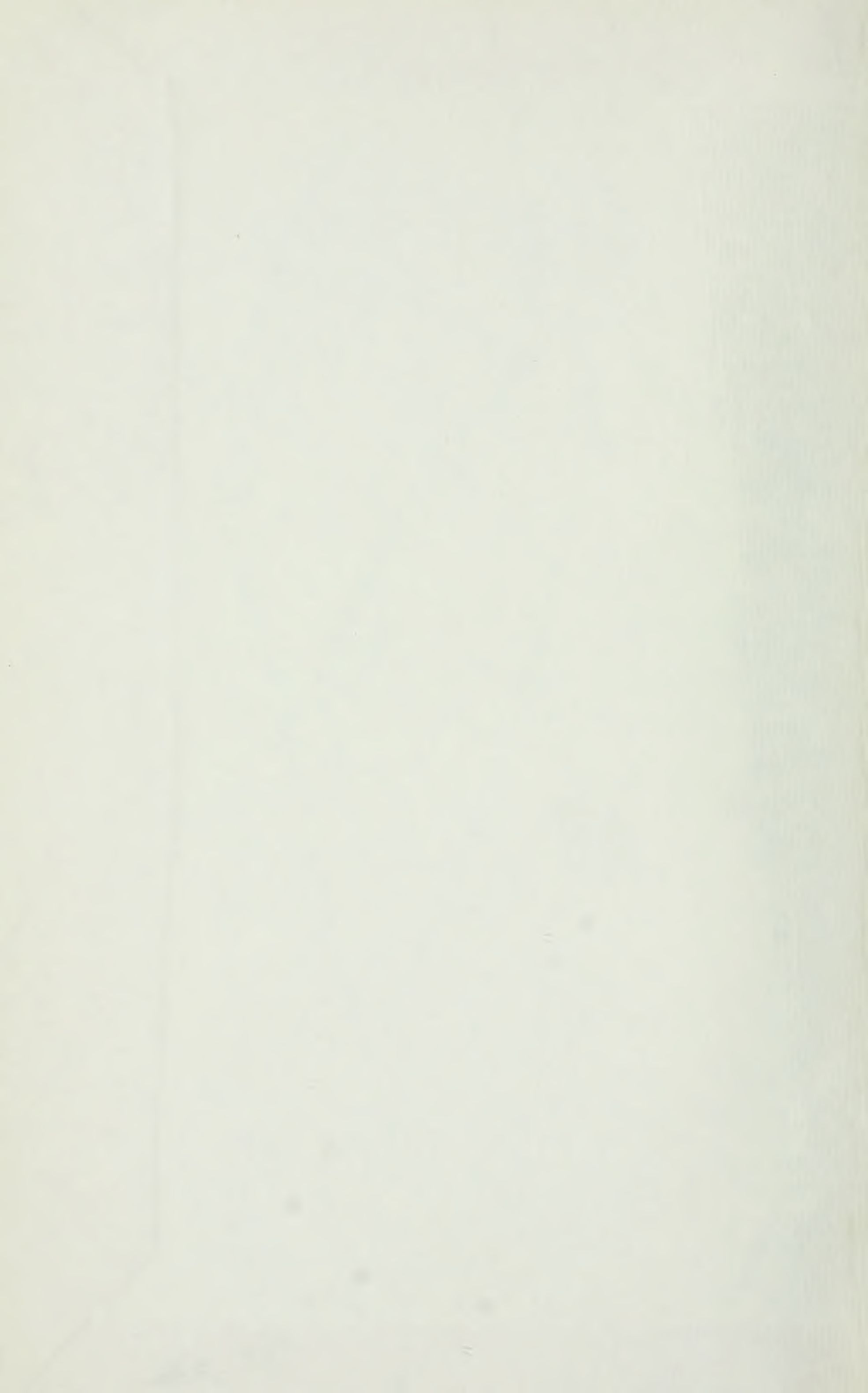
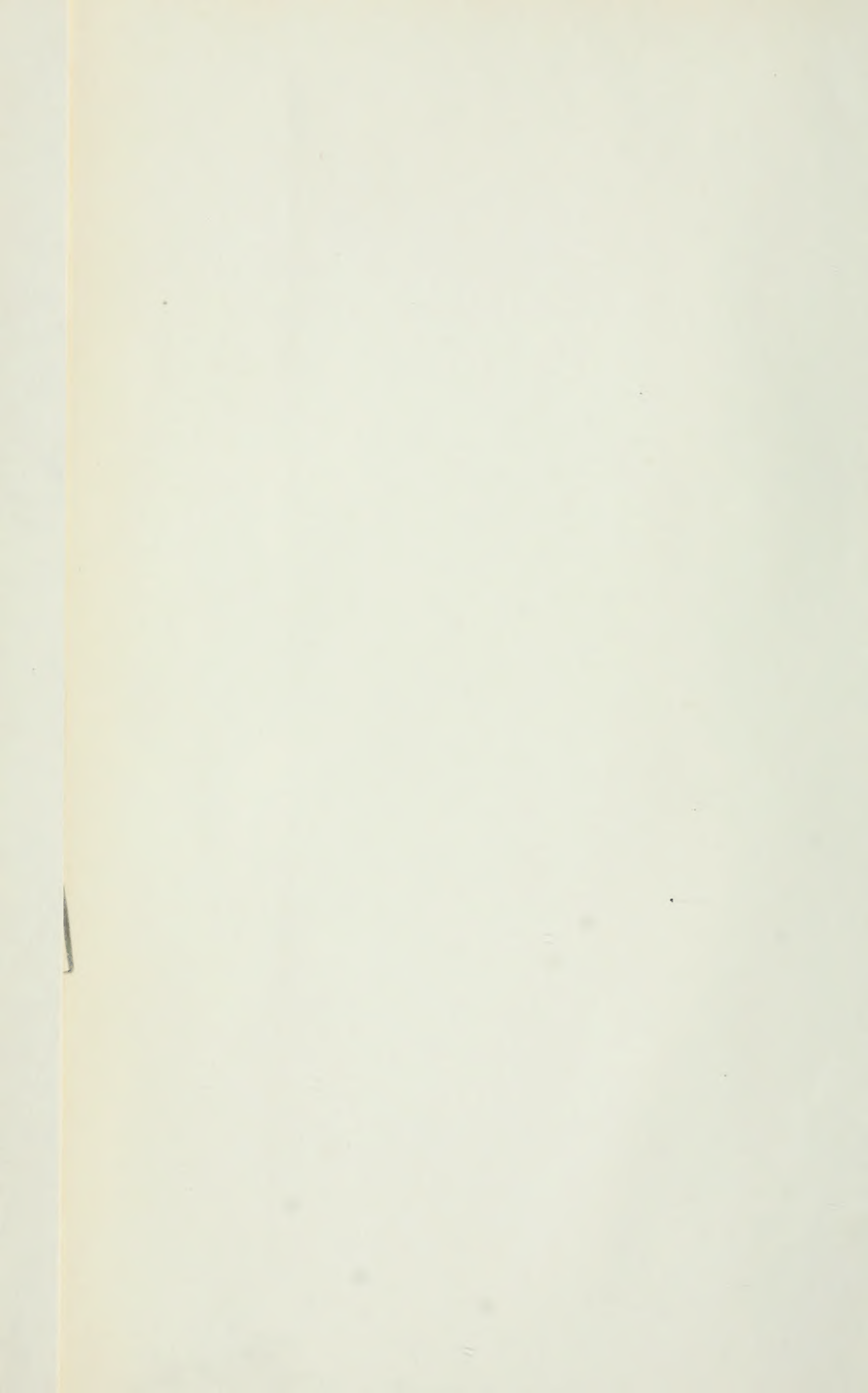








Beiträge

zur

deutschen Literaturwissenschaft

herausgegeben

von

Dr. Ernst Elster
o. ö. Professor an der Universität Marburg.

Nr. 10. **Theodor Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland.**

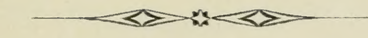
Von **Dr. Otto Draeger.**

Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1909.

Theodor Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland.

Von

Dr. Otto Draeger.



Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1909.

Literatur.

Wir verzeichnen folgende Abkürzungen öfter angeführter Werke:

Bl. f. lit. Unterhaltg. = Blätter für literarische Unterhaltung (Leipzig).

Geiger = L. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur (Berlin 1900).

Heine = H. Heines sämtliche Werke. Herausg. von Ernst Elster (Leipzig u. Wien, o. J. [1887—90], 7 Bde.).

Houben, Zeitschr. = H. H. Houben, Zeitschriften des jungen Deutschlands 1. Bd. (Bibliographisches Repertorium, Bd. 3, Berl. 1906).

«Jungd. Lebenswirren» = H. H. Houben, Jungdeutsche Lebenswirren («Zeitschrift für Bücherfreunde», Bd. 10, S. 1—17; S. 49—67; S. 233—242, Bielefeld u. Leipzig 1907).

Pierson = E. Pierson, Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen (Dresden u. Leipzig, o. J. [1890]).

Zodiacus = Theodor Mundt, Literarischer Zodiacus. Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst (Leipzig 1835—36).

Die Briefe Mundts, Kühnes und Schlesiers an Varnhagen befinden sich auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, die Mundts an die Gebr. Reichenbach im Besitze von Herrn Kurt Staeglich in Leipzig.

I. Mundts Jugend und erste schriftstellerische Versuche.

Theodor Mundt gehört mit Heine, Gutzkow, Laube und Wienbarg zusammen zum sogenannten Jungen Deutschland. Nur einer von ihnen, nämlich Heinrich Heine, ist heute noch im Volke wirklich lebendig; denn wenn auch von Gutzkow und Laube noch gelegentlich das eine oder andere ihrer Dramen aufgeführt wird, so gehören sie doch im ganzen, ebenso wie Wienbarg und Mundt, nur noch der Geschichte der Literatur an. — Lange betrachtete man die ganze Richtung des Jungen Deutschlands als eine vorübergehende Verirrung einiger junger Geister, die für die Folge ohne Bedeutung geblieben sei, und erst in neuerer Zeit hat man angefangen, diesen Schriftstellern lebhafteres Interesse entgegenzubringen. Außer Heine haben vor allem Gutzkow und Laube die Forschung beschäftigt, und über Wienbarg haben wir durch die Arbeit von Schweizer[1] manchen Aufschluß erhalten. Über Mundt ist jedoch immer nur ganz gelegentlich gehandelt worden. Meistens tut man ihn damit ab, daß man ihn als «den Kritiker des Jungen Deutschlands» und als Verfasser einiger unbedeutender Novellen anführt; eine Darstellung des Werdens dieses Mannes ist bisher nicht versucht worden. Auch die Spezialarbeiten über das Junge Deutschland von Brandes, Proelß und Geiger widmen Mundt nur einen verhältnismäßig kleinen Raum. Alle drei begnügen sich in der Hauptsache mit einer längeren Besprechung der «Madonna»; Proelß gibt außerdem noch den Inhalt von zwei früheren Novellen Mundts, während Geiger auf manche Zensurschwierigkeiten aufmerksam macht. In neuerer Zeit hat H. H. Houben durch Ver-

[1] Schweizer, Ludolf Wienbarg, Beiträge zu einer jungdeutschen Ästhetik (Leipzig 1897).

öffentlichung einer Anzahl bisher ungedruckter Briefe Mundts manches zur Kenntnis des Mannes beigetragen, am ausführlichsten mit dem Aufsatze «Jungdeutsche Lebenswirren».[1]

Die folgende Darstellung beabsichtigt, die Entwicklung Mundts während seiner jungdeutschen Periode klarzulegen. Besonders wird dabei zu zeigen sein, mit welcher Berechtigung man seine Schriften mit denen des übrigen Jungen Deutschlands zusammen verbot. Zum Schluß soll eine zusammenhängende Charakteristik seiner dichterischen Eigenart und seiner Lebensauffassung versucht werden.

Gottlieb Theodor Mundt wurde am 19. September 1808 zu Potsdam geboren.[2] Sein Vater, Gotthilf Mundt, war Registrator bei der Potsdamer Kammer gewesen, hatte aber wegen der Kriegsunruhen seine Heimatsstadt mit seiner Familie verlassen müssen und war bald nachher in Posen an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Seine Mutter, Friederike geb. Bieske, kehrte nach dem Tode ihres Mannes nach Potsdam zurück und gab dort ihrem Sohn Theodor das Leben, der am 18. Oktober in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam getauft wurde. In der Hoffnung, in Berlin besser für ihren und ihrer Kinder Unterhalt sorgen zu können — sie hatte außer ihrem Sohn noch zwei Töchter, Pauline und Jeannette —, zog die Mutter dorthin. Trotz der bescheidenen Verhältnisse, in denen die Familie lebte, wurde es Theodor doch ermöglicht, nach vollendetem elften Lebensjahre das Joachimsthalsche Gymnasium zu beziehen, das er am 5. Oktober 1825 mit dem Zeugnis der Reife verließ; dieses lautete:

---

[1] Vgl. das Literaturverzeichnis.

[2] Die Angaben über die Jugend- und Universitätsjahre Mundts verdanke ich vorzugsweise den Promotionsakten der Philosophischen Fakultät zu Erlangen. — Nach Aussage des Kirchenbuches der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam ist Mundts Geburtstag der 19. September, nicht, wie manche Literaturgeschichten, auch Proelß («Das junge Deutschland», S. 502, Stuttgart 1892), angeben, der 29. — Als Vornamen sind im Kirchenbuch «Gottlieb Theodor» eingetragen. Er selber pflegte seine ersten Arbeiten Th. A. [madeus] Mundt zu unterzeichnen. Die angegebene Urkunde weist übrigens auch die Schreibung Mund (nicht Mundt) auf. Ebendort ist als Vorname des Vaters Gotthilf aufgeführt, während der Sohn als solche Christian Christoph angibt. — Als Geburtsort findet sich mehrfach Sanssouci genannt, und zwar wohl mit Bezug auf die Unterschrift in einem Briefe Mundts an Kühne vom Jahre 1828 (vgl. Pierson, S. 15), in der er sich «Geborner in Sanssouci» nennt.

Testimonium scholasticum.[1]

Nr. II.

Theodorus Amadeus Mundt, annum agens decimum septimum, natus Potsdami, patre dum vivebat, registratore, postquam sex per annos gymnasium nostrum frequentavit, per annum et semestrem primae classis sodalis, Berolini juris scientiae studio operam se daturum profitetur.

Mores:

Erga commilitones, quantum nobis innatuit pacis et concordiae studissimus. Erga praeceptores insigni se gessit modestia.

Industria:

Omnibus quibus adolescentes imbui solent, litterarum disciplinis praeter mathematicam egregiam navavit operam.

Profectus:

In abiturientum etc.
in lingua graeca: perbene,
„ „ latina: „
„ „ vernacula: „
„ historiis et geographicis: perbene,
„ mathematicis et physicis parum se esse versatum.

Haec fide nostra interposita, adjectis nominibus et sigillis, testati sumus.

Berolini die IV ante Nonas Octobris MDCCCXXV.

Commissarius Regius et Professores Gymnasii Regii Joachimici
Nolte, Snethlage, Poppe, Brunn, Wolff, de Marée, Pfund, Koepke, Kannegießer, Zumpt, Snethlage, Abeken, August.

Unter seinen Lehrern gedenkt Mundt mit besonderer Verehrung des Professors C. T. Zumpt, der ihn für lateinische Sprache und Literatur begeisterte, und Fr. C. Köpkes, der einen sehr anregenden Geschichtsunterricht erteilte. Seine mangelhaften Erfolge in der Mathematik entschuldigt er mit dem schlechten Anfangsunterricht in diesem Fache.

Zu den besseren Schülern seiner Klasse scheint er nicht gehört zu haben; wenigstens erhielt er auf seinem Abgangszeugnisse nur das Prädikat «zwei», während die meisten seiner Mitschüler «Nummer eins» bekamen.

Am 26. Oktober 1825 wurde er unter dem Rektorate Böckhs bei der juristischen Fakultät der Universität Berlin immatrikuliert,

[1] Original im Joachimsthalschen Gymnasium.

trat aber schon am 10. Mai 1826, seiner Neigung zu philologischen Studien folgend, zur philosophischen Fakultät über. Mit besonderem Eifer besuchte er die Vorlesungen Böckhs, der über «Demosthenes», «Erklärung der Platonischen Republik» und über «Griechische Altertümer» las. Bei August Bekker hörte er «Erklärung der Reden des Thukydides», bei G. Bernhardy «Quintilians de institutione oratoria», und bei C. Lachmann beteiligte er sich an den «Übungen über Sophokles' Philoctet». Als 1827 sein verehrter Lehrer Zumpt Professor an der Universität wurde, hörte er bei ihm noch «Ciceros Reden gegen Verres». Historische Studien trieb er bei Fr. Wilken («Geschichte des Altertums und des Mittelalters»), bei Fr. v. Raumer («Völker und Staaten der neueren Zeit») und L. Ranke («Idee einer Weltgeschichte»). C. Ritter («Allgemeine Geographie») lehrte ihn, «auch die Geographie als Wissenschaft zu behandeln», und bei P. J. Stuhr hörte er ein Kolleg «Über die Mythen der Ägypter, Griechen und Skandinavier».

Dazu kommen die philosophischen Vorlesungen Hegels über «Metaphysik», «Ästhetik», «Logik», «Geschichte der Philosophie», «Naturphilosophie» und über «Religions-Philosophie».

Obgleich er viele Privatstunden erteilen mußte, um sein Studium zu ermöglichen und seine Mutter unterstützen zu können, so wurde er doch schon am 18. September 1828 exmatrikuliert. Er hielt sich darauf eine Zeitlang bei Verwandten in Halle auf, von wo aus er das Examen pro facultate docendi bestand und dabei «kein ungünstiges Zeugnis» erlangte. Am 20. April 1830 promovierte er in Erlangen mit einer Arbeit «De initiis rhetorices apud Siculos».

Die Anregung dazu gab ihm ein Buch Spengels «Συναγωγὴ τέχνων» (Stuttgart 1828), das auf Grund einer Preisfrage der Berliner philosophischen Fakultät verfaßt worden war. Er versuchte, *den von Spengel zuerst lichtvoller erörterten Gegenstand wenigstens noch einmal kritisch zu mustern,* wobei er sich die Bemerkungen zunutze machte, die G. Bernhardy in seiner Kritik[1] des Buches gegeben hatte. Die athenische Beredsamkeit habe ihren Ursprung in Sizilien, wo sie durch die Prozesse hervorgerufen sei, die sich nach dem Sturz der syrakusanischen Tyrannen wegen des ehemaligen Güterbesitzes erhoben hätten. Corax, der übrigens nicht,

[1] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (Berlin 1829, Bd. 2, S. 270ff.).

wie Spengel meinte, ein Schüler des Empedokles gewesen sein könne, und der oft als der «Erfinder» der Beredsamkeit angesehen würde, sei eben nichts als ein syrakusanischer Advokat gewesen. Gorgias hätte dann die sizilianische Redekunst nach Athen gebracht, wo sie durch die sophistische Schule weiter ausgebildet worden sei.

Der Historiker K. W. Böttiger, der damals Dekan war, nannte die Arbeit *wahrhaft gediegen*, und auch die Bearbeitung der ihm vorgelegten schriftlichen Fragen — die Promotion fand in absentia statt — fielen größtenteils zur Zufriedenheit der Professoren aus. Trotzdem erlangte er nur das Prädikat «rite».

Aus seinem Schreiben vom 10. April 1830 an den Dekan der philosophischen Fakultät in Erlangen geht auch hervor, daß er schon damals die Absicht hatte, Universitätslehrer zu werden. Er hatte zwar in erster Linie eine preußische Universität im Auge, erkundigte sich aber, welche Bedingungen er bei der Habilitation in Bayern zu erfüllen habe.

Das akademische Lehramt war jedoch nur das eine Ziel seiner Wünsche, das andere war, auf sein Volk dereinst als Dichter und Schriftsteller zu wirken. Innige Freundschaft hatte ihn während seiner Schul- und Studienjahre mit Gustav Kühne verbunden, und mit Stolz hatten sich die Freunde gegenseitig die Erstlinge ihrer jungen Muse vorgelesen. Diese reichen bis in die Schulzeit zurück. Aus dem Monat Juli des Jahres 1824 stammen zwei noch unveröffentlichte Gedichte, «Der Tod» und «Die Heimat». Das erstere enthält eine Klage angesichts des frühen Todes, und in dem zweiten spricht er in sehr bewegten Worten seinen Schmerz darüber aus, heimatlos zu sein. — Die elegische Grundstimmung war ihm vielleicht durch die drückenden Verhältnisse seiner Jugendzeit gegeben; Erlebtes aber bringt er darin nicht zum Ausdruck. In dem Gedichte «Naturgeist» (Sommer 1825) nimmt er ein Lieblingsthema der Lyrik des 18. Jahrhunderts wieder auf und feiert in freien Rhythmen das wunderbare Schaffen und Walten Gottes, das er im ehernen Tritt des Donners, im säuselnden Hauch des Windes und im Frieden der Abendlandschaft erkennt. — Auch an Dramen hat er sich sehr früh gewagt, von denen eins den Titel «Simson» geführt haben soll.

Eine ganz besondere Vorliebe aber hatte er für die Novelle,

als deren Meister damals allgemein Ludwig Tieck galt. Daneben verehrte er Heinrich Steffens, H. v. Kleist und Franz Horn, in dessen Hause er auch Zutritt bekommen hatte, als die größten Novellendichter.

Seine eigenen Versuche in dieser Gattung, die er schon von 1826 an veröffentlichte, sind freilich recht schwach. Sie zeigen ihn ganz im Banne der Romantik, besonders E. Th. A. Hoffmanns. So wird z. B. ein wahnsinniges Mädchen, dem der eigene Vater den Bräutigam hat vergiften lassen, durch einen Doppelgänger des letzteren wieder geheilt. In einer anderen Erzählung läßt er nächtliche Gespenster, die sich später als harmlose Kammerzofen entpuppen, auf wildem Rosse drei Jünglinge entführen. Auch die sonstigen Mittel, Grausen zu erzielen, läßt er sich nicht entgehen; von Mord und Selbstmord, Brand und anderen Unglücksfällen macht er überreichen Gebrauch. Für den Stil, in dem diese Novellen gehalten sind, ist schon der Ort, an dem er sie veröffentlichte, bezeichnend, nämlich die «Berliner Schnellpost»[1], die Saphir herausgab. Diesem Witzbold, der damals ganz Berlin in Aufregung versetzte, suchte Mundt es gelegentlich gleich zu tun, und gerade dieses krampfhafte Suchen nach Witzen macht seine ersten Erzeugnisse oft ungenießbar.

Der Novelle gelten auch, abgesehen von einigen wenig bedeutenden Bücherbesprechungen, seine ersten kritischen und literarhistorischen Arbeiten, die er bis zum Mai 1827 im «Beiwagen zur Schnellpost», von da ab im «Berliner Konversationsblatt» veröffentlichte, mit dessen Herausgeber, Willibald Alexis, er persönlich bekannt geworden war. Dahin gehören die Aufsätze «Zur Geschichte und Kritik der Novellenpoesie»[2], über «Italienische Novellenpoesie»[3] und eine Rezension von Tiecks Novelle «Der Alte vom Berge».[4] Er führte darin aus, in der Novelle sei die größte Fülle von Poesie,

[1] Die Titel waren: 1. «Abenteuerliches Leben» (1826, Nr. 68—74); 2. «Das einsame Landhaus» (1826, Nr. 144—151); 3, «Der Liebe Lust und Leid» (1827, Nr. 18—23); 4. «Das Liebchen zu Roß. Ein Schwank» (1827, Nr. 60—67); 5. «Die Prinzen von Salerno» (1827, Nr. 121—134). — Unter den dort veröffentlichten Kritiken sei erwähnt: «Über Ludwig Tiecks Novellen» (1827, Beiwagen Nr. 2—4).

[2] «Berliner Conversations-Blatt», 1828, Nr. 101—104.

[3] Ebenda, 1829, Nr. 161 ff.

[4] Ebenda, 1829, Nr. 48ff.

deren die neuere Literatur bisher fähig gewesen, zur Darstellung gebracht, und mit Recht sei diese Gattung die beliebteste geworden.

In jener Zeit trug er sich mit dem Gedanken (und auch 1834 noch)[1], eine größere Abhandlung, «Geschichte der Novellen-Literatur», zu veröffentlichen, zu der die Aufsätze «Die Poesie der Sagen, Märchen und Novellen»[2] und «Über deutsche Romane und Novellen in ihrer Entwicklung»[3] Bruchstücke waren.

Neben den Novellen Tiecks fesselten ihn vor allem Heines «Reisebilder». Von ihnen sagt er später[4]:

> Dies Buch wirkte bei seinem Erscheinen so außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung, bald in humoristischer Selbstgeißelung, bald in sentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetischer Spiegelung darin wiederfand. Und über allem diesen lag der Zauber der Jugend, des ungenirt darein tappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der anderen angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflectirung der Zeit, und in dieser Mischung der Contraste so ergötzlich und bedeutsam.

Ähnliche Züge machten ihm auch Jean Paul und Th. G. Hippel lieb. Für den letzteren begeisterte er sich ganz besonders, und über ihn, in dem er manche Züge seines eigenen Wesens wiederzufinden meinte — nannte er sich doch selber *Hippels natürlichen Sohn*[5] —, hat er des öfteren gehandelt.[6] Er bemühte sich, die mannigfachen psychologischen Rätsel in diesem Manne aufzudecken und zu lösen. *Ich konnte auch Manches über Hippels persönliche Verhältnisse aus biographischen Quellen und Mittheilungen, die bisher noch nicht vollständig benutzt waren, einweben,* schreibt er am 28. Oktober 1830 an Brockhaus[7], und später rühmt er sich,

[1] Vgl. «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (Berlin 1834, Bd. 2, S. 672).

[2] «Berliner Conversations-Blatt», 1828, Nr. 25.

[3] «Berliner Conversations-Blatt», 1829, Nr. 214.

[4] «Freihafen», Bd. 3, S. 192 (Altona 1840).

[5] In einem Briefe an Charlotte Stieglitz vom 13. Januar 1834, abgedruckt in den «Jungdeutschen Lebenswirren», S. 10. Die Bezeichnung *Hippels natürlicher Sohn* legt Mundt sich wohl mit Bezug auf eine Äußerung Hippels bei, der Jean Paul seinen *literarischen Sohn* genannt hatte.

[6] Vgl. Bl. f. lit. Unterhaltung, 1830, Nr. 321—324; ferner «Zeitgenossen», 3. Reihe, Bd. 4, Nr. 25—26 (Leipzig 1833); beides vereinigt in den «Kritischen Wäldern», S. 195—252 (Leipzig 1833).

[7] Die Briefe Mundts an Brockhaus befinden sich im Archive dieser Firma in Leipzig.

daß er der erste gewesen sei, der dem *Geist und Andenken Hippels in Deutschland die ihm gebührende Anerkennung widerfahren ließ.*[1] Von ihm und Jean Paul, die er beide in Parallele zueinander setzt[2], hat er selber manches aufgenommen, und was er vom Stil der beiden sagt, nämlich, daß die Gelehrsamkeit oft dem Witz zur Folie diene und dem Humor auf die Sprünge helfen müsse, das gilt nur gar zu häufig auch von seiner eigenen Schreibart.

Auch das echt Deutsche, das er an ihren Schriften rühmt, bemühte er sich, beständig in seinen eigenen Erzeugnissen zum Ausdruck zu bringen. Unter beiden Lieblingen räumt er aber doch Jean Paul die erste Stelle ein; er sei mehr Dichter als Hippel: der zarte Duft der Poesie umspiele seine Werke als ihre natürliche Atmosphäre, welche sich in den Schriften des anderen selten ganz unbewölkt und ohne die schweren Nebel einer ins Poetische übersetzten, aber empirisch gebliebenen Gelehrsamkeit zeige.

Durch sein Eintreten für Hippel, dem man damals als Dichter nur wenig gerecht wurde, offenbarte Mundt seine Absicht, nicht bloß den allgemein betretenen Wegen in der Kritik zu folgen. Das zeigte sich noch deutlicher in seinem Urteil über Goethe, wie er es in seiner Kritik der «Wanderjahre»[3] darlegte. Wenn sich der noch nicht 22jährige Jüngling erkühnte, sogar über Goethe abzuurteilen, so mag zu seiner eigenen Entschuldigung eine Stelle aus seiner Besprechung der Werke Hippels angeführt werden[4]:

> Etwas zu lernen aus den Ergebnissen eines vergangenen Lebens, das ist die Hauptsache, und damit segne Gott unsere Studien. Wollen wir aber weiter kommen und Etwas lernen, so dürfen wir uns auch die Mängel unserer großen Männer nicht verhehlen, wir müssen sie aufdecken, betrachten, kritisiren. Und gerade die Mängel unserer großen Männer; denn die Irrthümer kleiner Geister sind unbedeutend, und man lernt aus ihnen Nichts.

Ja, bei einem Vergleiche Goethes mit Hippel[5] hält er es sogar für eine Entweihung, einen mit seiner Zeit so zusammenhängenden Schriftsteller wie Goethe mit übermäßigem Lobe zu überschütten.

---

[1] «Kritische Wälder», S. VIII (Leipzig 1833).

[2] Über den Einfluß Hippels auf Jean Paul siehe auch Joh. Czerny, Sterne, Hippel und Jean Paul («Forschungen zur neueren Literaturgeschichte», herausg. von Franz Muncker, Bd. 27, Berlin 1904).

[3] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1830, Nr. 264—266.

[4] Ebenda, 1830, Nr. 322 (S. 1285).

[5] Ebenda, 1830, Nr. 324 (S. 1296).

Von ihm sagt er: *Wir möchten weder zu den Enthusiasten im Anpreisen* (wobei er die Berliner literarischen Tees im Auge hatte) *noch zu den Frechen im Absprechen gehören* (wie Menzel, der Goethes Genie in Frage stellte, und Börne, dessen Grimm sich vorwiegend gegen Goethes Charakter richtete). Er nimmt vielmehr in der Kritik Goethes eine ähnliche Stelle ein, wie Heine in jener Periode seines Lebens[1], der damals auch der Meinung war, daß die Goethesche Kunstperiode als vergangen zu betrachten sei. Mundt schreibt:

> Die Zeit der unbedingten Bewunderung und Anbetung ist für Goethe's Werke gewiß vorüber . . . Gerade wir stehen schon wieder auf einem andern Standpunkt und wissen uns so entschieden als einer andern Zeit angehörig, daß uns die Goethe'sche Poesie in manchem Betracht als eine vergangene, in manchen Interessen als eine veraltete gelten muß, der wir zwar einen unschätzbaren Theil unserer Bildung verdanken, die aber die Interessen unserer Zeit nicht mehr befriedigt und ausfüllt, wenigstens nicht mehr beherrscht. Wir gehören, mögen wir producirend oder nichtproducirend sein, einer neuen Dichterschule an und haben uns jetzt vor manchem Element der Goethe'schen Poesie, als vor einem gefährlichen, in der Tat zu hüten . . . Damit ist nicht geleugnet, daß nicht in Goethe's Poesie Vieles ewig dauern werde.

Für die neueren Erzeugnisse verlangt er damit, daß sie in erster Linie der Forderung des zeitgemäßen Gehaltes genügen, und die Beachtung dieser Norm hat er auch in seinen Kritiken der folgenden Jahre mit größtem Nachdruck wiederholt. Mit der Forderung nach zeitgemäßem Gehalte verbindet er vor allem die nach engster Beziehung zwischen Poesie und Leben. Derselbe Grundsatz war ja schon oft, und gerade immer dann mit besonderem Nachdruck geltend gemacht worden, wenn sich eine neue Strömung in der Literatur durchzuringen versuchte, so in der Zeit der Stürmer und Dränger und dann wieder von den älteren Romantikern. Mundt scheint mit beiden Forderungen unter dem Einflusse W. Menzels zu stehen, dessen Buch «Die deutsche Literatur», ihm schon bald nach seinem Erscheinen in die Hände fiel.[2]

---

[1] Vgl. Heine, Bd. 7, S. 255.

[2] Vgl. darin z. B. Bd. 2, S. 56—61 f. u. 188. — Beide Grundsätze werden bald auch vom übrigen Jungen Deutschland, mit besonderer Wärme von Wienbarg verfochten, namentlich in seinen «Ästhetischen Feldzügen» (Hamburg 1834), also erst mehrere Jahre nach Mundt.

Daß seine kecke Sprache über Goethe keineswegs unbeachtet blieb, beweist sein Brief vom 28. Oktober 1830 an Brockhaus, in dem es heißt:

> Mein Aufsatz über Goethe's Wanderjahre, für dessen beschleunigten Abdruck ich Ihnen danke, hat hier in Berlin, wo es von übertriebenen Göthianern wimmelt, seine Wirkung gethan und für einige Abende die ästhetischen Theezirkel in Schrecken gesetzt. Meine Absicht war, eine gemäßigte Verehrung des großen Dichters einzuleiten, und eine solche wird trotz Weihrauch und Lobhudelpsalm doch endlich die Zeit selbst herbeiführen.

Wesentlich waren es also literarische Fragen, die er in seinen ersten Veröffentlichungen behandelte, daneben aber auch philosophische und sogar theologische. In allen Kritiken, in denen er religiöse Erörterungen vorbringt, und besonders in dem Aufsatz «Union, Lutherthum und die Konfession von Henrich Steffens»[1] erweist er sich als eifriger Protestant. Die Union ist ihm eine Tat geistiger Stärke und gesicherten Selbstbewußtseins. Er hofft von ihr, daß sie auch einst die katholische Kirche mit umschließen werde.

Ähnliche Erwartungen sprechen sich auch in seiner Kritik über «Historische Beiträge zur Erläuterung der Begriffe Pietismus, Mysticismus und Fanatismus» von Daniel v. Coelln[2] aus, in der er die Hoffnungen kritisiert, die sich einige davon gemacht haben, daß durch die vorherrschende und alles verschmelzende Gefühlsrichtung des Pietismus die verschiedenen Konfessionen der Kirche miteinander versöhnt, und so alle Gegensätze des ringenden Geistes gewissermaßen in einem Herrnhut des frommen Gefühls zur pietistischen Ruhe gebracht werden könnten. Dabei will er aber durchaus nicht auf jedes Dogma verzichten. So sagt er z. B. in der Besprechung der Steffensschen Schrift:

> Hier genügt es, wenn wir daran festhalten, daß der echte christliche Glaube kein leeres Fühlen und Meinen, sondern etwas Konkretes ist, das die spekulativen Elemente des Erkennens in sich schließen muß, und wenn Steffens den Rettungsweg aus der Philosophie in den Glauben einschlug, so ist bei ihm am allerwenigsten der spekulative Grund, auf welchem sein Glauben ruht, zu verkennen.

Der wahre christliche Glaube ist ihm kein bloßer frommer Instinkt, sondern etwas Lebensvolles und Inhaltsreiches, ja das

[1] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1831, Nr. 282ff.

[2] Ebenda, 1830, Nr. 299—300.

Inhaltsreichste, das, *von der Erkenntnis befruchtet und zugleich von der Liebe verklärt, eben deshalb Saat und Ernte aller Religion sein muß.*

In derselben Zeit fängt er auch an, seinen Hegelianismus, dem er vier Jahre treu ergeben war, zu überwinden. Er selber sagt zwar später[1], daß sich schon 1826 seine poetische und historische Natur gegen die Fesselung des Schönen und der Kunst an das Begriffs- und Gedankenmäßige aufgelehnt habe, und daß er mit der Schilderhebung für das freie Individuelle zugleich die Mahnungen des Nationellen und Volkstümlichen in sich wachsen fühlte. Aber alle seine Veröffentlichungen, auch die späteren noch, verraten, wie tief er in der Hegelschen Schule steckte. Daß er jedoch den redlichen Willen hatte, sich von diesem Banne zu befreien, beweist ein Brief an seinen Freund Kühne vom Jahre 1828, in dem er sagt, daß es Zeit sei, sich den Hegelianismus völlig aus den Gliedern zu vertreiben, und daß nicht viel dialektische Bewegung mehr nötig sein werde, um ihn ganz auszuschwitzen. Das sei erforderlich, wenn nicht das freie Leben in den dumpfen Kellergewölben des Systems verdunsten solle.[2] In einer Besprechung der «Logik» Troxlers[3], in der er zwar die Hegelsche Philosophie im allgemeinen noch verteidigt, gibt er doch schon zu, daß diese die Kunst *nur zu einem bloßen Formelspiel der Vorstellung* erniedrige. Eine entschiedene Absage gegen Hegels Ästhetik findet sich dann in einer Besprechung von Rosenkranz' «Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter».[4] Am wirksamsten aber tritt er der Hegelschen Kunstauffassung in der philosophischen Humoreske «Kampf eines Hegelianers mit den Grazien»[5] entgegen, die er schon Sommer 1831 — also noch zu Hegels Lebzeiten — verfaßt hatte, und in der er die Hegelsche Enzyklopädie mit ihren dialektischen Bestimmungen und ihrer Abgeschlossenheit gegen die schöne Kunst ironisiert. Darin führt er uns zwei begeisterte Anhänger Hegels vor, Dr. Weißdaßernichtsweiß und Dr. Fürsich. Ersterer ist Rezensent der «Schlechthin allgemeinen Bibliothek der höheren Sphären», und, anstatt daß er sich an der lebendigen Natur zu erfreuen

---

[1] «Freihafen», Bd. 3, S. 191 (Altona 1840).

[2] Vgl. Pierson, S. 11.

[3] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1830, Nr. 168—169.

[4] Ebenda, 1831, Nr. 248—249. — [5] Ebenda, 1832, Nr. 61—64.

suchte, studiert er lieber Hegels Naturphilosophie. Den Dr. Fürsich würdigen sogar die Grazien eines persönlichen Besuches; aber er weist sie von sich, da sie sich ja nicht in das System des geliebten Meisters einordnen lassen.[1]

In dem Schreiben, mit dem er diese Humoreske am 14. Juli 1831 an Brockhaus sandte, heißt es:

> Ich wollte mich nämlich gerne einmal in Ihren Blättern über das Grundwesen der Hegelschen Schule auslassen, ohne doch in eine zu streng wissenschaftliche Methode zu gerathen, die ihre Leser vielleicht hätte abschrecken können. Ich wählte daher eine zum Theil allegorische Einkleidung und der ganze Aufsatz wurde mir unter den Händen zu einer mehr oder weniger lustigen Satire, weshalb ich ihn eine: kritische Humoreske benamsete.

Auch in dem Aufsatze «Musik und Philosophie. Zeitgemäße Betrachtungen»[2] wendet er sich gegen die Ästhetik Hegels, der sich bei der Musik nichts denken könne und darum ihren Wert gering einschätzen wolle. Es sei eben sehr bedauerlich, daß einem so verehrungswürdigen und gründlichen Manne der Kunstsinn versagt sei. Mundt selber rühmt sich in einer Kritik von Kühnes «Quarantaine im Irrenhause»[3], und seine Zeitgenossen stimmen ihm zum Teil bei[4], daß er der erste unter der jungen Generation gewesen sei, «der das freie Leben der Persönlichkeit und die Rechte der Kunst gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegelschen Philosophie geltend gemacht habe».[4]

Vorwiegend musiktheoretische Erörterungen bringt er auch in dem Aufsatz über «Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zueinander und zum Theater»[5] vor. Er gibt zwar selber zu, daß er für Musik kein Verständnis habe und in die musikalische Kritik nur «hineinpfusche»[6]; das hindert ihn aber nicht, über Musik zu schreiben. In dem angeführten Aufsatze «Oper, Drama etc.»

---

[1] Dieser recht frisch und mit gesundem Humor geschriebene Aufsatz ist mit deutlicher Anlehnung an Heines Schilderung der Erscheinung Saul Aschers in der «Harzreise» verfaßt (Heine, Bd. 3, S. 41—42).

[2] Aufgenommen in die «Kritischen Wälder», S. 59—78 (Leipzig 1833).

[3] Zodiakus, September 1835, S. 217. Später aufgenommen in die «Charaktere und Situationen», S. 307 (Leipzig und Wismar 1837).

[4] Literarische Zeitung, Nr. 13 (Berlin 1838).

[5] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1831, Nr. 152—155.

[6] An Charlotte Stieglitz am 13. Januar 1834 («Jungd. Lebenswirren», S. 10).

meint er, das Drama würde, um nicht ganz zu verfallen und dem Zeitgeschmack sich zu entfremden, sich der Erneuerung nicht entziehen können. Er macht den Vorschlag, der sowohl vor als auch nach ihm öfter wiederholt worden ist, bei dieser Erneuerung die «zeitgemäße» Musik nach einem bestimmten Plan zu Hilfe zu nehmen und das Drama fortan als kunstgeformtes Melodram wirken zu lassen. Er selber versichert, Pläne zu solchen «zeitgemäßen» Dramen zu haben. Es fehle eben nur an Theatern und Komponisten. — Wie aus einem Briefe an Charlotte Stieglitz vom Anfang Mai 1834[1] ersichtlich ist, wollte er auch eine Abhandlung über das Verhältnis der Malerei zur Musik schreiben.

Seine eifrige Beschäftigung mit Kunst und Philosophie, ferner manche Züge des damaligen Berliner Lebens spiegeln sich in seinem ersten Roman wieder, den er schon 1829 ausarbeitete, der aber erst 1831 in Berlin erschien, «Das Duett».[2] Über die Absicht, die er mit dieser Arbeit verfolgte, äußert er sich selbst in einem Briefe vom 21. April 1830 an Brockhaus:

> Ich hoffe durch diese Novelle besonders deshalb Eingang beim Publikum zu finden, weil das Thema derselben, welches das Verhältniß der Musik zur Zeit behandelt, sich so enge an die Interessen der Gegenwart und beliebte Tagesbeziehungen anschließt. Ein solches Thema mußte ebensosehr einen bunten und piquanten Novellenstoff hergeben (Schicksale berühmter Sängerinnen, satirisch aufgefaßt, Portraits und Modewelt u. dgl.), als es von der andern Seite durch seine Bezüge auf Kunst und Leben in das Gebiet einer Zeitgemäßen Reflexion führte, die, wie es scheint, heut zu Tage von der Novelle nicht mehr ausgeschlossen werden darf. So konnte ein bewegtes Bild der Gegenwart entstehen, und wenn es gut geht, hat meine Novelle einigermaßen den Erfolg, welcher der Henriette des Herrn L. R . . . . . . b in Berlin zu Theil wurde, ohne das widrige Schicksal ihres Verfassers zu haben.[3]

Man muß sich die große Beliebtheit vergegenwärtigen, die damals die Oper und ihre Darsteller genossen. In den Jahren 1825

---

[1] Vgl. «Jungd. Lebenswirren», S. 16.

[2] Der Anfang ist abgedruckt im «Freimüthigen», 1830, Nr. 154—158.

[3] Der Musikkritiker und Dichter Ludwig Rellstab (1799—1860) hatte 1826 unter dem Pseudonym «Freimund Zuschauer» ein Pamphlet «Henriette oder die schöne Sängerin» veröffentlicht, in dem er sich gegen die übertriebene Verehrung von Henriette Sontag wandte, das ihm aber eine längere Gefängnisstrafe zuzog.

bis 1827 hatte er Gelegenheit, Henriette Sontag zu bewundern und die großartige Verehrung kennen zu lernen, die man ihr zuteil werden ließ. Nachdem sie Berlin verlassen hatte, scheint die Sängerin Vio ihre Stelle bei Mundt eingenommen zu haben. In einem Gedichte[1], das er ihr widmet, heißt es:

Du, die Rossini's Klimpertand mit Seele
Belebst und Inhalt giebst geistlosen Noten,
Zu werden Gluck's und Mozart's Philomele
Scheint Dir von Deinem Genius geboten.

Der Inhalt des «Duetts» ist folgender:

Eduard. Assessor in einer kleinen Stadt nahe der Residenz, erfährt, daß die Tochter eines seiner Universitätslehrer, Adelaide Winter, die er von seiner Studentenzeit her immer noch innig liebt, eine berühmte Sängerin geworden ist. Er besucht eines ihrer Konzerte, in dem sie ihn besonders durch ihre Partie in einem Spohrschen Duett in F-dur berauscht. Als an demselben Abend ein Theaterdirektor ganz zufällig die ungewöhnliche Schönheit seiner Stimme erkennt, gibt er seinen juristischen Beruf auf, wird Sänger und führt bald darauf seine geliebte Adelaide heim. — Adelaidens unglücklicher Vater, der von seiner Familie getrennt lebt, ferner der übliche *große Unbekannte*, der der hübschen aber eitlen Schwester Adelaidens den Hof macht und zum Schluß als gefährlicher Hochstapler entlarvt wird, dann ein kunstschwärmender Engländer, vor allem Eduards Freund Arnim, der sich nach dem Tode Winters der Erziehung von dessen zwölfjähriger Pflegetochter annimmt, die er später heiratet: das sind die Hauptträger der Nebenhandlungen.

Als literarisches Vorbild haben ihm sicher die «Musikalischen Leiden und Freuden» Tiecks gedient, in denen ebenfalls ein junger Mann eine gefeierte Sängerin zu gewinnen bestrebt ist. Ebenso dürften die musikalischen Erörterungen, die sich in Mundts Novellen finden, ihr Muster in den betreffenden Ausführungen bei Tieck haben. Die deutlichste Anlehnung an sein Vorbild aber verrät der Engländer, der auf der Suche nach seinem Prokuristen ist, weil er ihm den größten Teil seines Vermögens veruntreut hat. Er ist dem Italiener bei Tieck nachgebildet, nur daß bei diesem die Eifersucht das Motiv ist, weswegen er seinen Feind verfolgt.

[1] «Der Freimüthige», 1830, Nr. 108.

Ferner erinnert das eigenartige Duell zwischen dem Engländer und seinem Widersacher lebhaft an den komischen Selbstmordversuch, den Tieck seinen Italiener machen läßt. — Die zahlreichen Reflexionen, die sich in dem Roman finden, legt er teils einem jungen Doktor der Philosophie in den Mund, der sie bei irgendeiner Gelegenheit anbringen muß, teils erfahren wir sie aus einem Tagebuche Winters. Sie erstrecken sich über Poesie, Musik und Philosophie und bewegen sich in ganz ähnlichen Kreisen, wie sie uns in den bisherigen Veröffentlichungen Mundts entgegengetreten sind. Neu sind nur die Anklagen gegen den modernen gesellschaftlichen Verkehr, über den zu sprechen und zu schreiben durch Goethes Romane Sitte geworden sei. Es läge die Gefahr nahe, daß die Menschen auf diese Weise zu leblosen Puppen erzogen würden, wenn nichts weiter geboten würde, als *etwas Musik, etwas Kartenspiel, etwas Mokieren, viel Essen und viel Langeweile.* Dabei würden die geselligen Formen zu *unheimlichen Grimassen,* während ihr eigentlicher Zweck doch sein müsse, *Schulen der Menschenkenntnis für die in die Welt tretende Jugend* zu sein.

Künstlerisch steht der Roman nicht hoch, die breiten Reflexionen, die noch dazu oft wenig geschickt in den Gang der Handlung eingeflochten werden, der große Spielraum, der dem Zufall gelassen wird, und zahlreiche andere Verstöße gegen die Lebenswahrheit gereichen dem Werke entschieden zum Nachteil.

Beweist diese erstere größere Arbeit Mundts, wie eifrig er die Bildungseinflüsse, die ihm Wissenschaft und gesellschaftliches Leben der preußischen Hauptstadt jener Zeit boten, in sich aufgenommen hatte, so zeigt die folgende Novelle, daß er seinen Blick bereits über die Grenzen Berlins hinausschweifen ließ. Das Streben der jungen literarischen Kreise Frankreichs war es, was sein lebhaftes Interesse erregt hatte.[1] Er sah darin ein Ringen nach einer neuen Kunst- und Lebensauffassung, das mit den Absichten der jüngsten Geister in Deutschland manche Ähnlichkeit hatte, und diesen Kampf suchte er in seiner Novelle «Madelon oder die Romantiker in Paris» (Leipzig 1832) künstlerisch darzustellen. Als Vertreter des Romantizismus erscheint ein junger Dramatiker, Dubois, der seine Anschauung einem alten Marquis gegenüber, der Anhänger des Klas-

[1] Vgl. H. Bloesch, Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich, S. 14, 40 u. ö. (Bern 1903).

sizismus ist, verteidigt. Zu der letzteren Richtung bekennt sich in seiner Kunst auch ein junger Bildhauer, Narciß, der aber sein Leben nicht mit seinem Kunstideal in Einklang zu bringen vermag. Die glühende Liebe zu der «romantischen Madelon» wird für einige Zeit durch die Verehrung für eine hübsche junge Deutsche zurückgedrängt, die ihn durch die stille Einfalt und den tiefen Ernst ihres Wesens gefesselt hat. Aber sein böser Lebensdämon veranlaßt ihn, seine Geliebte kurz vor der Hochzeit zu verlassen, und im ausbrechenden Wahnsinn erdolcht er Madelon und sich selbst.

Das Problem, das sich Mundt hier gestellt hatte, war poetisch durchaus bedeutungsvoll. Leider aber war seine Kraft der Darstellung nicht gewachsen. Wenn ihm auch die Zeichnung der Gegensätze der beiden Lebensauffassungen leidlich gelang, so nahm er doch wieder zu allerhand Romanhaftem und Zufälligem seine Zuflucht, was den Wert der Novelle schwächt.

Merkwürdigerweise hat er sich ein sehr bedeutsames Motiv, das überdies so außerordentlich zeitgemäß war, fast ganz entgehen lassen. Die Handlung spielt nämlich in der Zeit der Julirevolution, und dennoch wird dieses Ereignis, das doch damals alle Geister (denken wir z. B. an Börne, Heine, Gutzkow und Laube!) so mächtig ergriff, nur ganz beiläufig berichtet. Mundt hoffte, daß die romantische Schule bald aufhören werde, *nur ein Aushängeschild der politischen Faktionen* zu sein, sich von allen politischen Nebenabsichten reinigen und in der Poesie eine neue Richtung für Frankreich herbeiführen werde.

Das Thema, das ihn in dieser Zeit immer wieder bewegt, ist also das Verhältnis von Kunst und Leben. Das Interesse für politische Fragen gewinnt er erst im Sommer 1832 durch seinen Aufenthalt in Leipzig, der auch zur Klärung seiner philosophischen und religiösen Anschauungen sehr viel beiträgt.

II. Mundt in Leipzig.
Erwachen seines politischen Interesses.

Bis zum Frühjahr 1832 war Mundt wenig über die Grenzen Berlins hinausgekommen. Sein vorübergehender Aufenthalt in Halle wurde bereits erwähnt; außerdem war er nur einmal auf längere Zeit von Berlin entfernt, nämlich während der Monate August und September 1831, die er auf dem Arnimschen Gute Boitzenburg in der Uckermark verlebte. Im Frühjahr 1832 hatte er Brockhaus, dessen persönliche Bekanntschaft er im April in Berlin gemacht hatte[1], mitgeteilt, daß er gesonnen sei, nach Leipzig überzusiedeln, wenn er auf Beschäftigung bei den in dessen Verlage erscheinenden Werken rechnen dürfe. Für die «Blätter für literarische Unterhaltung» hatte er schon seit Januar 1830 Beiträge geliefert, und ebenso seit Januar 1832 für das «Konversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur». In der Antwort Brockhaus' vom 18. Mai 1832 heißt es:

> Ich gestehe Ihnen offen, daß ich nur ungern jemand veranlasse, seinen Wohnort zu wechseln u. etwas Gewisses für etwas Unsicheres aufzugeben. Dagegen würde es mir wiederum sehr angenehm sein, einen Mann von Ihrem Talent und Ihren Kenntnissen in meiner Nähe zu haben, und da Sie [sich] einmal bei der Universität zu habilitieren gedenken, so läßt es sich vielleicht einrichten, daß ich, ohne uns gegenseitig sonst zu binden, Sie vorläufig soviel beschäftige, damit Sie in aller Ruhe die nöthigen Einrichtungen zu Ihrer endlichen Fixirung hier treffen können. Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, in welcher Hinsicht mir es besonders lieb wäre, Sie um mich zu wissen. Sie mögen sich dann überlegen, ob Ihnen diese Beschäftigungen, die natürlich andere nicht ausschließen, conveniren können, und auf welche Summe Sie vorläufig monatlich durch Arbeiten für mich rechnen zu müssen glauben.

---

[1] Aus den Tagebüchern von Heinrich Brockhaus, Bd. 1, S. 184 (Leipzig 1884).

Nachdem dann seine etwaige Tätigkeit für die «Blätter für literarische Unterhaltung» besprochen worden ist, heißt es mit Bezug auf die Arbeit für das «Konversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur»:

Die Theilnahme, die dieses Werk allgemein findet, läßt mich dringend wünschen, es rascher erscheinen lassen zu können und da sehe ich denn wohl, daß trotzdem nur wenige Artikel fehlen, doch der bisherige Redacteur Dr. Lindau in Dresden nicht allein auskommt. Da wäre nun die Frage, ob es Ihnen conveniren könnte, zu helfen. Die Beschäftigung würde hauptsächlich darin bestehen, die Artikel, wofür sich keine geeigneten Bearbeiter fänden, theilweise zu übernehmen, wozu es an unserer ziemlich reichen Bibliothek nicht an Material fehlt; Einsendungen, die in ihrer Formlosigkeit nicht aufgenommen werden können, gehörig zu verarbeiten, und besonders die eingehenden Artikel in Bezug auf Inhalt und Form gründlich zu revidiren, das Manuscript vorzubereiten etc. Auch diese Beschäftigung hätte manches Unangenehme; indeß jemand, der einigen Takt besitzt, in der neuesten Literatur bewandert ist, den Zeiterscheinungen aufmerksam gefolgt ist, findet sich bald zurecht. Diese Beschäftigung würde wohl zunächst bis Ostern k. J. dauern, und für die Honorirung müßte man einen billigen Maßstab zu finden suchen.

Dies wären meine Wünsche, und ich berge nicht, daß mir besonders auch das Conv.-Lex. am Herzen liegt. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Sie neben den Beschäftigungen für beide Institute noch hinreichend Muße finden würden, Ihren wissenschaftlichen Studien und den Vorbereitungen zu Ihrer Habilitirung zu leben.

Mundt ergriff mit Freuden die Gelegenheit und legte bei seinen Gehaltsansprüchen (in dem Schreiben vom 22. Mai) einen *so bescheidenen Sinn an den Tag*, daß Brockhaus (am 29. Mai 1832) *nichts weiter zu bemerken fand* und alles gerne annahm.

In Leipzig, wo er anfangs Juni eingetroffen sein mag, fand er in mehreren Familien gastliche Aufnahme, vor allem im Hause der Brüder Heinrich und Friedrich Brockhaus. Hier verkehrten in jener Zeit mehrere Polen, die ihm den *Geist der polnischen Sache in der reinsten Gestalt zeigten*. Durch diesen Verkehr und durch die massenhaften politischen Broschüren und Zeitungen, die ihm dort zu Gesicht kamen, wurde er auf das Gebiet der Politik gedrängt, und, entsprechend seinem impulsiven Charakter, nahm er an den Tagesfragen lebhaften Anteil. *Die Zeit hat bereits jeden Pulsschlag in uns kriegerisch und aufrührerisch gemacht*, schreibt er in einer Rezension[1], und mit Freude und Überzeugung stellt

[1] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1833, Nr. 125.

er sich auf die Seite der Liberalen und nimmt den Kampf auf gegen die *Legitimen, die Katholischen, Mittelalterlichen, Absoluten, die Ritter des Bestehenden, die Propheten der Vergangenheit, die Feinde der Zukunft.* Sein Ideal aber ist es nicht, die vaterländischen Zustände *mit den stumpfen Waffen eines ohnmächtigen Witzes zu verhöhnen,* sondern er will durch Wort und Tat zu ihrer Förderung beitragen.[1] — In seinen Arbeiten beschäftigten ihn jedoch nicht die Geschicke der Nachbarvölker, wie sie z. B. Laube in seinen Schriften aus jener Zeit in den Mittelpunkt stellt, und wozu er durch den Leipziger Verkehr hätte angeregt werden können, sondern die des eigenen Vaterlandes. Wie er sich zu der am meisten erörterten Frage jener Zeit stellt, beweist seine Schrift: «Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung».[2] Aus einem Briefe an Kühne geht hervor[3], daß er für die Arbeit selbständige Studien gemacht und besonders die Kongreß- und Bundesnoten eifrig durchgelesen hatte, um dadurch zu eigener Klarheit zu kommen.

Die politische Einheit Deutschlands scheint ihm die kühnste und gewagteste Abstraktion zu sein. Aus dem politischen Bewußtsein der Deutschen wird sich ihre Nationalität nicht entwickeln lassen, wohl aber aus dem ideellen und moralischen. Diese müssen so herausgebildet werden, daß sie die politische, die reell unausführbar sei, wenigstens im Selbstbewußtsein der Deutschen ersetze. Dabei sei es ziemlich gleichgültig, ob die zentrale Macht, deren die Ausbildung der ideellen Einheit bedürfe, durch den Bundestag oder durch einen die Hegemonie übernehmenden einzelnen deutschen Staat ausgeübt werde. Soll die Nationalität Deutschlands durch die Entwicklung eines einzelnen großen Staates Anregung empfangen, so könne das nur Preußen sein, das bereits die zeitgemäße Stufe deutscher Bildung in höchster Kraft vertrete und zugleich der Staat der religiösen Union sei. Zu fordern sei freilich, daß Preußen in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt werde. Das sei die zeitgemäße Durchgangsstufe zu dem

---

[1] «Conversations-Lexikon der neusten Zeit und Literatur», Bd. 3, S. 19 (Leipzig 1833).

[2] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1832, Nr. 275—278 u. 310—313; dann selbständig: Leipzig 1832.

[3] Pierson, S. 17.

anzustrebenden Staatsideal, der Republik, die aber in sehr weiter Ferne läge.

Mit Vorliebe zieht er jetzt auch politische Schriften in den Kreis seiner Kritik.[1] — Im Grunde stand dieser politische Eifer mit seiner früheren Lieblingsidee der Einheit von Leben und Kunst durchaus im Einklang. Er hatte sich aber erst hier in Leipzig überzeugt, daß die Politik eine so wichtige Rolle im Leben der Zeit spiele. Mit Nachdruck führt er daher in einer der Kritiken das Wort Jean Pauls an[2]:

> «Wahrlich: man kann nicht anders, und ich achte keinen Mann, der sich jetzt blos der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren. Wollt Ihr Zukunft darstellen, nehmt Gegenwart in Euch auf!»

Auch in religiöser Hinsicht schlägt er in Leipzig eine freiere Richtung ein als bisher, wie das aus einem Aufsatz über «Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung» hervorgeht, den er für das «Konversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur» lieferte. Danach ist ihm die protestantische Kirche ihrem historischen Grunde und ihrem Geiste nach wesentlich Rationalismus. Die ganze Tendenz der «Evangelischen Kirchenzeitung» scheint ihm dagegen auf *gänzliche Vertilgung aller Früchte der freien Geistesbewegung und auf Begründung einer völligen Barbarei und Verfinsterung, auf Knechtschaft des ganzen Lebens in Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Staat unter dem starren Wort der «Kirche»* hinauszugehen.

Ebenso wird auch seine Absage an Hegel immer energischer. Während er sich früher damit begnügt hatte, gegen die Vergewaltigung der Kunst durch die Hegelsche Philosophie anzukämpfen, greift er jetzt auch den Kern des ganzen Systems, die Identitätslehre an, besonders in dem Aufsatz: «Zur Kritik der Hegelschen Philosophie».[3] Die Einheit von Sein und Denken sei etwas Übermenschliches, das nur in den formellen Demonstrationen eines Denksystems eine dialektische Scheinwirklichkeit behaupten könne.

In der Kritik, die er hier in Leipzig in so ausgedehntem Maße ausübte oder ausüben mußte, sah er aber nicht seine eigentliche

---

[1] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1832, Nr. 228 («Broschüren-Literatur»); 1832, Nr. 323—324 und 1833, Nr. 43 («Politische Dichter»).

[2] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1832, Nr. 323, S. 1357.

[3] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1833, Nr. 57—59.

Aufgabe. Weil er fürchtete, daß sein poetisches Talent verkümmern würde, sehnte er sich wieder heraus aus dem *Druck- und Papierleben* und dem *abgestandenen Sumpf, den man deutsche Tagesliteratur nennt.*[1] So schreibt er an Kühne am 28. Juli 1832, also nachdem er noch nicht drei Monate in Leipzig war[2]:

> Die Hauptsache ist aber, daß ich das Leben hier nicht lange mehr aushalten kann. Ich muß zu viel arbeiten, komme von meinen eigentlichen geistigen Beschäftigungen ganz ab, und habe dafür nichts als ein glänzendes äußeres Verhältniß, das mir von jeher gleichgültig gewesen ist. Meine größere Dichtung, mit der ich beschäftigt hier ankam, ist mir schon zertrümmert und in Ruinen gegangen; in der unpoetischen Stimmung, in die mich die hiesigen Geschäfte gestürzt, habe ich sie in mir wieder vernichtet. Ich muß mich irgendwie von meiner hiesigen Stellung wieder loszureißen suchen. Aber wie? Ich weiß es selbst noch nicht. Lauter freundliche, gute Gesichter um mich herum, denen es schwer ist, aufzukündigen. Aber ich muß, und bin zum Herbst auf jeden Fall wieder in Berlin. Geistige Unabhängigkeit, freies Schaffen, mag es selbst bei dürftigem äußern Leben sein, ist mir das Höchste. Du sehnst Dich fort von Berlin? Bleibe ja dort, es lebt sich nirgends besser und geistig freier und anregsamer als in Berlin . . . . . .

Wirklich gab er im Herbst desselben Jahres seine Stelle wieder auf und ging nach dem geliebten Berlin zurück. Mit Brockhaus aber blieb er auch fernerhin noch in mannigfachen Beziehungen, und bis zum 7. Mai 1834 hat er noch eine Reihe von Beiträgen für die «Blätter für literarische Unterhaltung» sowie für das «Konversations-Lexikon» geliefert.

[1] Pierson, S. 17.

[2] Der Brief ist bisher unveröffentlicht. Original in meinem Besitz.

III. Wandel in Mundts ästhetischen und ethischen Anschauungen.

In Berlin bot sich für Mundt bald Gelegenheit, die in Leipzig erworbenen politischen Kenntnisse praktisch auszunutzen. Man staunt aber, ihn, der noch eben mit Begeisterung für den Liberalismus eingetreten war, als Mitarbeiter des konservativsten Blattes, der «Preußischen Staatszeitung» wiederzufinden. Durch Vermittlung des Herausgebers vom «Magazin für die Literatur des Auslandes», J. Lehmann, hatte er nämlich die Bekanntschaft des Geheimen Legationsrates Philippsborn gemacht, unter dessen Oberleitung damals die «Preußische Staatszeitung» stand, und durch ihn erlangte er eine Stelle bei der Redaktion dieses *halbamtlichen Organs*. Den Auswüchsen des Liberalismus war er schon in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes entgegengetreten, und derartige ultraliberale Erscheinungen mögen der eine Grund gewesen sein, es einmal bei den Legitimen zu versuchen; der andere aber liegt sicher in seiner Eitelkeit, die sich damit schmeichelte, Verkehr mit so hochgestellten Staatsbeamten zu bekommen. Durch solche Gönner wurde ihm Aussicht zur Verwirklichung seiner Pläne auf ein akademisches Amt, überhaupt auf Fortkommen in seinem Beruf eröffnet. Seine Tätigkeit an der «Staatszeitung» bestand nach seiner eigenen Aussage[1] darin, täglich aus den Berichten über die Landtagsverhandlungen *zierliche und vorsichtige Berichte auszuziehen und zuzustutzen*, wobei er es gerade so lange aushielt, als die Sache selber ausgehalten wurde.

Daneben setzte er aber seine kritische und dichterische Tätigkeit fort. Anfang des Jahres 1833 sammelte er die besten seiner

[1] «Der Freihafen», Bd. 3, S. 212 (Altona 1840).

bisher veröffentlichten Aufsätze und Besprechungen unter dem Titel: «Kritische Wälder, Blätter zur Beurteilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit» (Leipzig 1833). Den etwas anmaßenden Titel hatte er, wie er im Vorwort ausführte, gewählt, um dadurch zu einem vielleicht lehrreichen Vergleich der damaligen literarischen Gegenwart mit der ersten Entwicklungsperiode der deutschen Kritik anzuregen.

Seine literarischen Arbeiten waren es auch, die die Aufmerksamkeit der «Sozietät für wissenschaftliche Kritik», an deren Spitze der Universitätsprofessor v. Henning stand, auf ihn richteten und ihn zur Mitarbeit an den von ihr herausgegebenen «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» aufforderten. Es scheint, daß von Henning durch Kühne, der 1831 dessen Gehilfe war[1], auf Mundt aufmerksam geworden ist. Mai 1833 erschien in den «Jahrbüchern» von ihm eine Besprechung der Werke Thümmels[2], den er in ähnlicher Weise zu Wieland in Parallele setzte, wie früher Hippel zu Jean Paul. — Energischer noch als bisher vertritt er in seinen jetzigen Kritiken das Prinzip des *Zeitgemäßen*. So hält er es z. B. in einer Besprechung der Werke Pyrkers[3] für verfehlt, in der Gegenwart noch Epen im Stile der Alten aufzutischen.

> Das wahre Epos der modernen Literatur ist der Roman; er ist die zeitgemäße Form des Epos und in dieser Bedeutung eine der wesentlichsten Grundrichtungen der heutigen Poesie.[4]

Erst recht keine Gnade finden die «Lustfahrten ins Idyllenland» von Bronner.[5] Alles könne man der heutigen Zeit zumuten, nur keine idyllischen Stimmungen.

> Wann geistige Zeitelemente im Kampfe liegen, stoße auch der Poet entweder in die Kriegstuba oder spreche, da ihm so oft das Wahrste und Innerste zu schauen vergönnt ist, von seinem Sonnenthron herab leuchtende Worte der Weisheit in die Wirren der Gegenwart.

---

[1] Nach Briefen Hennings an Johs. Schulze vom 10. Oktober 1831 (Geheimes Staatsarchiv in Berlin) und an Varnhagen aus derselben Zeit (Königliche Bibliothek in Berlin).

[2] Bd. 1, S. 686.

[3] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1833, Bd. 2, S. 123 ff.

[4] Ganz ähnlich urteilt Wienbarg in den «Ästhetischen Feldzügen», S. 247. Vgl. auch Menzel, Die deutsche Literatur, Bd. 2, S. 270f. (Stuttgart 1828).

[5] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1833, Bd. 2, S. 870—872.

Die wichtigsten von diesen Kritiken aber sind die über das Buch «Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde» (Berlin 1833, 1. Bd., dreibändige Ausgabe 1834).[1] Der Herausgeber dieser Briefe und Tagebuchblätter der am 7. März 1833 verstorbenen geistreichen Frau war deren Gatte Varnhagen von Ense, dessen Bekanntschaft Mundt vor kurzem gemacht hatte.[2] Er hatte nämlich gehört, daß sich Varnhagen über einige seiner Aufsätze in der «Staatszeitung» beifällig ausgesprochen hatte. Außerdem glaubte er bestimmt zu wissen, daß er Varnhagen die Übertragung einer Kritik von V. Hugos Werken[3] durch die Sozietät für wissenschaftliche Kritik zu verdanken habe. Da ihm viel daran lag, mit diesem Manne, der in den Kreisen der jungen Literaten sehr angesehen war, näher bekannt zu werden, so hatte er ihm am 27. Juni 1833 als Zeichen seiner Verehrung seine «Kritischen Wälder» und eine seiner Novellen zugesandt.[4] Varnhagen schickte ihm als Gegengabe und als Zeichen seines Wohlwollens das eben erschienene Buch «Rahel». Von dem großen Eindruck, den dies Buch auf Mundt machte, legt folgender Brief vom 3. August 1833 Zeugnis ab:

> Da mir nicht das Vergnügen, Sie anzutreffen, zu Theil wurde, bin ich heut wenigstens so frei, Ihnen mit einigen Zeilen verbindlichst auszusprechen, wie mich lange nichts so bedeutsam angeregt und in jeder Hinsicht in die tiefinnerlichsten geistigen Beziehungen versetzt hat, als das einem so verehrten Gegenstande geweihte Buch, an dem Sie mich freundlich Theil nehmen zu lassen die Güte gehabt. Während mich auf der einen Seite das Interesse der bedeutenden Persönlichkeit in diesem Buche, deren Bekanntschaft mir erst durch dasselbe auf eine so geistige Weise wird, leb-

---

[1] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1833, Bd. 2, S. 563 und 1835, Bd. 1, S. 905; später vereinigt in den «Charakteren und Situationen», Bd. 1, S. 213—271 (Wismar und Leipzig 1837).

[2] Die Angabe Treitschkes («Geschichte des 19. Jahrhunderts», Bd. 4, S. 430, Berlin 1889), Mundt habe *im Salon der Rahel seine neuen Gedanken eingeheimst*, entbehrt demnach der Begründung. Aus den Briefen Mundts an Varnhagen geht mit Bestimmtheit hervor, daß er zu Rahel in keinen persönlichen Beziehungen gestanden hatte. Die Behauptung Treitschkes findet sich auch in vielen anderen Darstellungen über jene Zeit, so bei Proelß (a. a. O., S. 502) und bei Berdrow in dem Buche «Rahel Varnhagen», S. 270 (Stuttgart 1902).

[3] Die Kritik ist später nicht erschienen.

[4] Nach einem bisher ungedruckten Briefe Mundts vom 27. Juni 1833 an Varnhagen.

haft und ganz eigenthümlich beschäftigt, eröffnet sich mir daraus zugleich eine gewinnreiche Belehrung über manche literarische Verhältnisse und Zusammenhänge der letzten Zeit, welche, von den Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens aus betrachtet, oft ganz neue Einblicke gewähren. In dieser Hinsicht ist dies Buch, für das ich Ihnen hiermit wiederholt meinen wärmsten Dank sage, von einer wahrhaften Bedeutung für die neuere deutsche Literaturgeschichte, und ich würde gern Gelegenheit nehmen, dies öffentlich dankend hervorzuheben, wenn ich nicht befürchtete, dem Zweck einer als Handschrift gedruckten Mittheilung dadurch zu nahe zu treten. . .

Nichts war Varnhagen angenehmer, als daß das Lob des Buches von einem so begeisterten Verehrer öffentlich verkündet würde, und er gab mit Freuden die Erlaubnis zu einer Rezension in den «Jahrbüchern». Was Mundt dort[1] über die Verstorbene ausführte, ist ihm später oft nachgesprochen worden, und die Schlagwörter, die er für sie schmiedete, finden sich noch heute in den meisten Charakteristiken Rahels. So nennt er sie den *mitempfindenden Nerv der Zeit, ein betrachtendes Genie, eine Pythia im Schweiß der Begeisterung, eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken*, die *wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte*. Auf literarischem Gebiet sieht er ihr Hauptverdienst in dem frühzeitigen Erkennen Goethes und der universellen Bedeutung seiner Poesie. Sie sei *der größte Kenner der Goetheschen Werke in ihrem feinsten Zusammenhange* gewesen, und sie vor allem habe durch die Ausbreitung seiner Dichtergröße im Privatleben die nachmalige Anerkennungsperiode für Goethe vorbereiten helfen. — Für die moderne Gesellschaft sei sie allein dadurch, daß sie die größten Fragen der Zeit und der Zukunft in Bewegung setzte, von ungeheurer Bedeutung geworden. Dadurch habe sie diese Probleme ihrer Lösung nahe bringen und zureifen helfen. Viele der Ideen, wie sie durch den St. Simonismus verkündet würden, seien bereits bei Rahel vorgebildet. Die Übereinstimmung ihrer Anschauungen mit der jener französischen Neuerer bezieht sich vor allem auf die Forderung einer neuen Moral, auf das Eintreten für das Recht der Sinne und auf eine neue Auffassung vom Wesen der Ehe. Gerade diese Anschauungen zündeten bei Mundt ganz besonders. Einig ist er sich auch mit Rahel im Widerstreben gegen die St. Simonistische Auffassung vom Wesen der Religion, wenigstens bei den radikaleren Anhängern der Richtung. Doch ist er mehr Christ als Rahel; er sieht im Christentum, zum min-

[1] 1833, Bd. 2, S. 563ff.

desten in seiner ursprünglichen Idee, den *einzigen Ausgangspunkt der modernen religiösen Anschauung.*

Etwa zu derselben Zeit, in der er sich an den Gedanken Rahels berauscht, macht er sich näher mit den Bestrebungen der französischen Romantiker bekannt. Diese hatten schon früher sein lebhaftes Interesse erweckt, scheinen ihm aber durch seine politischen Arbeiten für einige Zeit entrückt worden zu sein.[1] Jetzt, wo er der Politik allmählich wieder den Rücken kehrt, nähert er sich wieder den neueren französischen Schriftstellern, und was sie ihm jetzt sind, beweist eine Kritik von Hubers Buch «Die neuromantische Poesie in Frankreich».[2] In Viktor Hugo und seinen Anhängern sieht er die *Partei der strebenden Jugend Frankreichs.*

Schon in der Kritik über «Rahel»[3] hatte er bedauert, daß sich in unseren Tagen wieder mehr als sonst Literatur und Gesellschaft getrennt haben, und daß aus diesem Literaturleben die innere Weihe geschwunden sei.[4] Diesem Mangel suchten die Franzosen abzuhelfen. In der *vielgerügten Unsittlichkeit der Romantiker* sieht er gerade eine ihrer Haupttugenden, in dem Falle nämlich, wenn sie aus dem Bestreben hervorgehe, *ihre Dichtungen zu treuen und zu schonungslosen Spiegeln des wirklichen Lebens zu machen, während das prüde Manschettenthum der Classicität das wirkliche Leben eigentlich nicht kannte und deshalb mit geringer Mühe auf den Stelzen seines Kothurns erhabene Theatertugenden vorüberschreiten lassen konnte.* Ja, als bedeutendste Aufgabe der Poesie stellt er es geradezu hin, *die Sünde darzustellen.* Der Romantizismus habe dadurch einen kulturgeschichtlichen Einfluß in Frankreich gewonnen, daß er eine tiefere Lebenspoesie zu schaffen bestrebt sei, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hänge und durch echt menschliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen suche. — Poetischen Ausdruck versuchte er diesem Gedanken in seinem «Bibeldieb»[5] zu geben, wozu ihm Tiecks Novelle «Die Ver-

[1] Am 17. März 1833 schreibt er an Brockhaus: *Wenn Sie mir wissenschaftliche und politische Sachen schicken, ist mir meistentheils am liebsten damit gedient, und ich liefere Ihnen dergleichen Berichte schneller.*

[2] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1834, Bd. 1, S. 696.

[3] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1833, Bd. 2, S. 570, also bereits lange vor dem Erscheinen von Wienbargs «Ästhetischen Feldzügen».

[4] Vgl. Menzel, «Die deutsche Literatur», Bd. 2, S. 61 f.

[5] Zuerst im «Morgenblatt», 1833, Nr. 131—144. Später aufgenommen in die «Charaktere und Situationen», Bd. 1, S. 128—210.

lobung» als Vorbild diente. In beiden handelt es sich darum, daß sich ein Mädchen im entscheidenden Augenblick (bei Tieck ist es am Verlobungs-, bei Mundt am Hochzeitstage) von dem ihm zum Gatten bestimmten Manne lossagt, weil es sich durch eine andere Lebensanschauung innerlich von ihm getrennt fühlt. Dieser Gegensatz ist bei beiden der zwischen Pietismus und einer nüchterneren Auffassung vom Leben. Während bei Tieck der Mann der Vertreter der pietistischen Anschauung ist, ist es bei Mundt das Mädchen. Gleichzeitig gestaltet er das Ganze noch zeitgemäßer, indem er seinen Jüngling einen begeisterten Anhänger der *neumodischen Humoristen* sein läßt.

Wenn so die Idee der Novelle weder der Bedeutsamkeit noch des zeitgemäßen Gehaltes ermangelt, so muß doch die Ausführung als verfehlt bezeichnet werden. Mundt hat offenbar für die Berechtigung der modernen sittlichen Anschauung eintreten wollen und hält ihr durch Richard eine längere Verteidigungsrede. Er eifert darin gegen die sich im Leben und in der Literatur breitmachende Prüderie, die sich sogar bis in die Grammatik erstrecke, indem sie gewisse Ausdrücke, wie das unschuldige Wort *Hose*[1] zu verbannen suche. Dadurch würde bald alles Groteske, Naturkräftige und Kernhafte, das unser Leben und Streben erfrischen könne, daraus verschwinden. Eine engherzige Verknöcherung der Poesie, der Sprache und Sitte werde die Folge sein. Einer solchen Verweichlichung könne nur durch einen gesunden Spott, als der am wenigsten rohen Waffe der Polemik, begegnet werden.

Wenn Mundt seinen Helden auch zum Träger seiner eigenen Ideen macht, so kann er uns doch wenig für ihn begeistern. Es scheint vielmehr so, als wenn ihm sein ehemaliges Grundmotiv während seiner Arbeit verloren gegangen ist und er seine Liebe während der Ausführung der Novelle ganz auf die stille und gemütvolle Wilhelmine übertragen hat. Diese fühlt sich von ihrem Bräutigam abgestoßen durch den «kleinlichen, mit sich selbst kokettierenden Worthumor, dessen einzige Grundlage die innere Eitelkeit ist, in brillanten Wendungen auf Kosten des tieferen Ernstes des Lebens glänzen zu wollen»; es kommt uns fast vor, als wolle Mundt damit über seine eigene bisherige Schreibweise absprechen. — Durch die Lektüre von Wilhelminens Tagebuch wird in Richard

[1] Vgl. Heine, Bd. 3, S. 97.

eine Sinnesänderung bewirkt; bevor er aber hiervon seiner Braut Mitteilung machen kann, beleidigt er sie von neuem durch einen (von Mundt übrigens recht ungeschickt angebrachten) Zufall derartig, daß sie sich aus Schmerz darüber ertränkt. — Mit dem Konflikt zwischen den Brautleuten hat er die Geschichte eines Pfarrers Halden verbunden, die in manchen Zügen an die Lebensgeschichte Chr. Fr. Dan. Schubarts[1] erinnert. Halden besitzt von Jugend auf eine unüberwindliche Neigung zur Satire, die ihn schließlich auf die Festung bringt. Aus dieser entflieht er, wird aber in demselben Augenblick, wo er wieder verhaftet werden soll, wegen eines Gedichtes, das er dem Fürsten gewidmet hat, begnadigt.

Der Hauptfehler dieser Novelle ist, wie der aller übrigen, ein auffallender Mangel an Lebenswahrheit. Derselbe Vorwurf trifft auch die ebenfalls 1833 veröffentlichte, bestimmt aber einige Jahre früher verfaßte Novelle «Der Basilisk oder Gesichterstudien» (Leipzig 1833).[2]

Der Graf Valerian zwingt seine Tochter, den Grafen Arno zu heiraten, weil er ihn auf Grund von Gesichterstudien für eine charaktervolle Persönlichkeit hält. Dieser aber entpuppt sich als ein gewissenloser Streber, der seine Frau dem Fürsten verkuppeln will, dessen abgedankte Maitresse zu seiner eigenen Geliebten macht, seinen Schwiegervater stürzt und sich selbst an dessen Stelle setzt. Der landesverwiesene Graf Valerian wird Tierbudenbesitzer, um so unerkannt weiteres Unglück von seiner Tochter abwenden zu können. Bei einem Waldfeste Arnos rächt einer der Tierbudenknechte die ihm von Arno zugefügte Kränkung, indem er die wilden Tiere auf die Festteilnehmer losläßt, unter denen sie furchtbares Unglück anrichten. Valerian sticht sich, als er seinem Schwiegersohn gegenübersteht, die Augen aus, weil er dessen Anblick nicht ertragen kann; Arno flieht in die weite Welt. — Manche romanhafte Einzelheiten erinnern an die Jugendnovellen Mundts; dagegen fehlen derartige Beziehungen zur Gegenwart, wie sie seinen Novellen aus dem Anfang der dreißiger Jahre einiges Interesse verschaffen.

---

[1] Daß er diese kannte, sagt er selber in den «Modernen Lebenswirren», S. 163.

[2] Der erste Titel wahrscheinlich gewählt mit Bezug auf die Stelle bei Heine: Bd. 3, S. 363.

Die Verbindung mit Varnhagen war für Mundt besonders darum von so großer Bedeutung, weil er dadurch mit andern einflußreichen Personen in Beziehung kam. Die für Mundts fernere Schicksale wichtigste Verbindung war unter diesen die mit dem preußischen Unterrichtsminister von Altenstein.

Am 23. Februar 1834 war Karl Ludwig von Knebel, der älteste von Goethes Weimarer Bekannten, gestorben, der in seinen letzten Lebensjahren mit dem Minister von Altenstein befreundet gewesen war, und den Knebel gebeten hatte, die Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses in die Wege zu leiten.[1] Wahrscheinlich suchte der Minister den in Regierungskreisen hochgeachteten und auch als Schriftsteller geschätzten Varnhagen zu der Herausgabe des Knebelschen Nachlasses zu bewegen, der dazu aber keine große Neigung verspürte. Wir dürfen annehmen, daß er es war, der seinen jungen Schützling Mundt dem Minister als Herausgeber vorschlug. Die Fürsprache des Geheimrats Johannes Schulze, bei dem Mundt ebenfalls sehr gut angeschrieben war, mag für den endgültigen Entschluß des Ministers, den Vorgeschlagenen mit der Herausgabe des Nachlasses zu betrauen, mitbestimmend gewesen sein. Mundt ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich dem Minister zu verbinden, und reiste daher im Sommer 1834 zur Sichtung des Nachlasses nach Jena. Außerdem führte er für die Familie Knebel die Verhandlungen mit den Verlegern, als die er die Gebrüder Reichenbach in Leipzig gewann. Das Werk, das ihm später noch manche ungeahnte Schwierigkeiten verursachte, erschien 1835 und 1836 in drei Bänden unter dem Titel: «K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt». Der wirkliche Herausgeber war aber der letztere allein, während der Name Varnhagen dem Werke nur als Reklame dienen sollte. Seine Mitarbeit beschränkte sich auf einige Ratschläge bei der Auswahl der zu veröffentlichenden Schriften. Das hat er selber des öfteren zugegeben und z. B. dem Sohne Knebels gegenüber geäußert, daß er sich *nicht im geringsten* mit dem Werke befaßt habe.

In der Biographie Knebels, die dem ganzen vorangeschickt ist, charakterisiert Mundt den Verstorbenen als einen Anempfinder,

---

[1] Nach einem Briefe Altensteins an Bernhard von Knebel vom 7. März 1834 (im Besitze von Frau Dr. Buchholz, geb. v. Knebel, Jena).

der mehr zum Genießen und Schauen als zum Selbstschaffen berufen sei, und würdigt seine Leistungen als Properz- und Lukrezübersetzer. Die Mitteilungen der äußeren Lebensschicksale Knebels geschahen im engen Anschluß an dessen eigene Aufzeichnungen, die Mundt zum großen Teile wörtlich abdruckte.

Die Bedeutung des Werkes liegt weniger in der Mitteilung der Gedichte, Aufsätze und Tagebuchbemerkungen Knebels, die darin zum Teil wiedergegeben sind, als vielmehr in der Veröffentlichung der wertvollen Briefe an und von Knebel, die zur Kenntnis jener Zeit sehr wichtige Beiträge liefern. Es befinden sich darin Briefe vom Großherzog Karl August, den Großherzoginnen Amalie und Luise, von Herder, Wieland, Gellert, Gleim, Lavater, Ramler, Nicolai, Boie, Matthisson, Jean Paul, Hegel und anderen. Die Briefe Goethes dagegen sind nicht abgedruckt. Allerdings war zwischen Knebel und den Erben Goethes gleich nach dem Tode des letzteren ein Vertrag zur Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel abgefaßt worden, die Veröffentlichung aber vorläufig unterblieben. Erst 1851 wurde er von Guhrauer unter dem Titel: «Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel» (Leipzig 1851, 2 Bde.) herausgegeben.

IV. „Moderne Lebenswirren." — „Der Zodiacus."

War schon Mundts entschieden liberale Begeisterung nicht von langer Dauer gewesen, so erst recht nicht seine absolutistische, und wir glauben es ihm gern, wenn er von sich bekennt[1]: *Auf meinen Absolutismus habe ich nie einen sonderlichen Werth gelegt.* Für kurze Zeit hatte er darauf im Juste-Milieu-System die beste Lösung der politischen Fragen zu sehen geglaubt; schließlich aber überzeugte er sich, daß das politische Theoretisieren vorläufig überhaupt zu nichts führe, und damit kehrte er wieder zu dem Standpunkt zurück, wie er ihn schon in seiner Broschüre: «Die Einheit Deutschlands» vom Jahre 1832 vertreten hatte. Wie dort, so behauptete er auch in seiner Schrift des Jahres 1834, «Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers», man müsse sich mit einer ideellen Einheit Deutschlands begnügen.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Buch bot ihm die Schrift «Cholerodea. Zeitgemälde» von C. F. Hock (Wien 1832).[2] Darin zieht der Verfasser gegen manche Erscheinungen der Gegenwart zu Felde, besonders gegen die politische und philosophische *Zeitseuche.* Die einseitig legitime und katholische Anschauung, die darin vertreten war, reizte Mundt, etwas Ähnliches, aber von einem freieren, sich über den Parteien haltenden Standpunkt aus, zu unternehmen. — Auch für den Stil, den er seinem Buche zu geben vorhatte, diente ihm Hocks Arbeit, in der er *Jean Pauls gemüthvolle Farben,* aber auch *energische Schlagschatten und satirische Streiflichter* zu finden meinte, als Muster. Bei dem großen Beifall, den damals die Bücher in Briefen genossen, konnte er sich

[1] «Moderne Lebenswirren», S. 154.
[2] Vgl. Mundts Kritik darüber: Bl. f. lit. Unterhaltg., 1833, Nr. 125.

über die Form, in der er seine Gedanken darbieten wollte, nicht im Zweifel sein, gehören doch Heines «Briefe aus Berlin», Pücklers «Briefe eines Verstorbenen», Gutzkows «Briefe eines Narren an eine Närrin», Laubes «Politische Briefe» und vor allem Börnes «Briefe aus Paris» zu seinen unmittelbaren Vorgängern, die ihn alle mehr oder weniger beeinflußten.

Vorwiegend sind es politische Erörterungen, die uns in dem Buche geboten werden, und zwar schildert uns Mundt darin die Wandlungen, die er selber in den letzten Jahren in politischer Hinsicht gemacht hatte. Wie er, so wird auch der Salzschreiber Seeliger plötzlich aus seiner politischen Gleichgültigkeit aufgerüttelt und nacheinander begeisterter Liberaler, ebenso heftiger Absoluter und für kurze Zeit noch Anhänger des Juste-Milieu-Systems, um schließlich der Politik gänzlich den Rücken zu kehren.

Diese Wandlungen der politischen Ansichten Seeligers werden uns in Briefen mitgeteilt, die er an eine junge Lehrerin richtet, bei deren Mutter er als Student der Theologie gewohnt hat, und die er seit jener Zeit innig liebt.

Nach Kleinweltwinkel, wo Seeliger Schreiber in einer Saline geworden ist, kommt ein Herr Zodiacus[1] mit einer alten Dame und einer Magd. Dieser Zodiacus, den der Salzschreiber für einen vornehmen Diplomaten oder Minister hält, bekehrt ihn anfangs zum Liberalismus. Am eigenen Leibe spart er sich die Groschen zu den Zeitungen ab, durch deren eifrige Lektüre er seine neue Gesinnung bekundet. Aber nach einem zweiten Gespräche mit dem fremden Herrn wird er ebenso fanatischer Absoluter, wie er bisher Liberaler war. Er sieht ein, daß in der liberalen Zeitansicht

---

[1] Die Bezeichnung «Zodiacus» für den Zeitgeist scheint Mundt von seinem Schulfreunde Moritz Veit entlehnt zu haben. In dessen Hause erschien 1825 eine Narrenzeitung unter dem Titel: «Zodiacus des Veit'schen Hauses 1825», in der die zwölf Sternbilder neben die Namen der Mitarbeiter gesetzt waren. (Vgl. Geiger, Aus Moritz Veits Leben; in der Zeitschrift «Im deutschen Reich», Bd. 1, S. 18, Berlin 1895.) — Möglich wäre auch, daß Mundt die Wahl dieses Namens, den er später auch einer seiner Zeitschriften gab, mit Beziehung auf einen Aufsatz traf, der in Saphirs «Berliner Schnellpost» vom 4. April 1829 (Beiwagen) unter dem Titel: «Der travestirte Zodiak, oder: der moderne Thierkreis» veröffentlicht wurde. — Mit Anlehnung an Mundt nannte später Wienbarg eine seiner Schriften: «Wanderungen durch den Tierkreis» (Hamburg 1835).

ein durchaus antideutsches Element liegt, und daß die Vergangenheit der feste mütterliche Boden ist, in dem sich die tiefsten Wurzeln des Daseins gründen. Aber auch die absolutistische Periode ist nicht von langer Dauer. Ein drittes Gespräch mit Herrn Zodiacus überzeugt ihn, daß das wahre Heil einzig und allein im Juste-Milieu zu suchen sei, das es weder mit den Liberalen noch mit den Absoluten halte. Da führt ihn eine grausige Entdeckung vom Politisieren überhaupt zurück. Ein Gespräch zwischen Herrn Zodiacus und der ihn begleitenden alten Dame, das er durch Zufall belauscht, offenbart ihm, durch wen er sich in diesen Strudel hat hineinziehen lassen. Sein politischer Berater ist nämlich niemand anders als der leibhaftige Zeitteufel selber, der jetzt nicht mehr wie im «Faust» metaphysischer, sondern politischer Art ist. Dieser Zeitteufel sagt (S. 248f.):

> Ich bin der Zodiacus, der Thierkreis der Zeit, und die Sonne der Wahrheit muß bekanntlich durch die Zeichen des Thierkreises laufen, wenn sie ihre Bahn vollenden will . . . . Die Sternbilder meines Thierkreises sind die Parteien der Zeit, in deren Zeichen die Wahrheit wechselnd erscheint und durchgeht, und nichts belustigt mich mehr, als wenn der oder jener Tropf die allgemeine Wahrheit erhascht zu haben meint, während er doch nur an der Wahrheit hängt, die ihm etwa gerade im Zeichen des Krebses (wie den rückwärts gehenden Legitimen) oder im Zeichen des Widders (wie den stößigen Liberalen) oder im Zeichen der Waage (wie den Alles abmessenden Justemilieus) aufgegangen ist.

Die alte ewig hustende Dame, um deren Wohlergehen Zodiacus stets sehr besorgt ist, ist seine Großmutter, *die Altmutter der Zeit*, die Magd Olympia, die noch deutlich die Spuren einstiger Größe und Wohlhabenheit an sich trägt, ist die gestürzte Aristokratie, die viel gesündigt hat und viel gedemütigt werden muß.

Nachdem er sich so gründlich die Lust an der Politik verdorben hat, wird er Lehrer an derselben Schule, an der bisher Esperance — so nennt er nämlich seine Braut, an die er diese Briefe richtet — gelehrt hat. In dem Leben voller Arbeit, das vor ihm liegt, will er sich durch die drei goldenen Worte: Fortschritt, Freiheit, Zukunft leiten lassen. — Zwischen den politischen Erörterungen finden sich auch Betrachtungen anderer Art, vorzugsweise philosophischer und literarischer. Er will im Gegensatz zum Hegelianismus, der allein die Vernunft auf den Thron erhebe und dadurch zu einem System der Genielosigkeit werde, eine neue

Philosophie stiften, die aus vier Quellen fließen soll: Vernunft, Verstand, Gefühl und Phantasie.[1] Sie werde aussehen wie ein ganzer lebendiger Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. — Unter den zeitgenössischen Dichtern steht ihm Tieck mit seinen Novellen voll *tiefer Empfindung, in ihrem unnachahmlichen Humor, in ihrer feinsinnigen Ausspinnung und Kontrastirung, in ihrer volltönenden Herzensberedsamkeit, in ihrem weisen Denken und Träumen über hieroglyphischen Lebenswundern* auch jetzt noch obenan. Goethe gehört — trotz Rahel — immer noch zu seinen stärksten Antipathien. Der jungen strebenden Dichtergeneration sei er gefährlich; aber Seeliger, das heißt Mundt, sehnt sich nach der Zeit, in der er Goethe in seiner herrlichsten unvergänglichen Wesenheit anzuerkennen imstande sein werde.[2]

Auch von Jean Paul hat er sich abgewendet, weil die Beschäftigung mit ihm in die Gefahr einer Krankheitsseligkeit der Gefühle versetze.

Ferner äußert er sich über Börne und Heine bei dieser Gelegenheit. Ihnen beiden muß er den Vorwurf machen, daß sie sich immer etwas vornehm gegen die deutsche Jugend verhalten haben. Von beiden gibt er aber entschieden Börne den Vorzug. Heines Liberalismus sei immer nur oberflächlich gewesen. Wie er seine Mädchen nur so lange liebe, als sie seine Zuneigung nicht erwidern, so begeistere er sich auch nur so lange für die Freiheit, als sie nicht da sei. Börne dagegen sei ein echt deutscher Mann, ein *politischer Laokoon*. An seine «Briefe aus Paris», die Mundt sehr hoch schätzte, finden sich manche Anklänge in den «Lebenswirren», so sein Eifern gegen das *Wohlgeboren* und *Hochwohlgeboren*; ebenso geht das *Kleinweltwinkel* auf Börne zurück. Auch scheut er sich nicht, bedeutende Männer der Zeit, wie Metternich, Jarcke, Ranke, Görres u. a. mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, aber doch so, daß er immer noch einiges zu loben findet. Er wollte ja auch nichts weniger als politischen Umsturz,

---

[1] Ähnliche Forderungen waren schon von Hamann, Herder und Goethe erhoben.

[2] Daß Goethe auch der kommenden Zeit wieder viel bedeuten, und diese in ihm manches finden werde, wofür der Gegenwart das Verständnis fehle, hatte auch Heine (Bd. 3, S. 99) prophezeit.

wie etwa Börne; wünschte er doch nichts sehnlicher, als bald preußischer Beamter zu werden, und widmete er doch eben diese «Lebenswirren» dem preußischen Kultusminister und anderen hohen Würdenträgern! — Wie in seinen früheren Schriften, so finden sich auch hier Bemerkungen über die herrschenden sittlichen Anschauungen, besonders über die allzu große Tugendhaftigkeit und Prüderie, die eine gesunde Sinnlichkeit nicht aufkommen lasse. (Schon das Wort *Sinnlichkeit* kommt ihm *poetisch-duftig* vor!)

Ungemein reich ist das Buch an persönlichen Beziehungen zu seinem Verfasser. Viele Züge aus seiner Kindheit und Studienzeit, Bemerkungen über seine Mutter, über seine vorübergehende Beschäftigung im Dienste des Grafen v. Arnim in Boitzenburg im Sommer 1831, über sein Verhältnis zu seinem Freunde Kühne, den er hier als Kienast auftreten läßt, und zu Steffens, vor allem aber zu Charlotte Stieglitz, denn an keine andere haben wir bei der Esperance zu denken, finden sich darin. Daß das Buch in engster Beziehung zu seinem Leben steht, bezeugt er selbst in seinem Briefe an Johs. Schulze vom 24. Oktober 1834[1], dem er bei Übersendung des Buches versichert, daß es *ein Stück Mensch ist, der wirklich gelebt hat, und guten Willen genug in sich trägt, mit dem besten und höchsten in seiner Zeit sich zu verbinden und zu verständigen.*

Im Vorwort betont er, daß das Buch nicht für Leser sei, die gewohnt seien, *bei einer Schrift nur auf die Resultate zu sehen.* Es habe gar keine, sei vielmehr geradeso resultatlos wie die Zeit, solle aber dazu reizen, nach bestimmten Ergebnissen zu suchen. Er wollte also offenbar wie Rahel durch Aufwerfen von Fragen diese in Bewegung setzen, bedachte dabei aber leider nicht, daß alle diese Probleme bereits im Rollen waren.

Zu derselben Zeit, in der er die letzte Hand an dieses Buch legte, ging er an die Ausführung eines anderen Planes, den er bereits einige Zeit mit sich herumgetragen hatte, die Gründung einer eigenen Zeitschrift. Das Beispiel Frankreichs hatte gezeigt, welche Macht der Journalismus im modernen Staate geworden war, und Mundt war viel zu aufmerksam auf die Zeichen der Zeit, als daß er sich dieses Mittel zur Verbreitung seiner Ideen hätte entgehen lassen. Die unmittelbare Veranlassung zur Gründung

[1] Original im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

eines eigenen Organs wurde ein ganz äußerlicher Zufall, über den Mundt in einem bisher ungedruckten Briefe an eine unbekannte Leipziger Adresse folgendes berichtet (29. November 1833)[1]:

. . . Kürzlich bekam ich einen Brief, mit der Aufschrift: «An eine löbliche Redaction der Kritischen Wälder», ohne daß mein Name irgend auf dem Couvert genannt gewesen wäre. Als ich ihn erbreche, ist er von der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo, die mir eine Reihe ihrer neuesten Verlagsartikel anzeigt, und mir verspricht, dieselben gratis an mich zu senden, wenn ich sie in meiner Zeitschrift recensiren wollte. Der Mann stand also in dem festen Wahn, meine Kritischen Wälder seien eine perennirende Zeitschrift. Das gefällt mir nicht übel und meine hiesigen Freunde wollen es als ein günstiges Omen angesehen wissen. Ich hätte nämlich wirklich Lust, die krit. Wälder als Vierteljahrsschrift so fortzusetzen, wie früher der Hermes war, und darin immer das neueste Bedeutende der Literatur zu besprechen. Was meinen Sie dazu, verehrter Freund? Wollen Sie nicht einmal mit Reichenbach in Leipzig darüber reden? (den ich für einen unternehmenden und vermöglichen Buchhändler halte). Stellen Sie ihm vor, daß etwas daraus werden könnte, da ich ansehnliche Verbindungen habe, und berühmte Männer (wie Varnhagen von Ense, Zumpt u. A.) mir gewiß Beiträge liefern würden. Doch muß er wenigstens 2 Louisd'or für den Bogen zahlen, den er aber dann so eng drucken lassen kann, wie er will. Alle Vierteljahr soll ein Heft von 10 Druckbogen erscheinen. Es kann auch etwa der «Neue Hermes» heißen, wenn ihm der Fortgebrauch der «Krit. Wälder» nicht recht ist. Theilen Sie ihm gefälligst meinen Plan und meine Adresse mit. Er würde mich verbinden, wenn er an mich schreiben wollte, wo ich ihm dann den näheren Prospectus eröffnen wollte. Wenn er sich überhaupt mit mir einlassen will, so hätte ich ihm noch einige andere Offerte zu machen, die wesentlich in die Zeit greifen und Erfolg versprechen. Alle strebende gute Köpfe sollten sich aber dann in dieser kritischen Vierteljahrschrift zu einem wirksamen Mittelpunct versammeln. Es ist besonders auf Polemik darin abgesehen.

Am 12. März 1834 waren die Vereinbarungen mit den Buchhändlern, den Gebrüdern Reichenbach in Leipzig, über eine zu gründende Zeitschrift so weit gediehen, daß er das Ministerium des Innern *um ein förderliches Zeugnis, wodurch ihm die Redaction einer in Leipzig erscheinenden Zeitschrift gestattet werden möchte*,[2] bat. Am 21. März wandte er sich (durch Varnhagens Vermittlung) an den Fürsten Pückler um Beiträge für das geplante Unternehmen.[3] Diese Zeitschrift sollte vom 1. Juli 1834

[1] Original in meinem Besitz.

[2] Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin (R. 77 II. Spez.-Lit. M. 34).

[3] Vgl. Houben, Bd. 1, S. 122.

ab bei den Gebrüdern Reichenbach in Leipzig unter dem Titel «Perspektiven für Zeit und Literatur» erscheinen. An Mitarbeitern hatte er außer Varnhagen und dem Fürsten Pückler vorläufig noch Leopold Schefer, Heinrich Stieglitz, Johann Schön und Gustav Kühne gewonnen. Dem geplanten Unternehmen aber wurde durch die sächsische Regierung die Erlaubnis zur Herausgabe versagt. Mundt beabsichtigte daher, die ihm zur Verfügung gestellten Aufsätze in zwanglos erscheinenden Heften, als «Schriften in bunter Reihe» herauszugeben, wovon das erste und einzige Heft im Oktober 1834 erschien. In dem einleitenden Aufsatz, «Zeitperspektive. 1834» betitelt, spricht Mundt das, was er vor kurzem erst als Forderung aufgestellt hatte, bereits als frohe Zuversicht aus, nämlich,

> daß Literatur, Kunst, Wissenschaft und Leben der Deutschen sich einmal an einem gemeinsamen Quellpunkt der Nationalität tränken und aus der freiern Bildung unserer öffentlichen und politischen Zustände eine neue Wiedergeburt in allen Richtungen erfahren werde, weil sie müsse.

Dafür werde eine stille Gemeinde deutscher Patrioten, die Gemeinde der Zukunft, sorgen. Sie sei gegen die hochmütigen Schriftsteller zu Felde gezogen, die auf jeder Seite triumphierend mit deutscher Tugend, mit sogenannter deutscher Gründlichkeit, deutscher Gemütlichkeit und all dem Plunder pedantischer Deutschheit, der uns nimmer zu etwas geholfen und getaugt habe, kokettieren. An Stelle eines solchen deutschelnden Hochmuts müsse ein kräftiges Nationalgefühl gesetzt werden, und dazu werde die neue Literatur, die Literatur der großen Sache — während die frühere deutsche Literatur eine Literatur der großen Persönlichkeiten war — beitragen, und der mächtig aufblühende Journalismus werde dazu eine willkommene Handhabe bieten. Unter allen Künsten sei die Poesie am übelsten daran. Sie kranke an einer allgemeinen Sittlichkeitsprüderie. Solle sie nicht in ihr Gegenteil, den Cynismus, umschlagen, so müsse man die ursprüngliche Derbheit, Freiheit und Zwanglosigkeit des deutschen Wesens wieder einführen; gegen die wirkliche Unsittlichkeit und Gemeinheit im Leben gäbe es keine stärkere und bessere Waffe.

Dieser kühne Ton und der freudige Glaube an die Zukunft war vor allem durch Wienbargs «Ästhetische Feldzüge» geweckt, die vor kurzem in Hamburg erschienen waren, und denen er in diesen «Schriften in bunter Reihe» eine längere Rezension widmet.

Er fand in dem Buche viele von den Forderungen und Ansichten wieder, die er bereits seit längerer Zeit aufgestellt und verfochten hatte. Besonders einleuchtend war ihm Wienbargs Begründung der Ästhetik als geschichtliche und nationale Wissenschaft, die als unzertrennlich mit der Weltanschauung eines jeden Volkes aufzufassen sei. Schön sei das, was den nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanschauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmonisch sei. Wie Mundt immerfort das Schwergewicht auf das *Zeitgemäße* in der Kunst und auf engste Beziehung zwischen Kunst und Leben gelegt hatte, so auch Wienbarg. Beide begegnen sich auch darin, daß sie von der Prosa einen starken Einfluß auf die Ausbildung der deutschen Sprache erwarten. Der größte Prosaiker ist aber nach Mundts Meinung Börne, während Wienbarg Heine die Palme zuerkennt. Ebenso kann Mundt auch die Herabsetzung Schillers gegenüber Goethe nicht begreifen. Goethe hätte seine Werke überall abfassen können, Schiller dagegen konnte nur in Deutschland dichten; er war eben viel deutscher und nationaler als Goethe.

Bereits am 4. November 1834 sandte Mundt an Stieglitz und am 26. an Varnhagen einen Prospekt über die Fortsetzung der «Schriften in bunter Reihe»[1], die jetzt alle Monate erscheinen sollten, und am 27. November schloß er mit den Gebrüdern Reichenbach in Leipzig den endgültigen Vertrag ab. Der Titel: «Literarischer Zodiacus, Schriften in bunter Reihe zur Anregung und Unterhaltung», der mit Anlehnung an den Namen des Zeitteufels in den «Modernen Lebenswirren» gewählt war, sollte «den durch alle Zeichen des Jahres gehenden Lauf einer Monatsschrift bezeichnen». Der Plan ging dahin,

> die jungen gährenden Kräfte der Gegenwart mit den alten gemachten Autoritäten zu einer gemeinsamen Wirkung auf die Zeit zu verbinden und so das Werdende in wohlthätiger Nähe unmittelbar an das Bestehende anzuschließen.[3]

Diese Absicht charakterisierte sich auch in der Wahl der Mitarbeiter, zu denen Böckh, Zumpt, Göschel, Gans, Varnhagen, Pückler, C. F. Hock, Klein, Lehmann, Märcker, Rellstab, B. A. Marx,

---

[1] Nach Briefen Mundts an Varnhagen. Vgl. Houben, Literarische Diplomatie (in der «Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung» 1905, Nr. 48, S. 380).

[2] «Der Freihafen», Bd. 3, S. 233 (Altona 1840).

[3] Ebenda.

Rosenkranz, Stieglitz und Kühne gehörten. Auch an Heine hatte er sich gewandt (vielleicht schon, als er die Herausgabe der «Perspektiven» plante). Dieser hatte zwar *seine Zusage auf eine höchst anspruchlose und sich gänzlich gleichstellende Weise gegeben*[1], hatte später aber keine Beiträge geliefert. Rückert war ebenfalls zur Mitarbeit eingeladen worden, teilte Varnhagen aber am 3. Januar 1835 mit, daß er nicht viel versprechen könne, da er eine eigene Zeitschrift herauszugeben beabsichtige.[2] Als Motto stellte Mundt die Worte aus Uhlands Gedicht «Freie Kunst» voran:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst!
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Eingeleitet wurde das Unternehmen durch einen Aufsatz Mundts über «Bewegungsparteien in der Literatur».[3] Die erste größere Bewegung in der Literatur sei durch den jungen Goethe angebahnt worden, der aber nur der Erlöser der deutschen Form geworden sei, die er vergeistigte und künstlerisch machte, aber er sei nicht ein Erlöser des deutschen Geistes, der in ihm und in dieser Zeit noch nicht zu der höchsten Freiheit auferstehen konnte, weil die Weltanschauung noch vom Leben und vom Talent getrennt war. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, wo man nur noch von Goethe als dem Dichterfürsten sprach und in Weimar einen förmlichen Dichterthron gründete[4], sei die Bedeutung der Goetheschen Poesie als Bewegungspartei bereits vorüber

---

[1] Vgl. «Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal», S. 172 (Berlin, o. J.).

[2] Vgl. Houben, Bd. 1, S. 156.

[3] Ebenso wie Wienbarg auf sich und seine Gesinnungsgenossen mit Vorliebe den Namen *junges Deutschland* anwandte und Laube mit Vorliebe das Wort *modern* als Schlagwort verwandte, so verkündigte Mundt beständig das *Prinzip der Bewegung*. Dieser Ausdruck ist aber nicht zuerst von Mundt als für die jungen Geister charakteristisch angewandt worden. Die süddeutschen Demokraten nannten sich schon 1832 *Partei der Bewegung*, und in Nr. 141 der «Blätter für literarische Unterhaltung» vom Jahre 1831 erschien bereits ein Aufsatz unter dem Titel: «Über das Prinzip der Bewegung in der Politik». Mundt verwandte den Ausdruck zuerst in seiner Schrift «Die Einheit Deutschlands» (S. 13). Später redet er auch von *Bewegungsmännern, Bewegungsfeinden* und *Bewegungsliteratur*. Diese Ausdrücke finden sich auch bald bei anderen Schriftstellern, so bei Wienbarg («Zur neuesten Literatur», S. 4, Mannheim 1835), ferner bei Heine (Bd. 5, S. 255 u. Bd. 4, S. 309).

[4] Vgl. Heine, Bd. 5, S. 246.

gewesen. Diese sei vielmehr durch die Romantiker dargestellt worden, unter deren Vertretern besonders Tieck eine Opposition des Talents einleitete. Die unentfliehbare Gegenwirkung gegen den Romantizismus sei durch Wolfgang Menzel herbeigeführt, der mit seinem kritischen Patriotismus unendlich viel dazu beigetragen habe, literarischen Aberglauben und die Vorurteile in Deutschland zu zerstören. Der bedeutendste Bewegungsdichter der Gegenwart aber sei Heine, der ein großer Dichter der inneren Verzweiflung der Zeit und darum von kulturhistorischer Wichtigkeit sei. Aber sein Einfluß sei keineswegs bloß vorteilhaft gewesen; durch ihn sei zuerst das frivole Blut in den Pulsschlag der modernen Bewegung gekommen und habe angefangen, auf dem jungen Antlitz dieser Zeit unreine Geschwüre zu treiben. Mundt habe ihm nie geglaubt, daß es ihm um etwas Allgemeines und Ernstes oder um Patriotisches zu tun sei, wenn er sich auch durch den Umgang mit Börne etwas höher gestimmt habe. Als Kritiker vollends hätte er sich geradezu lächerlich gemacht, da ihm zur Ausübung eines solchen Berufes die gewöhnlichsten Kenntnisse fehlten (!). Sein Groll gegen Goethe entspränge lediglich seinem Neide auf dessen Dichterkrone.[1] — Börne dagegen, der verzweifelte Metaphysiker der modernen Zeitbewegung, habe immer Mundts Sympathie gehabt. Er sei keusch und rein, und alles, was an ihm lasterhaft erscheine, sei ein Unglück. — Die Aufgabe der heutigen Schriftsteller aber müsse es sein, den Reichtum des Erkennens, mit dem uns die moderne Kombinationsperiode gesegnet habe, wieder in Fleisch und Blut, in Bild und Farbe umzusetzen, um den Menschen und der Nationalität das anzueignen, was sonst an die Abstraktion verloren gehen würde; es handle sich also um eine Wiedereinsetzung des Fleisches im Reiche des Geistes, wodurch das Begriffliche und das Bildliche miteinander in Harmonie träten. Dadurch müsse der christlichen Welt eine neue Periode herbeigeführt werden und sich eine Periode des Kunstwerks anbahnen.[2]

Sein unglücklicher Hang zu Schlagwörtern hatte ihn hier in seinem Programm Ausdrücke wählen lassen, die bei denkenden Männern Befremden oder Kopfschütteln erregen mußten. Sogar

[1] So zu urteilen, hatte ihm Heine leicht gemacht; vgl. Heine, Bd. 3, S. 547 (Lesarten zu S. 266) u. Bd. 5, S. 256.

[2] Vgl. Heine, Bd. 4, S. 72; Bd. 7, S. 255.

sein Gönner Varnhagen mißbilligte manches. Daraufhin schrieb Mundt am 16. Januar 1835 an ihn[1]:

. . . Freilich ist es mir meinem ganzen Naturell nach von jeher unmöglich gewesen, die Uebereinstimmung mit irgend Jemanden in Ansichten und Meinungen absichtlich zu erzielen. Daher kann es kommen, daß ich oft verletze, wo ich mir das Recht zugestehe, meine eigenste Ueberzeugung auszusprechen, und daß nur diese im Spiele ist, und daß nur diese es ist, deren Befriedigung mir an dem ganzen literarischen Wesen einiges Interesse erhält, dürfen sie versichert sein. Ebenso gern lasse ich mich jedoch auch widerlegen, und biete dazu Jedem auf den Blättern meiner eigenen Zeitschrift Raum dar. Halb aus grundsätzlicher Toleranz, halb aus angeborener Indifferenz kann ich Tadel jeder Art ertragen und schätzen . . . . Uebrigens scheint es mir gut und nothwendig, daß in unsern Tagen Jeder seine Meinung selbst in Extremen ausspricht, soweit er kann und darf. Das, was falsch ist, kann sich nachher doch von selbst nicht halten, wenn man nur Das bei sich weiß, daß man es nicht um der Falschheit willen gesagt hat.

---

[1] Vgl. Houben, S. 169.

V. Charlotte Stieglitz.

Die Lebens- und Kampfesfreudigkeit Mundts, die sich in dem Einleitungsaufsatz zum «Zodiacus» aussprach, hatte ihren Grund in den mancherlei Erfolgen, deren sich sein Verfasser während des verflossenen Jahres zu erfreuen hatte. Das hohe Selbstgefühl, von dem es zeugte, war sowohl die Folge der literarischen Anerkennungen, die ihm zuteil geworden waren, als auch der glänzenden Aussichten, die man ihm für seinen bürgerlichen Beruf eröffnet hatte. Aber dasselbe Jahr sollte nicht zu Ende gehen, ohne ihm ein tiefes Weh zugefügt zu haben, das noch lange in ihm nachzitterte, *den schrecklichen Tod einer unsäglich geliebten Freundin*, durch den er in einen Zustand versetzt wurde, der ihn auch *für die Verrichtung der gewöhnlichsten bürgerlichen Geschäfte untauglich machte.*[1] Diese Freundin war Charlotte Stieglitz, die Gattin des Berliner Bibliothekars und Dichters Heinrich Stieglitz. — Von diesem Manne waren in den zwanziger Jahren in Almanachen und selbständigen Sammlungen Gedichte erschienen, die Mundt in günstiger Weise rezensiert hatte.[2] Da er mit dem jungen Dichter bekannt zu werden wünschte, sandte er ihm 1831 ein Exemplar seines eben erschienenen Romans «Das Duett» zu und war bald häufiger und gern gesehener Gast in der bescheidenen, aber anmutigen Häuslichkeit Stieglitzens. In diesem Kreise las er seine Arbeiten vor, ehe er sie dem Drucke übergab, und der hübschen und liebenswürdigen Frau des Freundes widmete er auch seine «Kritischen Wälder».

---

[1] An Schlesier: 9. Januar 1835. Abgedruckt bei Houben, Bd. 1, S. 151.

[2] «Der Freimüthige», Berlin 1829, Nr. 243 (S. 971) und 1831, Nr. 17 (S. 66).

Was Charlotte Stieglitz dazu veranlassen konnte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, ist bis heute nicht völlig aufgeklärt. Ihre eigene Angabe darüber, nach welcher sie durch ihren freiwilligen Hingang ihrem Manne die Freiheit und durch Zufügung eines großen Schmerzes die Dichterkraft wiedergeben wollte, ist oft in Frage gestellt worden. Es scheint aber, daß dieser Gedanke, der sich bei der leicht reizbaren Frau als eine Art Zwangsvorstellung festgesetzt hatte, wirklich die Hauptursache ihres Selbstmordes geworden ist. Sie meinte, es fehle ihrem Manne zum Dichter nur *ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz*, wie Goethe es ausdrückt. Diese *eine Empfindung* wollte sie ihrem Mann künstlich und gewaltsam einpflanzen. Schon früh hatte sie als höchstes Ziel erträumt, einst ungesehen von ihrem Heinrich ein trübes Geschick, ein großes Unheil auf sich selbst ablenken und dann still aus ihrem Dunkel hinaufblicken zu können zu ihm und sich in seinem freudigen Lächeln zu sonnen.[1]

In ihrer Ehe, von der sie so viel erhofft hatte, kam sie sich bald als Hemmschuh ihres *Dichters* vor, der sich nach ihrer Meinung nur ihretwegen in den mechanischen Dienst seiner Berufsgeschäfte als Lehrer und Bibliothekar hatte spannen lassen und dadurch seine Dichterkraft erstickt hatte. Sie wollte unter allen Umständen seine geistige Wiedergeburt, an die sie fest glaubte, herbeiführen, *und wär' es durch einen Kaiserschnitt.*[2] Als ihr Heinrich kurz vor Weihnachten 1834 von einem törichten Traum erzählte, demzufolge er sich nach ihrem plötzlichen Tode wieder frei und als neuer Mensch gefühlt habe, da war ihr Entschluß gefaßt: sie wollte freiwillig aus dem Leben scheiden.

Gab ihr so die Gewißheit auf den Erfolg ihrer Opfertat den erforderlichen Mut zu ihrem Unternehmen, so fehlte es doch auch nicht an Umständen, die sie mit dem nötigen Grad von Verzweiflung erfüllten. Heinrich Stieglitz war bald nach seiner Verheiratung in eine heftige Gemütskrankheit verfallen, die ihn zuweilen an den Rand des Wahnsinns brachte und eben wieder neu auszubrechen drohte. Dazu kamen für Charlotte die bangen Sorgen wegen eines eigenen Leidens, das sie schon seit Jahren peinigte und gerade jetzt eine völlige Erschöpfung ihres körperlichen Zu-

[1] «Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal», S. 9.

[2] Ebenda, S. 208.

standes herbeizuführen schien. Beide Umstände wirkten zusammen, das Nervensystem der zarten Frau in heftige Erregung zu versetzen. Dadurch wurde der einmal gefaßte fürchterliche Gedanke in ihr stets lebendig erhalten, so daß er ihr immer vertrauter wurde. Kinder, die ihre Anwesenheit hier nötig gemacht hätten, hielten sie nicht zurück; ihr felsenfester Glaube an die Unsterblichkeit ließ sie dagegen hoffen, aus lichten Höhen, befreit von allen irdischen Qualen, auf ihren Mann herniederschauen zu können, von dem sie hoffte, daß er jetzt das große Werk schaffen würde, auf dessen Zustandekommen sie im Leben vergeblich gewartet hatte. Am 29. Dezember 1834 drückte sie sich daher selber den Dolch ins Herz.

Ein Hauptmotiv zu ihrem Selbstmorde hat man häufig in einer aussichtslosen Liebe zu Theodor Mundt erblicken wollen. Besonders seit der Veröffentlichung der Briefe Mundts an Kühne in dem Buche von Pierson gewann diese Annahme neue Nahrung. Wirklich wird es einem bei der Lektüre dieser Herzensergießungen Mundts schwer, nicht an einen solchen tieferen Grund ihres Todes zu glauben. So berichtet er dem Freunde das schmerzliche Ereignis mit den Worten[1]:

> Ich habe an ihr so viel verloren, daß ich es nicht sagen kann! Ich habe an ihr so viel besessen, als Du nie ahnen konntest! Das Verhältniß zu ihr, das schönste, herrlichste, edelste, erhielt mich aufrecht und heiter! Jetzt ist eine ganze Blüthenstelle in meinem Menschen für immer verödet!

Daraus ergibt sich freilich nur, daß er die Verstorbene in heißer Liebe verehrt hat. Aus der folgenden Briefstelle (Frühjahr 1835) scheint aber unzweifelhaft hervorzugehen, daß sie seine Gefühle erwiderte, und daß dieser Umstand zu einer Hauptursache ihres Todes geworden sei[2]:

> An meinem letzten Abschnitt über Charlottens Tod ritze ich mir jetzt stündlich und an jeder Sylbe das Herz entzwei. Die Schwierigkeit, die Aufgabe auf diesem Punkt zu lösen, ist für mich grenzenlos, um so mehr, da ich dabei nothwendig unwahr werden muß. Denn mit dem »Opfertod«, den der unselige und gottverlassene Stieglitz bereits zu einer Phrase gemacht hat, habe ich im innersten meiner Gedanken nie einverstanden sein können, und ich konnte es am allerwenigsten. Mein Verhältniß zu ihr kann und darf ich nicht darstellen, und doch spielt es nur zu bedeutsam auch in ihren — Tod hinein.

---

[1] Pierson, S. 22.

[2] Ebenda, S. 23.

Aber alle Vermutungen, die sich uns beim Lesen solcher Stellen aufdrängen, werden durch den Briefwechsel zwischen Mundt und Charlotte, wie er kürzlich von Houben veröffentlicht worden ist[1], entkräftigt. Aus den Briefen Mundts spricht zwar eine große und innige Verehrung für die liebreizende Frau; die Antworten Charlottens aber, so herzlich sie auch gehalten sind, lassen doch nicht im entferntesten jene verhaltene Glut erkennen, die sie schließlich zur Verzweiflung hätte bringen können. Die Äußerungen gegenüber Kühne, die mit diesen Briefen nicht in Einklang zu bringen sind, kann man, wie auch Houben das tut, wohl Mundts Eitelkeit zuschreiben.

Die Liebe und Verehrung Mundts zu der Verstorbenen bewährte sich bis über ihren Tod hinaus. An ihrem Grabe ergriff er nach der Rede des Pfarrers, in welcher dieser der Verstorbenen nach seiner Meinung nicht gerecht geworden war, das Wort zur Verherrlichung der Freundin, was er mit solcher Wärme tat, daß ihn der Rektor der Universität, Henrich Steffens, vor mehr als fünfzig Zeugen umarmte und küßte. – Von Mundt ging auch der Gedanke aus, Charlotte in einem besonderen Buche, zu dem ihr aus Briefen und Tagebuchblättern bestehender schriftlicher Nachlaß verwertet werden sollte, zu feiern. Heinrich Stieglitz erklärte sich sofort bereit, die erforderlichen Abschriften zu besorgen und dem Freunde zur Verfügung zu stellen. Moritz Veit, ein Schulkamerad Mundts und Freund des Stieglitzschen Hauses, der sich vor kurzem als Buchhändler in Berlin niedergelassen hatte, übernahm den Verlag des Buches, das unter dem Titel: «Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal» (Berlin 1835) erschien.

Man hat dieses Werk *Mundts schönstes Buch* genannt, und mit Recht. Sowohl inhaltlich als auch stilistisch hebt es sich vorteilhaft von den bisherigen Erzeugnissen Mundts ab. Das aufdringlich Geistreiche, das wir sonst bei ihm antreffen, ist hier ganz vermieden. Die Liebe und Verehrung zu der Gefeierten hat ihn einen würdigen, teilweise poetisch gehobenen Ton treffen lassen, und wenn er seine Neigung zum Reflektieren auch hier nicht ganz zu unterdrücken vermag, so finden sich derartige Ausführungen doch nur ganz gelegentlich.

---

[1] «Jungd. Lebenswirren.»

Seine Aufgabe sah er, wie er in einem Briefe an Varnhagen ausführte, darin, die Tat psychologisch zu erklären und *in einem schönen Leben den geheimen Wurm nachzuweisen, der schon seit der Kindheit an ihm gefressen.*[1] Er hebt daher eine Reihe von Zügen aus ihrem Leben hervor, die bei unbefangener Lektüre ihren freiwilligen Tod sehr wohl begreiflich erscheinen lassen. Wenn er zum Schluß (S. 309 und 311) einen Teil der Schuld an ihrem Selbstmorde auf die *verirrten und unnatürlichen Einrichtungen unseres sozialen Lebens* zu wälzen versucht, so macht er damit nur eine durch George Sand aufgebrachte Mode mit. — Der diplomatische Varnhagen sah voraus, daß sich Mundt mit dem Buche in der öffentlichen Meinung schaden würde, und riet ihm daher durch Professor Preuß, die Herausgabe zu unterlassen. Mundt aber betrachtete das Buch als ein Werk der reinsten Pietät, das er nicht länger zurückzuhalten vermöge, und von dem er sich auch nicht denken könne, daß die ihm Übelwollenden, wenn sie nicht auch wahnsinnig wären, daran Anstoß nehmen könnten.[2] Die Folgezeit aber gab Varnhagen recht: viele sahen in dem Buche eine Verherrlichung des Selbstmordes, und gerade damals hatte Mundt Ursache, auf die öffentliche Meinung zu hören, die sich zum Teil schon aus anderem Grunde gegen ihn gewandt hatte.

---

[1] Nach einem Briefe an Varnhagen vom 22. Juni 1835.

[2] Ebenda.

VI. Mundts Habilitierungsversuch.[1]

Schon in seiner Studienzeit trug sich Mundt, wie wir gesehen haben, mit dem Gedanken, Universitätslehrer zu werden; das schien ihm neben seinen Novellen und seiner Zeitschrift das beste Mittel zu sein, seinen Gedanken weiteste Verbreitung zu sichern. Der Eintritt in ein solches Amt wurde ihm durch die Bekanntschaft, die er bereits unter den maßgebenden Personen hatte, erleichtert. In Professorenkreisen erfreute er sich des besten Wohlwollens; besonders durfte er auf die Unterstützung von zwei ordentlichen Mitgliedern der philosophischen Fakultät in Berlin rechnen, nämlich von Böckh und Steffens. Am meisten Aussicht auf Erfolg seiner Bemühungen schien ihm aber das persönliche Wohlwollen des Unterrichtsministers v. Altenstein und des Geheimen Oberregierungsrats Joh. Schulze zu bieten.

Schon früher, etwa um 1830, hatte ihm dieser verdienstvolle Organisator des preußischen höheren Schulwesens Proben seines Wohlwollens gegeben. Darauf beruft sich Mundt in seinem Briefe vom 30. Oktober 1833 an Schulze, in dem er ihm die Absicht mitteilt, ein Lesebuch der deutschen Literatur herausgeben zu wollen. Auf diesen Plan war er durch das französische Lesebuch von Ideler und Nolte gebracht worden, das er in den «Jahrbüchern für literarische Kritik» besprochen hatte.[1] Sein Buch sollte für den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen bestimmt sein. Die bisher vorhandenen derartigen Bücher seien ohne eigentlichen literaturwissenschaftlichen Sinn zusammengestellt, vor allem sei die literarische Gegenwart unberücksichtigt gelassen. Er wolle sich

---

[1] Vorzugsweise nach den Akten der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin.

dieser Aufgabe aber nur unterziehen, wenn ihm die Befürwortung Schulzes zuteil werde und er somit hoffen dürfe, das Buch in den preußischen Schulen eingeführt zu sehen. Gleichzeitig bat er um die Erlaubnis, sich Schulze persönlich vorstellen zu dürfen. — Das letztere scheint bald stattgefunden zu haben, von der Abfassung des geplanten Lesebuches aber hat Schulze wohl abgeraten. Das Verhältnis zwischen dem mächtigen Geheimrat und jungen Literaten wurde bald recht herzlich, und sicher hat Schulze eine Rolle dabei gespielt, als Mundt die Herausgabe des Knebelschen Nachlasses übertragen wurde. — Schulze scheint es auch gewesen zu sein, der Mundt zuerst Aussicht auf ein akademisches Lehramt eröffnete. An ihn wandte er sich daher mit der Bitte um Unterstützung seiner Angelegenheit, bevor er seine Papiere einreichte. Aus dem Schreiben vom 24. Oktober 1834 an Schulze[1] und aus einem Briefe an H. Stieglitz vom 28. Oktober 1834[2] ergibt sich, daß Schulze ihm eine *einträgliche Beschäftigung* im Kultusministerium in Aussicht gestellt hatte, damit ihm eine *sorgenfreie Lage gesichert wäre*, um sich in seine ihm eigentümlichen Studien vertiefen zu können.

Am 8. Dezember 1834 bat Mundt beim Kultusministerium um Zulassung zur Habilitierung als Privatdozent, und gleichzeitig — da er nicht in Berlin promoviert hatte — suchte er die Erlaubnis nach, sich nicht erst nostrifizieren zu müssen. Auf eine Anfrage Altensteins beim Ministerium des Innern und der Polizei vom 20. Dezember 1834 erwiderte dieses am 6. Januar 1835, daß dort nichts vorliege, was dem Gesuche Mundts entgegenstände.[3] Daraufhin wurde sein Gesuch bewilligt und am 19. Januar 1835 an die philosophische Fakultät der Berliner Universität weitergegeben. Dahin wandte er sich am 15. Februar 1835 mit einer besonderen Eingabe, der er seine «Kritischen Wälder», seine «Moderne Lebenswirren» und mehrere seiner in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» veröffentlichten Rezensionen beifügte.

---

[1] Im Geheimen Staatsarchiv in Berlin (R. 92, Schulze Nr. 25).

[2] Vgl. «Jungd. Lebenswirren», S. 56—58.

[3] Der Dezernent dieser Angelegenheit war Tzschoppe, mit dem Mundt später so unliebsame Bekanntschaft machen sollte. — Die Mitteilung des Ministers des Innern geschah nicht an die Polizeidirektion, wie Geiger S. 68 angibt, sondern an das Kultusministerium.

Er ersuchte die Fakultät, sich bald über ihn auszusprechen, da er im Falle der Annahme noch im kommenden Sommerhalbjahr seine Vorlesungen aufzunehmen gedenke, und zwar beabsichtige er, über Ästhetik, neuere Literaturgeschichte und Dramaturgie zu lesen. Das Ministerium des Innern, das heißt Tzshoppe, fühlte sich allerdings am 4. März 1835 verpflichtet, dem Unterrichtsminister eine Stelle aus Mundts «Posthornsymphonie», die im Februarheft des «Zodiacus» veröffentlicht worden war, im Auszuge mitzuteilen, «in welcher die Zensur und die gegenwärtigen Untersuchungen in einer Weise erwähnt werden, welche über die politische Richtung des p. Mundt einigen Aufschluß geben dürfte». Dort hatte der Verfasser den Postillionen vorgeworfen, daß sie nicht mehr so freudig bliesen, und war dann fortgefahren:

Und ein Postillion ist doch kein deutscher Schriftsteller. Wovor fürchten sich denn die Postillons? Ist es die Censur? Sind es die großen demagogischen Untersuchungen?

Die wohlwollende Stellung des Ministers Altenstein zu Mundt wurde dadurch aber ebensowenig beeinflußt, wie durch eine Beschwerde des Weimarischen Kanzlers v. Müller wegen der Veröffentlichung eines Herderschen Briefes in den «Schriften in bunter Reihe».[1] Über das Verhältnis des Unterrichtsministers zu Mundt verbreitet folgender bisher unveröffentlichter Brief[2] des letzteren an eine zwar nicht genannte Adresse, als die aber mit Sicherheit August Böttiger in Dresden anzunehmen ist, einige Klarheit.

Berlin, d. 6. April 1835.

Hochverehrtester Herr Hofrath!

Ihre gefällige Zuschrift vom 26. v. M., mit der Sie mich beehrt und mir zugleich mehrere Briefe zur Vervollständigung des Knebelschen Nachlasses mitzutheilen die Güte gehabt, verpflichtet mich zu lebhaftestem Dank und Anerkennung. Obwohl ich bis jetzt noch nicht dazu gekommen, sie näher durchzusehen, so verspreche ich mir doch daran eine gewinnvolle Bereicherung der Ausgabe, da die Beziehungen, in denen Sie zu dem verewigten Knebel gestanden, gewiß reichhaltig und interessant waren. Möchte es von meiner Seite möglich werden, Ihre Großmuth, durch die Sie die Knebelschen Erben beschämen und deren ich nicht ermangeln darf im Vorwort zu gedenken, gebührend zu vergelten! Ich selbst bin im Ganzen

[1] Geiger nimmt an, daß sowohl diese Beschwerde wie auch die oben erwähnte Anzeige Tzschoppes die maßgebenden Kreise gegen Mundt eingenommen hätte (S. 67f.).

[2] Original in meinem Besitz.

bei dieser Arbeit schlecht gestellt, da unser Herr Minister v. Altenstein, um den Knebelschen Erben, für die er sich besonders interessirt, das ganze Buchhändlerhonorar ungeschmälert zuzuwenden, sich erboten hat, die Redactionskosten auf einen Fonds des Ministeriums zu übernehmen, wo ich es denn, da ich zugleich Privatdocent an der hiesigen Universität bin, als eine wissenschaftliche Remuneration empfange, die ich mir dadurch gewissermaßen vorwegnehme. Es war mir indeß, meiner persönlichen Verbindungen und Verpflichtungen wegen, nicht möglich auszuweichen, und der Verleger ist bereits beim Ankauf auf eine so hohe Summe hinaufgetrieben worden, daß ich ihn, dem es schwer werden wird zu seiner Rechnung zu kommen, nicht noch mehr belasten mag. Wie indeß der Verleger darüber denkt, Ihnen seine Anerkennung für Ihre gütige und so dankenswerthe Mittheilung der Knebelschen Briefe demnächst auszudrücken, wird er, hoffe ich, nicht ermangeln, Ihnen beigehend auszusprechen.

Nichts konnte mir erfreulicher sein, als bei dieser Gelegenheit zu Ihnen, verehrter Herr Hofrath, in nähere freundliche Beziehung zu treten, und meine verehrungsvollen Gesinnungen, die ich immer für Sie gehegt, bei Ihnen geltend machen zu dürfen. Niemand möchte in der heutigen Literatur die große Trennung, die sich überall eingeschlichen, und die der besten Kräfte Wirksamkeit auf das Allgemeine lähmt, schärfer empfinden als ich, und doch fehlt es meistentheils bloß an dem Entschluß, zu lieben, anzuerkennen, sich auszugleichen und zu verbünden. Es thut mir wohl, daß Sie meinen Bestrebungen Ihre Theilnahme schenken! Ich habe meinen Verleger beordert, Ihnen einige Hefte des von mir herausgegebenen »Literarischen Zodiacus« zu übersenden, der einen Vereinigungspunct neuester Literatur bezweckt. Möchte es Ihnen gefallen, diesem Unternehmen Ihre Unterstützung zu Theil werden zu lassen, der eine neue Zeitschrift von allen Seiten so sehr bedarf. Sehr dankenswerth würde es sein, wollten Sie einmal Gelegenheit nehmen, in der Abendzeitung einige Worte darüber aus Ihrem einflußreichen Munde laut werden zu lassen.

Hr. Varnhagen von Ense denkt wie ich in der Beziehung zu Ihnen, und hat mir angelegentlich aufgetragen, Ihnen seine herzlichsten Grüße und verbindlichste Empfehlung zu sagen.

Mit der Bitte, mich in fortdauerndem geneigten Andenken zu behalten, verharre ich in unwandelbarer Hochachtung,

verehrter Herr Hofrath!

Ihr ganz ergebener Diener

Dr. Th. Mundt.

Die Gutachten, die von den Professoren über Mundt abgegeben wurden, stellen alle seine wissenschaftliche Befähigung außer Frage. *Geistreiche Auffassung, lebhafte, aufregende Darstellung, fleißiges Eindringen in die geschilderten literarischen Charaktere* werden ihm nachgerühmt. Besonders schmeichelhaft für ihn ist das Urteil, das Böckh über ihn fällt:

Wie ich den Dr. Mundt schon früher gekannt habe, und aus den kritischen Wäldern erkenne, muß ich ihn mit vollkommener Überzeugung als einen kenntnißreichen, geistvollen, des Stoffes, den er darstellt, und der Form im höchsten Grade mächtigen, kurz als einen ausgezeichneten Menschen anerkennen, der von Schwindelei und Schwärmerei ebensoweit entfernt ist, als von einer trockenen Formelei und leerem Spiel mit hohlen Worten oder Begriffen, und er ist meines Erachtens für den Vortrag dessen, was er als Privatdocent lesen will, nehmlich neuere Litteraturgeschichte und Aesthetik, vorzugsweise befähigt. Welche Beschlüsse die Facultät auch über die fernere Zulassung von Privatdocenten fassen mag, so bin ich sicher, sie werden niemals solche ausschließen, welche als besonders ausgezeichnet anerkannt werden; mein Votum in dieser Angelegenheit habe ich bereits dahin abgegeben, die Facultät möge in Zukunft nur solche als Privatdocenten zulassen, von welchen sie überzeugt sei, daß sie Ausgezeichnetes leisten, und da ich hiervon in Beziehung auf den Dr. Mundt überzeugt bin, so stimme ich unbedingt für dessen Zulassung.

Gerade damals trug man sich in der Philosophischen Fakultät mit der Absicht, neue, schärfere Habilitierungsbedingungen zu beraten, weshalb mehrere Professoren vorgeschlagen hatten, mit der Entscheidung über Mundts Zulassung zu warten, bis neue Vorschriften gegeben seien. Die Mehrzahl der Professoren war sich aber darin einig, daß die Zulassung Mundts aus andern Gründen sehr bedenklich erscheine. Sie hegten zum großen Teil dieselben Bedenken wie v. d. Hagen, dem das Gesuch zuerst zur Begutachtung zuging. Nachdem sich dieser nämlich über die wissenschaftliche Befähigung Mundts sehr anerkennend ausgesprochen hatte, fuhr er fort:

Anderseits ist nicht zu übersehen, daß der Dr. Mundt stellenweise schon in vorliegenden Schriften, entschieden in dem von ihm jetzt monatlich erscheinenden Zodiakus als Stimmführer und Beweger einer s. g. Litteratur der großen Sache[1] auftritt, welche, nachdem die Litteratur der großen Männer, wie Göthe, Lessing usw. mit diesen abgelaufen, nunmehr an der Zeit sei, und deren künftige Großthaten in Kunst und Wissenschaft, wie im Leben und Staate des jungen Deutschlands, im Geiste geschauet und verkündigt werden. Denn nicht zu verdecken ist die Blöße an eigenen probehaltigen Hervorbringungen und Kunstwerken, der auch die halt- und gestaltlosen Lebenswirren so wenig abhelfen, als so manche andere neue u. neueste Bücher, welche sich alle so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern, und solchergestalt wirklich eine Litteratur der Sache bilden. Hoffentlich wird das Bewußtsein und Bekenntnis dieser Leere (Probeheft des Zodiakus, S. 4. 143), welches bisher nur eine neue, zuvor unerhörte

[1] Vgl. Mundts «Schriften in bunter Reihe», S. 4.

Prosa, worin das Wesentlichste der Poesie übergegangen und immer mehr übergehen wird, und welche auch für die Ausbildung der Sprache von großer Wichtigkeit» sei, in Anspruch nimmt, und nur darüber schwankt, ob Börne oder Heine diese Prosa am glänzendsten schreibe (Lebenswirren S. 70, und Probeheft des Zodiakus S. 146) zur Besinnung und besseren Einsicht leiten.

Trotzdem wurde die Zulassung Mundts zur Dozentur in der Fakultätssitzung vom 19. März 1835 genehmigt, und in der vom 28. März hielt er seine Vorlesung über die «Ästhetik als Wissenschaft», worauf sich die Professoren Tölken, Steffens und v. d. Hagen mit ihm über den Gegenstand seiner Vorlesung unterhielten. Am 29. April, vormittags 10 Uhr, sollte er seine öffentliche lateinische Vorlesung «de origine eloquentiae Atticae» halten. Kurz vorher ließ aber der Rektor, Henrich Steffens, die Aula schließen und bekannt geben, daß die Vorlesung vorläufig aufgeschoben werden müsse: er war auf das kürzlich erschienene Buch Mundts: «Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen» (Leipzig 1835) aufmerksam gemacht worden. In der Fakultätssitzung hatte er sich mit folgendem Schreiben an den Dekan, Professor Ideler, gewandt:

Präs. 28/4 35 Abends.

Spectabilis Decane

Beiliegendes Buch, ein Exemplar des Obercensurcollegii, welches ich bitten muß, geheim zu halten und mir, nachdem Sie die bezeichneten Stellen gelesen haben, noch diesen Vormittag — vor 11 Uhr — zurückzusenden — setzt mich in die höchst unangenehme Lage, auf die Bedenklichkeit der Habilitation des Dr. Mundt aufmerksam machen zu müssen. Ew. Spectabilität werden sich erinnern, wie lebhaft ich selbst gegen die Ansicht vieler Collegen für die Habilitation des Candidaten sprach und dieses Buch spricht wie frühere für die geistige Gewandtheit des Verfassers. Aber diese naive Darlegung einer Frivolität der Gesinnung, die mit aller Gewalt geistiger Darstellung sich geltend machen will, ist, wenn wir uns den jungen Mann als Lehrer denken, zu verführerisch um geduldet werden zu können. Erst in diesem Augenblick ist mir das Stück mitgetheilt und ich halte es für meine Pflicht die entschiedene Ansicht auszusprechen, daß eine Ansicht wie die hier dargestellte, nie verbreitet werden darf. Auch leidet es keinen Zweifel, daß der Hof die Anstellung eines jungen Mannes, der solche Lehren öffentlich vorträgt, im höchsten Grade mißbilligen würde. Vielleicht ist es Ihnen möglich die Habilitation, die Morgen stattfinden soll, auf irgend eine Weise, ohne Aufsehen, aufzuschieben um baldmöglichst die Sache zum Gegenstand einer Deliberation der Facultät zu machen

ergebenst

Steffens.

Der Dekan wußte offenbar auch nicht, was zu tun sei, worauf Steffens auf eigene Faust, wenn auch im Einverständnis mit dem Dekan handelte. In dem Zirkular vom selben Tage wurden die Fakultätsmitglieder benachrichtigt, daß der angesetzte öffentliche Habilitationsakt des Dr. Mundt durch Eintreten des Herrn Regierungsbevollmächtigten (das war nämlich Steffens gleichzeitig) verhindert worden sei. Aber bald sah Steffens ein, daß er vorschnell gehandelt hatte. Er bat deshalb am 30. April den Dekan, eine Fakultätssitzung anzuberaumen, in der über die Angelegenheit beraten werden sollte. Die gestrige Suspension sei

> nur als eine vorläufige, durch den Rector veranstaltete disziplinarische Maaßregel zu betrachten, die nachdem sie Gegenstand der Deliberation der Facultät gewesen, dem Senat vorgelegt werden muß und dann, durch die stellvertretenden Bevollmächtigten an das Ministerium zur Beschlußnahme gerichtet wird.

Er berichtigte sich also dahin, daß er als Rektor, nicht als Regierungsbevollmächtigter, gehandelt habe.

In der Fakultätssitzung vom 2. Mai wurde nach lebhafter Debatte beschlossen, daß der Rektor als solcher, nicht im Namen der Fakultät, seine Maßregel beim Ministerium vertreten solle, wozu sich dieser auch bereit erklärte. Gleichzeitig sollte dem Ministerium anheimgestellt werden, zu bestimmen, ob Mundt, der den Forderungen des Habilitandus genügt habe, als Verfasser jenes Buches bei der Universität Privatdozent sein könne.

Natürlich kam dieser verhängnisvolle Umschwung für Mundt wie ein Schlag aus heiterm Himmel. Nachdem er noch am Nachmittage des 29. April mit Steffens selber Rücksprache genommen hatte, wobei er von ihm *eine jener Umarmungen erhielt, denen man sich nicht ohne Gewissensskrupel hingeben konnte*[1], sah er ein, daß Abhilfe nur geschehen könnte, wenn einflußreiche Personen, vielleicht der Minister selbst, für ihn einträten. Er wandte sich daher sofort an Johs. Schulze und Varnhagen. Der Brief an den letzteren ist von Houben veröffentlicht[2], der an Schulze hat folgenden Wortlaut[3]:

> Hochwohlgeborener Herr,
> Hochzuverehrender Herr Geheimrath!
> Ohne das für Ew. Hochwohlgeboren bestimmt gewesene Exemplar,

---

[1] «Der Freihafen», Bd. 3, S. 254 (Altona 1840).

[2] Zeitgeist, 1907, Nr. 25.

[3] Original im Königl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

das sich noch beim Buchbinder befindet, abzuwarten, gebe ich mir die Ehre, Ihnen ein brochirtes von meiner »Madonna« zu übersenden, deren sich jetzt meine Feinde als Waffe bemächtigt haben, um mein Auftreten als Privatdocent doch endlich zu verhindern. Ich kann die darin ausgesprochenen Grundsätze vor Gott und Welt vertreten, wenn man nur nicht, wie man gethan hat und immer zu thun pflegt, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange herausreißt, wie z. B. die über Casanova, und über die Ehe, und daraus eine Anklage gegen die Gesinnung des Verfassers schmiedet.

Bis jetzt ist die Sache, die mir droht, nur eine Privatintrigue, und bei keiner einzigen Behörde anhängig. Ich glaube das Recht zu haben, sie eine Intrigue zu nennen, da dieselben Personen, die sich in der Fakultät meiner Zulassung zur Habilitation widersetzt haben, und zwar mit dem entschiedensten Verfolgungsgeist, jetzt auch als Angeber im Spiele zu sein scheinen. Indeß war ich doch bereits zugelassen worden, und hatte das Honorar dafür erlegt, obwohl man absichtlich eilte, mich gerade am letzten Akt meiner Habilitation zu verhindern. Da mich jedoch die Fakultät bereits angenommen, so hätte man es nachher der Regierung überlassen können und sollen, mich zu suspendiren, wenn ich etwas Straffälliges begangen oder geschrieben. Statt dessen hat der Rektor, Prof. Steffens, der bisher die einzig handelnde Person hierin ist, durch meine Suspension, die er auf seine eigene Vollmacht bewirkt, mich sogleich schon verurtheilt, ohne mich auch nur gehört zu haben. Erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren jedoch, Ihnen einen schlagenden Beweis zu liefern, wie rasch man bei der Sache zu Werke gegangen: denn als ich gestern bei dem Herrn Rektor war, hatte er das Buch noch nicht einmal gelesen, und kannte nur die ihm durch die Angeber mitgetheilten Stellen! In einigen Tagen will er einen Bericht über das Buch an das Ministerium abstatten, von dem dann freilich alles abhängen dürfte. Durch ein ausführliches Gespräch, das ich mit dem Herrn Rektor hatte, habe ich übrigens die Genugthuung gehabt, ihn zur Anerkennung der Sittlichkeit meiner Grundsätze zu bewegen. Daß des Königs Person in dem Buche beleidigt sei, worauf sich meine Feinde zu meinem Verderben am meisten stützen wollen, muß ich als eine zu grobe Verläumdung zurückweisen. Ich bin diese harmlosen Stellen mit Hrn. v. Varnhagen gestern durchgegangen, und wir haben beide abermals nichts Verletzendes gefunden.

Möchten mir Ew. Hochwohlgeboren, so lange diese unangenehme Sache noch zweifelhaft ist, wenigstens Ihr persönliches Wohlwollen, auf das ich ein so unendliches Gewicht lege, nicht entziehn! Kann und darf man in unserer Zeit so etwas nicht mehr schreiben und denken, als es in diesem unschuldigen Buche geschehn, so ist es besser, ganz zu schweigen, und ich bin zum längsten Schriftsteller gewesen. Würden mir aber Ew. Hochwohlgeboren wohl zu einem Schritt an des Herrn Ministers Excellenz rathen? Oder wäre es möglich, daß mir Ew. Hochwohlgeboren selbst eine gütige Bevorwortung bei dem Herrn Minister zu Theil werden lassen könnten?

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren, wie früher, den Ausdruck meiner

gehorsamsten Verehrung, womit ich die Ehre habe mich ehrerbietigst zu nennen

Dr. Theod. Mundt.

Berlin, d. 30. Apr. 35.

Sicherlich tut Mundt Steffens unrecht, wenn er ihn zu den Männern rechnet, *welche die Gewalt ihrer öffentlichen Ämter dazu benutzten, um einen blutjungen, vielleicht auf Irrwegen begriffenen, vielleicht auch nur sein Recht der Jugendentwicklung gebrauchenden Schriftsteller am liebsten mit Haut und Haaren zu vertilgen*[1], oder wenn er ihn eine *zweideutige Individualität, die nie eine anerkannte wissenschaftliche Stellung in Deutschland gehabt*[2], nennt. Daß Steffens lediglich aus lauterster Überzeugung handelte und es ihm ganz fern lag, Mundt absichtlich zu schaden, beweist das Schreiben an den Minister von Altenstein vom 5. Mai 1835, in dem er eine persönliche Audienz nachsuchte[3]:

Ew: Excellenz gebe ich mir die Ehre über ein Ereigniß, welches in der Stadt einiges Aufsehen erregt hat einen ganz gehorsamsten Bericht abzustatten.

Mittwoch den 29. April sollte der öffentliche Habilitationsact des, durch die philosophische Facultät nach vorhergehender gesetzmäßiger Prüfung, sowie nach der eingegangenen Genehmigung der hohen Ministerien, als Privatdocent angenommen Dr: Th: Mundt stattfinden. Der öffentliche Anschlag hatte Tag und Stunde angekündigt. Den Tag vorher gegen Abend kam Herr Professor von Lancizolle[4], der als Mitglied des Obercensur-Collegiums den Auftrag erhalten hatte über die mitfolgende Schrift des Dr: Mundt, betitelt «Madonna: Unterhaltungen mit einer Heiligen» Bericht abzustatten, zu mir und zeigte mir mehrere in dieser Schrift vorkommende Stellen (Seite 79, 184 und 236) die freilich, so einzeln herausgehoben auf eine solche Weise frivol erschienen, daß die dem Dr. Mundt ertheilte Erlaubniß, als Lehrer aufzutreten bedenklich erscheinen mußte. Ich eilte Sr: Spectabilität dem Decan der philosophischen Facultät, Herrn Professor Ideler davon in Kenntniß zu setzen und stellte ihm anheim, ob es nicht möglich wäre den öffentlichen Act der Habilitation vorläufig aufzuschieben. Den Morgen darauf besuchte mich der Herr Decan. Eine Stunde später sollte die Habilitation stattfinden. Eine Berathung mit dem Herrn Reg: Rath Krause war nicht mehr möglich und ich entschloß mich, in Ueber-

---

[1] «Freihafen», 1840, S. 254.

[2] In einem Briefe an Johs. Schulze vom 31. Oktober 1835 im Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin.

[3] Nach dem Konzept auf der Universität Berlin.

[4] Also nicht, wie Houben in den «Gutzkow-Funden», S. 45 (Berlin 1901) meint, Tzschoppe.

einstimmung mit dem H: Decan der philosophischen Fakultät, als Rector, auf eigene Verantwortlichkeit, den Act bis auf einen künftigen Tag auszusetzen. Der Anschlag ward abgenommen und der Pedell kündigte den Herankommenden und dem H. Dr: Mundt den vorläufigen Aufschub an.

Mehr als ein provisorischer Aufschub konnte die Maaßregel nicht seyn, es war ein Mittel um Zeit zu gewinnen die vorliegende Denunciation, die ich, da sie mir, als Rector mitgetheilt war, nicht ignoriren durfte, genauer zu untersuchen. Mir war der Herr Dr: Mundt nicht unbekannt, ich kenne ihn als einen jungen phantasiereichen, begabten Mann, der mit den tiefen geistigen Verwirrungen des Tages auf eine allerdings bedenkliche, aber doch bedeutende Weise kämpft. Ich habe das Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Obgleich Stellen darin vorkommen, die mich, wie die denuncirten, mit Unwillen erfüllten, obgleich das Ganze ein zerrissenes Gemüth zeigt, erkannte ich dennoch die seltene Gabe, die ihm verliehen, das tiefere Streben, welches noch die Ruhe, die Klarheit nicht zu erringen vermogte. Sollten wir nun einen heimathlosen Jüngling, bei seinem ersten Schritt sich an einer geordneten Beschäftigung anzuschließen, an die strengen Formen des Staats und der Wissenschaft anzulehnen, zurückstoßen und der eigenen Verwirrung rettungslos preisgeben? Eben von diesem Entschluß hatte ich Alles gehofft und was berechtigte uns diese Hoffnung jetzt aufzugeben, ehe wir den Versuch angestellt hatten? Bedenklicher noch erschien ein weiteres Vorschreiten in dieser Sache von unserer Seite, wenn er aus dem Gesichtspunkte des Rechts betrachtet würde. Wäre uns die denuncirte Schrift bekannt gewesen, als wir über seine Anstellung als Privatdozent deliberirten, dann hätte sie ohne allen Zweifel mit Erfolg ja mit Recht gegen ihn benutzt werden können, wir hätten dem jungen Mann, selbst indem wir seine Fähigkeiten anerkannten den Rath ertheilen können, den schädlichen Eindruck einer solchen Schrift durch eine bessere wissenschaftliche Schrift zu vernichten, und sich dann wieder zu melden. Aber das Recht, welches er durch uns erhalten hat besitzt er schon, nur die höheren Gesetze des Staats können es ihm wieder rauben.

Ohne Zweifel wird die bedenkliche Schwierigkeit die dem Dr. Mundt jetzt gleich, bei dem Anfange seines Auftretens als Lehrer, sich entgegenstellt verbunden mit einer Warnung des Decans auf ihn einen heilsamen Einfluß äußern, besonders, wenn der Decan den Unwillen des hohen Ministerii zu äußern, den Auftrag erhalten sollte.

Am Sonnabend den 2. May fand eine Sitzung der philos. Fakultät statt. Unabhängig von mir hatte der H. Decan eine Ansicht gewonnen, die mit meiner völlig übereinstimmte und die Facultät beschloß mir, der ich den einzigen bis dahin geschehenen Schritt, auf eigene Verantwortlichkeit gewagt hatte, es zu überlassen, mich über diesen Schritt durch eine gehorsamste Ew. Excellenz zu überreichende Erklärung zu rechtfertigen und es dem Ermessen Eines hohen Ministerii anheimzustellen, was weiter in dieser Sache geschehen soll.

In einer so zarten Sache werden Ew: Excellenz gnädig verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme mir eine persöhnliche Audienz auszubitten,

besonders da die öffentliche Spannung eine möglichst schleunige Erledigung sehr wünschenswerth macht.

Ew. Excellenz pp.

Berlin den 4. May 1835 (gez.) Steffens.

Steffens selber gesteht[1], daß er darüber erstaunte, wie wenige ihn zu verteidigen wagten. Ein allgemeines Gerücht hätte ihm sogar eine strenge Zurechtweisung seitens des Ministeriums verkündigt.

---

[1] «Was ich erlebte», Bd. 10, S. 317 (Breslau 1844).

VII. „Madonna“.

Den Plan zu dem Werke, das ihm so viel ungeahnte Schwierigkeiten bereitete, hatte Mundt auf der Reise gefaßt, die er im Sommer 1834 im Anschluß an seinen Aufenthalt in Jena machte, wo er des Knebelschen Nachlasses wegen weilte. Sein Weg führte ihn damals über Dresden, Teplitz und Prag nach Wien. Hier, wo er auch mit Varnhagen zusammentraf, verkehrte er viel mit dem katholischen Hegelianer Anton Günther und dessen Schülern Pabst und Hock, in deren Kreise man seine «Modernen Lebenswirren» freundlich aufgenommen und viel besprochen hatte. Die Eindrücke dieser Reise, besonders die einiger Bilder in der Dresdener und Esterhazyschen Galerie in Wien und der Unterhaltungen mit den genannten Gelehrten, spiegeln sich in der «Madonna» wieder. Außerdem treffen wir darin manche der Gedanken, die er in dem Programm zu seiner Zeitschrift, mit deren Gründung er gerade damals umging, niederlegte. Das Werk war zum Teil als Reisetagebuch entstanden; einige Kapitel waren sogar bereits in Wien ausgearbeitet.

Als literarisches Vorbild hatten ihm offenbar Heines «Reisebilder», vor allem der vierte Teil, «Die Stadt Lucca», gedient. Wie Heine (Bd. 3, S. 324) möglichst wenig die Gegenden beschreiben will, die er durchreist, so auch Mundt. Beide geben vielmehr tatsächliche oder angebliche Reiseerlebnisse, über die sie in humoristischer oder ironischer Weise berichten. Mit seinem Vorbild hat Mundt ferner die häufigen Ausführungen über Religion und das Eifern gegen den Katholizismus gemeinsam; auch spricht er ähnlich wie Heine über Berliner Verhältnisse und macht über reisende Juden seine Witze. Besonders erinnert aber sein Abenteuer mit der «Madonna», die er in einer Prozession zum erstenmal erblickt, an die Begebenheit zwischen Heine und der Franscheska in der «Stadt Lucca».

Was Mundt mit dem Buche bezweckt, geht aus seinem Briefe an Charlotte Stieglitz vom 26. Oktober 1834 hervor.[1] Darin heißt es:

> Ich schreibe an einem Buch unter dem Titel: «Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen», das in einzelnen Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken, durch welche jedoch alle nach meiner Art ein gemeinsamer rother Faden geht, Resultate und Bilder von meiner Reise durch das katholische Süddeutschland darstellt. Es handelt sich darin fast immer um den Katholizismus, berührt viele in die Zeit wichtig eingreifende Fragen, und wimmelt von bekannten und lebenden Figuren, Persönlichkeiten u. dgl. Vor manchem darin werden sie erschrecken, aber nichtsdestoweniger wahr finden (ich nehme jetzt keine Rücksicht mehr!!), Manches wird Ihnen gute und schlechte Seiten meiner Seele enthüllen und das Ganze bin ich, Ihr Freund!

Kampf gegen den Katholizismus war es also vorzugsweise, was er sich in dem Buche zur Aufgabe gestellt hatte; unter den *vielen in die Zeit wichtig eingreifenden Fragen* kam vor allem die der *Wiedereinsetzung des Fleisches* in Betracht. Mit diesem plumpen Ausdruck benannte er das von Wienbarg viel zarter als *das Recht des Sinnlichen gegen die Anmaßungen des Spiritualismus*[2] bezeichnete. Mundt verwahrt sich ausdrücklich dagegen, den Materialisten das Wort reden zu wollen. — Um das Ganze nicht zu einer bloßen Aneinanderreihung von Reflexionen zu machen, verflicht er diese mit der Geschichte einer hübschen Böhmin, Maria mit Namen, deren Bekanntschaft er in der Nähe von Dux machte. Sie war in Dresden von einer gewissenlosen Tante für einen wollüstigen Grafen erzogen worden. Als dieser sich ihrer zu bemächtigen suchte, floh sie vor dem ungeliebten Wüstling zu ihrem früheren Hauslehrer, dem Kandidaten der Theologie Mellenberg. Beide waren sich längst in stiller Verehrung zugetan, und infolge der Aufregung, in der sie sich befand, gab sie sich ihm ganz in Liebe hin. Nachdem sich Mellenberg am folgenden Tage aus Verzweiflung das Leben genommen hatte, kehrte sie in die böhmische Heimat zurück, wo sie ihren lieblosen alten Vater, einen kranken und wunderlichen Schulmeister, pflegt. Bei einer Prozession lernt Mundt sie kennen, und vom ersten Augenblick an erscheint sie ihm als eine «Heilige». Nach dem Tode ihres Vaters tritt sie in München zur protestantischen Kirche über, und vorzugsweise in den Briefen an diese «Madonna» teilt er uns seine Reflexionen mit.

---

[1] «Jungd. Lebenswirren», S. 55.

[2] Ästhetische Feldzüge, S. 123 (Hamburg 1834).

Eingeleitet wird das Buch durch eine «Posthornsymphonie», aus der die ungebundene Lust darüber, endlich einmal dem einförmigen Leben der Heimat entgangen zu sein, spricht. Aber nicht stille Gegenden will er aufsuchen, sondern *Menschen! Menschen! und noch einmal Menschen! Ein Königreich für Menschen!* ruft er aus (S. 25). Schon Goethe habe gezeigt, daß die Zeiten der *Naturlyrik* durch die der *Weltstudien* abgelöst worden seien, indem er auf seinen «Werther» den «Wilhelm Meister» folgen ließ. Auch Mundt will Studien an der Welt, an Menschen machen: er will dem Bauer zureden (S. 13), daß er abends regelmäßig die Zeitungen lese; der Bäuerin will er einschärfen, daß sie ihren Jungen nicht bloß für den Pflug geboren, sondern für ein menschlich gefühltes und berechtigtes Dasein. Er will sich nach der Lektüre des Schneiders erkundigen und fragen, ob die Stadtkapelle die Marseillaise geblasen habe. — Unter solchen Vorsätzen und Betrachtungen ist er nach Böhmen gekommen, «dem Lande der Musik, der Heiligen, der Bettler, der schönen Frauen, der Bäder und der böhmischen Dörfer und Wälder, den Schauplätzen der Räuberromane». Diese Gelegenheit benutzt er, um Betrachtungen über die Entstehung dieser Literaturgattung, ferner über Schillers «Räuber» und über den Aufenthalt in der Wildnis überhaupt vorzubringen. Wie Heine in dem «Buche Le Grand» seine Gedanken über das Tabakrauchen berühmter Männer äußert (Bd. 3, S. 171 f.), so berichtet Mundt hier über die Rolle des Schlafrocks im Leben der Großen. Bei einem Besuche in einem Cistercienserkloster ist er überrascht, dort Zeitungen anzutreffen; das weckt in ihm den Plan, «Phantasien eines zeitungslesenden Klosterbruders» zu schreiben. Durch den Aufenthalt in Dux wird seine Erinnerung an Casanova geweckt, für den er sich schon früher interessiert hat[1], und auf den auch Heine gelegentlich aufmerksam macht. Da er uns gerne seine Gedanken über dessen weltberühmte Liederlichkeit vorbringen möchte, so muß es sich der mürrische, runzlige Schulmeister mit dem bigotten, grollenden Gesicht, der Vater seiner «Madonna», gefallen lassen, daß er ihm eine ganze Stunde lang von diesem *Faust und Don Juan in einer Person* vorerzählt. — Am Abend hat er noch ein langes Gespräch mit Maria, das sich vorwiegend auf religiöse Fragen erstreckt, und in dem er sich zu Behauptungen wie der folgenden steigt (S. 120):

[1] Vgl. Bl. f. lit. Unterhaltg., 1831, Nr. 63.

Die jungfräuliche Unbewußtheit, in die das Bewußtsein Gottes gestiegen war, hatte den Gottmenschen geboren, denn das menschliche Bewußtsein, das nur der Begriff seiner selbst ist, aber nicht der Begriff Gottes, hätte keinen christlichen Gott sich erzeugen können. Darum war es eine Unbewußte, eine Jungfrau, eine unmittelbare Offenbarung, aus welcher Gott hervortrat in die Thäler der Erde. Durch diesen Gedanken der nothwendigen Unbewußtheit habe ich mir die Nothwendigkeit der Virginität, der Jungfräulichkeit und der unbefleckten Empfängniß der Madonna bewiesen . . . . So werden später unter den Völkern nur die neuen, unbewußten, jungfräulichen Germanen auserkoren, um die erlösende Lehre des menschlich gebornen Gottes in der Weltgeschichte siegreich zu machen.

Es folgt dann eine Ausführung über die Künste, unter denen die Malerei die *christlichste* sei, worauf er fortfährt (S. 141):

Christus aber schreitet als der Geist der Fortentwicklung durch die Geschichte, und die Religion bildet sich im Geist und in der Wahrheit in die Welt hinein . . . Alles wird weltlich in unserer Zeit und muß es werden, selbst die Religion. Denn es kann nichts Heiligeres mehr geben, als das Weltliche, nichts Geistlicheres als das Weltliche . . . Die Zeit, in der wir leben und wirken, gibt uns die Weihe, sie ist unsere Fürbitterin und Vermittlerin vor Gottes Thron, und eines andern Heiligen bedürfen wir nicht dazu, wenn wir geirrt haben . . . Aber tröste Dich Maria! Mit mir tröste Dich! Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, Du kannst keine größere Heilige auf Erden sein, als wenn Du eine Weltliche bist! Schönes Mädchen, ich erwähle Dich zu meiner Heiligen, damit Du nicht zu sehr verzagst an Dir! Ich grüße Dich als meine Heilige, eine Weltheilige! Ich küsse Dich!

Dabei sinkt sie ihm in die Arme, windet sich aber sofort wieder von ihm los, weil sie eine Verstoßene sei; sie will ihm auf wenigen Blättern ihr trauriges Leben schildern. Er dagegen verspricht, ihr alles und jedes, selbst das Bedenklichste, zu schreiben, was der Wandel des Tages bringt. Dann trennen sie sich.

Er setzt seine Reise über Teplitz fort, wo er das Grab Seumes besucht, dessen burschenmäßiger Wanderlust er Bewunderung zollt, dem er aber vorwirft, daß er die Polen nicht in Schutz genommen habe.

Nachdem ihm dann seine Heilige in dem Kapitel «Bekenntnisse einer weltlichen Seele»[1] ihr bereits oben angedeutetes Schicksal mitgeteilt hat, folgen Betrachtungen über Katholizismus und Legitimität, für die es nach Mundt keine Gesetze der Bewegung

[1] Die Wahl des Titels geht natürlich ebenso, wie die von Laubes «Bekenntnissen einer bürgerlichen Seele» auf Goethes «Bekenntnisse einer schönen Seele» zurück.

gibt. Die Betrachtung von Rembrands Bild «Christus vor Pilatus» und von Tizians «Venus» bewegen ihn zu seinen Ausführungen über die *Wiedereinsetzung des Fleisches.*

Viele Jahrhunderte hindurch befanden sich Gott und Welt, Himmel und Erde, Geist und Fleisch in *schreiender Spaltung* zueinander. Um diesen Zwiespalt zu überbrücken, ist Gott selbst in die Welt getreten; aber obgleich sich beide in Christus umarmt hatten, so kam doch die ursprüngliche Einheit nicht wieder zustande. Diese aufs neue herzustellen, dazu sei die Gegenwart berufen. Weiterhin schreibt er (S. 394):

> Ich, der ich eine Erscheinung bin, ich bin die Einheit von Licht und Finsterniß, denn sonst könnte ich nicht erscheinen. Licht gibt es nicht ohne Finsterniß und Finsterniß nicht ohne Licht, ohne beide aber keine Farbe und kein Bild. Ich bin ein Bild der Welt, und zwei Verschiedenheiten sind in mir in die Einheit vergangen, sonst wäre ich nicht Bild, und freute mich nicht meiner Erscheinung. Ich fühle mich als ein Ganzes in meiner Trennung, und ich fluche Dir, Ascet, der Du mich wieder auflösen willst in meine getrennten Bestandtheile! Ja, ich fluche der Trennung von Geist und Leib, von Diesseits und Jenseits, denn ich fühle mich e i n E i n e s ! . . . **Der Geist ist nicht ohne den Körper, und der Körper ist** nicht ohne den Geist, sondern beide in einander sind das Bild, als das ich erscheine. Darum bin ich gesund, ich bin heiter, weil ich ein Bild bin, und ich würde krank sein, wie ganze Jahrhunderte krank waren, wenn ich **auseinanderfiele in Geist und Leib, in Diesseits und Jenseits!**

Um der Schwachen willen will er künftig auch nicht von einer *Wiedereinsetzung des Fleisches* reden, sondern von einer *Wiedereinsetzung des Bildes.* *Setzt das Bild in seine Rechte ein,* mahnt er (S. 406), *und dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erscheinen!* Der St. Simonismus habe das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß die Welt in Gott sei und Gott in der Welt; dennoch seien die religiösen Meinungen dieser Sekte zu verdammen, weil ihre Lehre von der Materie, die alles sei, auch Gott, nur ein heidnischer Pantheismus sei. Das Christentum aber bedürfe keiner künstlichen Umgestaltung, keiner systematischen Revolution, sondern es sei einer Entwicklung bis in alle Ewigkeit hinein fähig.

Auch die Frage der Frauen-Emanzipation streift er, wozu er durch Egon Eberts «Böhmischen Mädchenkrieg» angeregt wird, der aber zu lyrisch, heroisch und langweilig sei, und den er daher in dem Kapitel «Bohemiconymphomachia» noch einmal bearbeitet.

Die böhmischen Frauen erklären ihren Männern den Krieg, weil diese nicht auf ihre Gedanken eingehen wollen, nach der die Geschäfte des Lebens paarweise verrichtet werden sollen, durch Mann und Frau. Sie überzeugen sich schließlich doch von der Nutzlosigkeit ihres Kampfes und kommen zu der Einsicht der Berechtigung des Wortes: *Er soll Dein Herr sein.*

In einem Nachwort[1] gesteht der Verfasser, daß er das Werk in keine der bestehenden Gattungen einzureihen wisse. Man möge es als ein «Buch der Bewegung» ansehen, ja, er schmeichelt sich, daß die neueste Ästhetik diese Bezeichnung in ihre Theorien und Systeme werde aufnehmen müssen. — Der Wortlaut des Urteils der Zensurbehörde über «Die Madonna» vom 30. April 1835 ist bei Geiger (S. 75—76) fast vollständig mitgeteilt.[2] Unterschrieben haben es Wilken, Neander und Müller; das Konzept rührt aber von Professor v. Lancizolle her, der ja auch Steffens auf das Gefährliche des Buches aufmerksam gemacht hatte. Die Hauptgefahr, die noch durch ein ausgezeichnetes Talent der Darstellung verschlimmert würde, sahen die Beurteiler in der Tendenz der *Wiedereinsetzung des Fleisches.* In dem bei Geiger nicht mitgeteilten letzten Abschnitt beantragen sie dringend das Verbot des Debits und die Verbreitung durch Leihbibliotheken und Lesezirkel. Außerdem müsse der Unterrichtsminister von dem Verbot Kenntnis erhalten, *da der Verfasser bei der philosophischen Facultät hiesiger Universität die Habilitation als Privatdocent nachgesucht hat.* Am 1. Mai 1835 wurde das Buch durch den Minister des Innern

---

[1] Ähnlich wie Hippel im «Buch über die Ehe» und Jean Paul an mehreren Stellen hat er das Vorwort nicht an den Anfang des Buches gestellt. Auch manche andere Eigenarten der Komposition erinnern an jene beiden Schriftsteller, so die merkwürdigen Kapitelüberschriften, die eingelegten Erzählungen und die Fiktion, deren er sich schon in den Modernen Lebenswirren» bediente, nach welcher er nur der Herausgeber von Papieren seines Freundes ist.

[2] Der letzte Satz des ersten Abschnittes, der in der Wiedergabe bei Geiger unverständlich ist, heißt: *«Wiedereinsetzung des Fleisches» in seine unverjährbaren Rechte, die es besonders durch das Christenthum (oder wie in dem in Rede stehenden Roman angedeutet wird, durch den Mißverstand des Christenthums, der Lehre von dem Fleisch oder Welt gewordenen Gott) eingebüßt habe, ist ein von Schriftstellern dieser Schule des «jungen Deutschlands» selbst consecrirter Ausdruck für den wesentlichen Zielpunkt ihres Strebens, ein Ausdruck, der auch hier vorkommt. S. z. B. S. 261, 293, 344. bes. S. 406.*

verboten Am 8. Mai machte das Ober-Zensur-Kollegium den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ancillon, darauf aufmerksam, daß sich in der «Staatszeitung» vom 16. April abends eine wohlwollende Kritik des Buches befände, deren Verfasser Kühne sei.

Euer Exzellenz werden daraus ersehen [heißt es in dem Schreiben, dessen Konzept ebenfalls v. Lancizolle zum Verfasser hat], daß diese Schrift auf das engste an die religions- und sittengefährlichen Tendenzen eines Heine und gleichgesinnter Schriftsteller sich anschließe.

Als Zentralfrage, um die sich alles in dem Buche drehe, sei die Rehabilitation des Fleisches und dessen Versöhnung mit dem Sinn des Christentums hingestellt. Ancillon erwiderte am 22. Mai 1835, daß er den Artikel gelesen und schon am 20. April seine Mißbilligung darüber an der zuständigen Stelle ausgesprochen habe. Aber Altenstein, den man natürlich auch von dem Verbot des Buches in Kenntnis gesetzt hatte, sah es mit anderen Augen an, als das Ober-Zensur-Kollegium. Er verteidigte es sogar ganz offen in einer Gesellschaft, die aus vielen hohen Staatsbeamten bestand, und sagte ihm mehr Gutes nach, als Mundt erwarten konnte.[1] Ebenso äußerte sich der frühere Staatsminister v. Beyme in einem Briefe vom 27. Juni 1835 an Mundt[2] sehr anerkennend über das Buch, das er *unvergleichlich* nennt, und bei dessen Lektüre er in einem herrlichen Genusse geschwelgt habe. Er bedauere das Schicksal des Buches, das ihm freilich kein Rätsel sei. Hätte der Verfasser dem Kinde nur nicht einen solchen Namen gegeben! Die Bezeichnung *Buch der Bewegung* sei allein hinreichend, allgemeinen Schrecken zu verbreiten.

Sein treuer Berater in all den Bedrängnissen, die ihm aus der unangenehmen Angelegenheit erwuchsen, war Varnhagen. Seine Hilfe erbat er sich auch in folgendem Schreiben[3]:

Hochverehrter Herr Geheimrath!

Durch den Herrn Geh. O. Reg. R. Schulze erfuhr ich in meiner leidigen Angelegenheit, zu einigem Trost die sehr günstige Aussicht des Herrn Ministers, der überaus geneigt ist, den angezettelten Aufruhr in bester Weise zu beschwichtigen, und nach Kenntnißnahme des Buches so denkt, wie ich es mir nur wünschen konnte. Der Minister hält es für sehr förderlich, wenn in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eine An-

---

[1] «Freihafen», Bd. 3, S. 255 (Altona 1840).

[2] Ebenda, S. 258.

[3] Bisher unveröffentlicht.

zeige meines Buches mit unbefangener und gerechter Erörterung der dabei in Frage gekommenen Principien gegeben werden könnte, um daran eine Stimme zu gewinnen, auf die sich zurückweisen ließe.

Im Vertrauen auf ihr freundschaftliches Wohlwollen, mit dem Sie, Hochverehrter, mich so oft beglückt und verpflichtet haben, erlaube ich mir, Ihnen diese Andeutung mitzutheilen. Da diese Societät, wenn ich nicht irre, schon früher geneigt war, mein Buch zur Anzeige bringen zu lassen, so dürfte mir vielleicht in der nächsten Sitzung ein entschiedener Antrag deshalb von großem Nutzen werden können. Nur käme es darauf an, den rechten Mann zu finden, der eigene Geneigtheit mit gehörigem Nachdruck auf ungesuchte Art verbinden wollte. Vergönnen und verzeihen Sie mir, daß ich Ihrer Güte diese Angelegenheit empfehle, falls Sie dieselbe, nach Ihrem eigenen Ermessen, für ausführbar und unterstützbar halten!

Langwierig wird die ganze Sache nun wohl werden, da das ergriffene Heilmittel das sein soll, sie allmählig in sich selbst verbluten zu lassen. Einige Satisfaktion ist mittlerweile für mich, daß Steffens, abgesehen von der Entscheidung über mich, vom Ministerium einen Verweis erhalten wird, wegen gewaltthätig überschrittener Vollmachten, wie ich aus der sichersten Quelle höre.

Mit der innigsten Verehrung

Ihr

gehorsamster

19. Mai 1835. Th. Mundt.

Mundt hatte natürlich gehofft, in Varnhagen selber den *rechten Mann zu finden, der eigene Geneigtheit mit gehörigem Nachdruck auf ungesuchte Art verbinden wollte.* Aber zu so einer öffentlichen Demonstration gegen Maßnahmen der Regierung war der Herr Geheime Legationsrat doch zu vorsichtig. Freilich wurde der «Sozietät für wissenschaftliche Kritik» eine Besprechung von Mundts Buch angeboten, deren Verfasser Göschel war, die aber wegen ihres leidenschaftlichen Tones und weil sie gar zu sichtlich nach einem bürgerlichen Autodafé hinzielte, hier zurückgewiesen wurde.[1]

Auch die Genugtuung, daß Steffens einen amtlichen Verweis erhielt, blieb Mundt versagt; es drohte ihm im Gegenteil bald neue Gefahr, und noch dazu von einer Seite, von der er sie wohl nie geahnt hatte: man hatte bei Hofe gegen ihn Stimmung gemacht, und bei der dort herrschenden Richtung durfte er auf eine ihn befriedigende Lösung seiner Angelegenheit überhaupt nicht hoffen. Davon berichtet der folgende Brief an Varnhagen vom 22. Juni 1835, der auch darum mitgeteilt sein möge, weil er von der männlichen Haltung, mit der Mundt sein Geschick trug, Zeugnis ablegt.

[1] «Freihafen», Bd. 3, S. 253 (Altona 1840).

... Abgesehen von der erwähnten Beziehung zu Charlotte Stieglitz], muß ich Ihnen aber gestehen, daß ich meine Verhältnisse bereits aufgegeben habe, nicht aus Kleinmuth oder Einschüchterung, sondern aus Überdruß und aus der Überzeugung, daß ich mich hier nicht mehr frei und unbefangen werde bewegen können. Der große Lärm pour une omelette — um **Privatdocent** zu werden! — ließe sich mit Ironie verwinden, aber durch die häßlichen Gerüchte über das Buch, die von denen, welche sie aufnehmen, nicht einmal geprüft werden, sind mir meine bürgerlichen Beziehungen hier verleidet. Die Straßen drücken auf mich, die mir begegnenden Gesichter verderben mir den Tag, und ich kann mir nicht mehr helfen, ich muß Berlin verlassen. Denn wenn ich auch nun die große Satisfaktion erhalte, daß ich Privatdocent werden kann, so wird es mehr wie aus Gnade und Barmherzigkeit nachgelassen aussehn und gedeutet werden. Vielleicht wird aber eine Kabinetsordre gegen mich jetzt nur zurückgehalten, um zu sehn, was der Minister thun wird, und sie dürfte erfolgen, sobald derselbe mich restituiren will. Jedenfalls aber hätte ich nachher, als Lehrer an der Universität, wie als Schriftsteller, so viel an mir zu halten, zu hemmen, zu bedingen und farblos zu machen, um nur nicht neuen Argwohn zu erregen, daß ich zu einer völligen Freudlosigkeit der Existenz und des Schaffens verurtheilt wäre. In der nächsten Umgebung des Königs sind erbitterte Gegner, wie der General Thiele, die Alles aufbieten wollen, um mich vom Staatsdienst entfernt zu halten. Herabstimmen und umstimmen kann und darf ich mich aber nicht, wenn ich das, was etwa von Kraft in mir ist, für den Fortschritt nutzbar machen und lebendig erhalten will. Besser also, ich suche mir eine andere Atmosphäre, wo ich, die hiesigen Rücksichten vergessend, ungestört schreiben und wirken kann, da das, weshalb ich mich hier winden und quälen soll, doch in der That für mich gar zu unbedeutend ist. . . .

Die Stimmung am Hofe gegen sich hatte er von Schulze erfahren[1], und Varnhagen hatte ihm dringend geraten, sofort nach Paris zu reisen, da er vielleicht persönlich gefährdet sei. Später erfuhr er, daß der König selber gegen seine «Madonna» weniger eingenommen sei, daß sie ihm sogar gefalle; dagegen sei er der spezielle Gegenstand des Kronprinzen.[2]

Um sich Erholung von den Aufregungen der letzten Monate, wenigstens für einige Zeit, zu verschaffen, reiste er Anfang September 1835 — er hatte kurz vorher das Honorar für den Knebelschen Nachlaß erhalten[3] — nach Hamburg. Hier fand er liebevolle Aufnahme in der Familie von Varnhagens Schwager, des Arztes

[1] Pierson, S. 37.

[2] Ebenda, S. 47.

[3] Nach einem Briefe Altensteins an Knebel vom 14. August 1835, im Besitze von Frau Dr. Buchholz, geb. von Knebel, in Jena.

Dr. Assing; auch den alten Veit Weber, den Verfasser der «Sagen der Vorzeit», an denen Mundt in seiner Jugend oft seine Phantasie berauscht hatte, suchte er hier auf. Eine Reise nach Frankreich, die er gerne damals schon unternommen hätte, mußte er in Ermangelung eines Passes aufgeben. Daher begnügte er sich damit, Helgoland, den Rhein und Frankfurt a. M. zu besuchen, wo er mit Gutzkow und Wienbarg freundlich verkehrte, und von wo aus er sich nach Leipzig wandte.

Hier traf er am 13. Oktober ein, und seine nächste Sorge war, die Herausgabe des Knebelschen Nachlasses zu beenden, die auch bald so weit gefördert wurde, daß die Verleger am 1. Dezember den buchhändlerischen Vertrieb in Preußen für die beiden ersten Bände nachsuchten. Sein «Zodiacus», der bisher nur einmal monatlich herausgekommen war, sollte vom nächsten Jahre ab nach dem Vertrage mit den Gebrüdern Reichenbach vom 26. November monatlich zweimal erscheinen. Sein Vorbild war dabei kein geringeres als die «Revue des deux mondes». Ferner trug er sich mit dem Plan zu einem Taschenbuch auf das Jahr 1836, den er am 5. November 1835 Brockhaus unterbreitete, und das eine *zusammen gedrängte Reunion derselben Autoren und derselben Tendenzen* sein sollte, wie er *das Glück gehabt hatte, sie im Zodiacus aneinander zu reihen.* Von den gewöhnlichen Taschenbüchern, deren Kredit ja doch bald geschwunden sein würde, wollte er nur die Form beibehalten. Sein Inhalt sollte

> nicht bloß der Unterhaltung, sondern auch allen Interessen, Aufregungen und Stimmungen der Tagesgeschichte zum Salon dienen. Nach einer gewissen Seite hin sollte damit absichtlich gewirkt werden, und so wäre die Farbe seines Inhalts stets unzertrennlich von der Person des Herausgebers und seiner nächsten dabei betheiligten Freunde.

Er glaubte, bestimmt Beiträge von Gans, Varnhagen und dem Fürsten Pückler verheißen zu können. — Die Einrichtung dachte er sich folgendermaßen:

> Jedesmal 2 Novellen, oder eine Novelle und eine Reiseskizze; dann ein sehr pointirt gehaltenes Gemälde irgend eines öffentlichen Charakters neuester Literatur und Zeit, dann ein allgemeiner Aufsatz, der naheliegende Interessen des politischen, religiösen und sittlichen Lebens trifft (eine Art leading article für die Stimmung des laufenden Jahres) mit möglichst plastischer Ausprägung der Reflexionen; dann etwas Humoristisches und Polemisches, Heranziehen einiger bedeutender Bücher, die im Jahreslauf

Aufsehen gemacht, Neckereien u. dgl. und als wohlthätiges Grün auch einiges Lyrische hier und da dazwischen gestreut.

Außer den Plänen zu diesen literarischen Unternehmungen beschäftigten ihn während der Zeit ernste Studien.

Ich bin jetzt [schreibt er in dem schon früher angeführten Briefe an Johs. Schulze vom 31. Oktober 1835] neben anderen Unternehmungen ununterbrochen mit historischen und literarischen Studien beschäftigt und arbeite rastlos an mir selbst, um meine Ideen, die ich von der Zukunft habe, zu verwirklichen. Vielleicht gelingt es mir, nach Vollendung einiger größerer Arbeiten, eine Professur in Baiern oder Würtemberg zu erhalten, da man meinem Streben von ansehnlicher Seite her Aufmerksamkeit zu beweisen anfängt. Denn mein Vaterland scheint solche Köpfe, wie den meinigen, nicht brauchen zu können und zu wollen!

Mitte November erfuhr er, daß in Berlin etwas Entscheidendes gegen ihn unternommen werden sollte. Er hatte aber die Beruhigung, daß er kein Unrecht begangen habe, und die Worte, die er am 20. November 1835 an Varnhagen richtete, legen Zeugnis ab von dem Ernst, mit dem er seine Sache verfocht, und stehen in wohltuendem Gegensatz zu den bekannten Professoren-Erklärungen, die bald darauf in verschiedenen deutschen Zeitungen erschienen. In dem angeführten Briefe heißt es[1]:

Ich kann mir deshalb keine Vorwürfe machen. Sollte ich, um eine an sich zweifelhafte und precäre Angelegenheit zu retten (meine Habilitation) deshalb eben solange, und aufs Ungewisse hinaus, zweifelhaft und precär auch in der Literatur dastehen, und meiner Kritik alle Farbe und Schärfe versagen? Durch solche Lauigkeit würde ich vielmehr auf der andern Seite mein Journal beim Publikum zu Grunde gerichtet haben, während es in der letzten Zeit noch täglich wuchs und fast an 400 Abnehmer hatte. Da aber beinahe die Hälfte dieses Absatzes auf Preußen geht, so müssen wir aufhören, wenn das Journal in Preußen mit Interdict belegt wird. Zu ängstliche Rücksicht, mir dies Organ zu erhalten, durfte und konnte ich nicht nehmen, denn wenn ich sie genommen, so würde ich doch im anderen Sinne kein Organ daran gehabt haben. Es mag also unterdrückt werden, wie so vieles Gute und Ehrenwerthe unserer Zeit, durch die Ungunst des Augenblicks und durch die Niederträchtigkeit und Dummheit der einzelnen Persönlichkeiten . . . Nur kommt mir viel darauf an, bald zu wissen, in welcher Weise das Verbot des Zodiacus erlassen werden dürfte, und ob man ein Bundesverbot erwirken möchte, wonach ich zu keiner Journalredaction mehr zugelassen werden kann? Zweitens möchte ich wissen, ob meine persönliche Sicherheit gefährdet werden könnte, wenn

[1] Mitgeteilt von Houben in der «Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung» 1906, Nr. 47.

ich jetzt nach Berlin käme? Denn es wäre mir wichtig, jetzt dort zu sein, um meine Verbindung mit mehreren angesehenen Männern zu erneuern und persönlich zu befestigen, damit ich bei meiner neuen Unternehmung nicht allein und ohne Relief dastehe! Jedenfalls aber habe ich Maßregeln getroffen, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht todt-zumachen bin, wie hart mich auch der Schlag trifft, den sie mir versetzen, indem er mir nun völlig alle Aussichten auf Carriere raubt, und mir auch die ohnehin karg zugemessenen Mittel meiner Existenz schmälert. . . .

Kurz nachdem Mundt dies geschrieben hatte, wurde seine bisherige Vermutung zur Gewißheit; ja noch mehr, man hatte nicht nur den «Zodiacus», sondern seine sämtlichen Schriften verboten, sogar die im voraus, die er etwa noch schreiben würde. Damit geschah das merkwürdige Spektakel, daß dieselbe Regierung, die ihn einerseits in so hohem Maße begünstigte — gehörten doch zwei Minister und mehrere andere hohe Staatsbeamte zu den ihm wohlgesinnten Männern — ihn andererseits wegen seiner die Religion und Sittlichkeit und damit den Staat gefährdenden Schriften in den Bann tat.

VIII. Mundts Verhältnis zu den Jungdeutschen bis zum November 1835.

Heute ist es zwar längst bekannt, daß man es in dem «Jungen Deutschland» nicht mit einer organisierten Vereinigung gleichstrebender Geister zu tun hat, mit einer Schule, die nach verabredeten Prinzipien auf die Masse zu wirken suchte; damals aber glaubten sowohl Metternich als auch die preußische Regierung allen Ernstes, daß diese Schriftsteller einen geschlossenen Bund darstellten, der nichts Geringeres vorhabe, als durch Untergrabung der Sitte und Religion im Volke den Boden für die Revolution zu bereiten. Daran änderte auch für lange Zeit nichts, daß alle Betroffenen versicherten, von einem Bund unter ihnen könne keine Rede sein; ja, einige bestritten sogar, daß eine Ideengemeinschaft unter ihnen bestehe.

Was die Beziehungen Mundts zu dem weitaus bedeutendsten der fünf Verfemten, zu Heinrich Heine, betrifft, so hatte Mundt ja selber zugestanden[1], wie er durch ihn beeinflußt worden war, und selbst wenn er es nicht besonders ausgesprochen hätte, so waren doch dessen Stileinflüsse bei ihm zu offenkundig, als daß er sie in Abrede stellen könnte. Auch viele Gedankengänge Heines beherrschen ihn, vielleicht mehr, als er es sich selber gesteht. Mit Recht schrieb Varnhagen daher am 16. Januar 1835 an Schlesier[2]:

> Heinen nennt er todt, und sein ganzer Aufsatz ist nur ein Wiederschein dessen, den er todt nennt! Alles, was er tadelt, begeht er selbst, und nur schlimmer, als sein Vobild; weniger als Gentleman, weniger vornehm.

Das fanden auch Mundts Ankläger bald heraus und machten ausdrücklich auf diese Verwandtschaft aufmerksam. Daneben gab es natürlich mancherlei, wodurch er sich von Heine abgestoßen

---

[1] Vgl. S. 7.
[2] Vgl. Houben, Bd. 1, S. 169.

fühlte, was er im «Zodiacus» und vorher schon in den «Schriften in bunter Reihe» ausgeführt hatte. — In persönliche Beziehungen war er bis dahin überhaupt nicht zu Heine getreten; des vergeblichen Versuches Mundts, ihn für seine Zeitschriften zu gewinnen, ist bereits gedacht.[1] Heine scheint überhaupt keine große Meinung von Mundt gehabt zu haben, wenigstens bis zum Jahre 1837 nicht. Vielleicht waren ihm auch Mundts Ausfälle gegen ihn im «Zodiacus» zu Gesicht gekommen, durch die er sich beleidigt fühlen mußte. Bei einer Besprechung der neuesten Vorgänge in der deutschen Literatur gegen Ende der «Romantischen Schule»[2] nennt er nicht einmal Mundts Namen, sondern führt an seiner Stelle unter den Mitgliedern vom Jungen Deutschland den doch noch unbedeutenderen Gustav Schlesier[2] an.

Um Gutzkow hat sich Mundt bis zu Anfang des Jahres 1835 sehr wenig gekümmert. Dagegen hatte ersterer den Arbeiten Mundts früh Beachtung geschenkt und sie in seinem «Forum der Journallitteratur» mehrfach besprochen.[3] Nach einer Schilderung Gutzkows in den «Rückblicken auf mein Leben» (Berlin 1875) hatte er die persönliche Bekanntschaft Mundts im Jahre 1833 gemacht. Er berichtet dort (S. 73) über ihr erstes Zusammentreffen folgendes:

> Ich fand eine angenehme Persönlichkeit, frisches Kolorit der Wangen, langes und dunkles Haar, braune Augen voll Ruhe, während im Ton der Rede und im Benehmen eine Befangenheit lag, die fast auf eine kühle Art zu empfinden hinauskam. Ein eigenthümlich meckerndes Lachen, das jeden seiner ausgesprochenen Sätze begleitete, störte mich. Der Gegenstände des gemeinschaftlichen Gedankenaustausches gab es genug, Politik ausgenommen, worin der junge, sich zum Privatdocenten vorbereitende Mann ganz dem innern Gensdarmen folgte, mit welchem nach einem witzigen Ausspruche Glasbrenners jeder damalige Preuße zur Welt gekommen sein sollte. Ein engerer Bund war mit dem jungen Doktrinär nicht zu schließen. Die ihm eröffnete Aussicht einer Anlehnung an Varnhagen von Ense erschien ihm der Eintritt in die Vorhallen des Elysiums.

Houben hat aber wohl recht[4], wenn er annimmt, daß sich bei diesem Bericht die Erinnerung Gutzkows verschoben habe und *unbemerkt das Jahr 1837 untergeschlüpft* sei. Das ergibt sich aus einer Stelle in einem Briefe Gutzkows an Menzel vom 11. Ok-

---

[1] Vgl. S. 39.

[2] Werke, Bd. 5, S. 329.

[3] Siehe z. B. Nr. 7 u. 10.

[4] Gutzkow-Funde, S. 32 (Berlin 1900).

tober 1833, in der es heißt: *Theodor Mundt, der hier lebt, aufzusuchen, ist mir unmöglich,* und noch mehr aus einer Bemerkung Mundts in einem Briefe an Varnhagen vom 14. Oktober 1835, in der ersterer sagt, daß er vor kurzem in Frankfurt Gutzkow persönlich kennen gelernt habe. Auch die Wohnungsangabe, die Gutzkow macht, spricht mehr für 1837 als für 1833. Er gibt die Münzstraße an, auf deren einer Ecke Mundt 1837 tatsächlich wohnte (Neue Schönhauserstraße Nr. 20), während sich 1833 seine Wohnung einige Häuser von der Münzstraße entfernt befand (Nr. 11).

Die schriftstellerische Tätigkeit dieses seines Landsmannes war aber auch Mundt nicht unbekannt geblieben, und als er seinen «Zodiacus» begründete, da wandte er sich auch an Gutzkow mit der Bitte um Mitarbeit. Wie dieser die Einladung aufnahm, beweist seine Äußerung Schlesier gegenüber (5. März 1835):

> Die Thierkreisler haben mich zur Theilnahme Ihrer (!) Vieherei eingeladen; ich habe nicht zugesagt[1],

Und am 18. Juni 1835 schreibt er:

> Ich höre, daß man zwischen Berlin u. Leipzig schon von einer Mundtschen Schule spricht. Der Stifter hat mich aufgefordert, ihr beizutreten. Das ist sehr naiv . . .[2]

Es mag übrigens gleich hier hervorgehoben sein, daß keiner vom Jungen Deutschland außer Mundt zu den Mitarbeitern des «Zodiacus» gehörte, und daß sich ebenso wie Gutzkow auch Laube sehr wegwerfend über die Zeitschrift ausgesprochen hat. Von solchen Angriffen, die Gutzkow im «Phönix» gegen Mundt unternahm[3], erfuhr er, als ihm dessen Vorrede zu den Schleiermacherschen Briefen über die «Lucinde» zu Gesicht kam. Durch dieses Vorwort, das Mundt Varnhagen gegenüber (am 23. April 1835) *schmutzig* nennt, fühlte er sich so angewidert, daß er sofort dagegen schreiben wollte, und er unterließ es nur, weil er nicht den Schein einer absichtlichen Erwiderung auf die Gutzkowschen Angriffe erwecken wollte. Er nahm sich indessen vor, ihn später einmal *genau zu charakterisiren, um ihn dann nie wieder zu berühren.* Dies war gerade zur Zeit seines verunglückten Habilitierungsversuches, und mit Recht konnte er damals den Vorwurf Steffens', daß er in Ideengemeinschaft mit Gutzkow stehe, zurückweisen.

[1] Vgl. Houben, Bd. 1, S. 156.

[2] Ebenda, S. 179.

[3] Vgl. das Literaturblatt zum Phönix 1835, Nr. 13 (in dem Aufsatze: «Th. Mundt, Willib. Alexis und die Pommersche Dichterschule»).

Wenn er trotzdem die von Gutzkow dargebotene Hand zur Mitarbeit an der «Deutschen Revue» annahm, so erklärt sich dies aus der Begeisterung, die er stets der guten Sache darbrachte, und daß es sich um eine solche handelte, schienen ihm die Namen der Mitarbeiter zu verbürgen, unter denen sich ja auch manche vom «Zodiacus» befanden. Nach einem Briefe an Kühne[1] hatte er vom Jungen Deutschland *sehr dringende Mittheilungen* gehabt. Er will einen Kongreß anraten, auf dem man sich aussprechen könne. Freilich sei Gutzkows entsetzliche Taktlosigkeit, die einen kompromittieren könne, das größte Hindernis zu einer planmäßigen Verbindung.

Aus diesen Worten ergibt sich, daß Mundt an einen engeren Zusammenschluß der jungen strebenden Geister dachte. Die Liste der Zodiacusmitarbeiter aber zeigt, daß er sich die neue *Schule* doch etwas anders vorstellte als Gutzkow, und besonders, als die Regierungen sie dem Jungen Deutschland später unterschoben. Er wollte auch Leute, wie Böckh, Zumpt, Pückler, Rückert und ähnliche Geister, die doch sicher nichts weniger als revolutionäre Köpfe waren, in ihren Reihen nicht gerne missen. Der Gedanke einer solchen Vereinigung findet sich aber nicht, wie Houben meint, zuerst bei Mundt. Vielmehr wußte die in Paris erscheinende «Revue germanique» schon im Maiheft des Jahres 1835 zu berichten, der «Phönix» habe den deutschen Dichtern vorgeschlagen, jedes Jahr, etwa nach Art der Naturwissenschaftler, zusammenzukommen.

Bald aber überzeugte sich Mundt, daß seine und Gutzkows Wege zu weit auseinander lagen, als daß ein Zusammenarbeiten möglich gewesen wäre. Gutzkows «Wally, die Zweiflerin» war erschienen, und Mundt sah darin einen neuen Beweis der «Taktlosigkeit» ihres Verfassers. In den heftigsten Worten macht er Varnhagen gegenüber (12. September 1835)[2] seinem Unwillen über dieses Produkt Luft, das er einen *brutalen Ausfall gegen das Christenthum, noch dazu bloß auf Nachahmerei Heines gegründet*, nennt. Aus einem Bündnis zwischen ihm und jener *Cotterie* könne nunmehr nichts werden.

Meine Ansichten schreiten immer mehr vor [schreibt er weiter], und es wird mir klarer und fester, zur Lösung welcher Aufgabe ich mitzuarbeiten berufen bin. Ich werde meinen Weg gehen, ohne mich durch irgend

---

[1] Pierson, S. 35.

[2] Vgl. Houben, Gutzkow-Funde, S. 51.

etwas irre machen zu lassen, mich aber hüten, mit einer Cotterie in Gemeinschaft zu treten, welche die wichtigsten Fragen durch Übereilung verdirbt und durch Bosheit beschmutzt.

Ganz aus dieser Stimmung heraus brachte das Oktoberheft des «Zodiacus» eine scharfe Kritik der «Wally», in der er die unwürdige Art abweist, mit der Gutzkow in armseligen und gottverlassenen Witzen über den *armen Rabbi von Nazareth* abspreche. Als Veranlassung zu dieser Kritik gab er Varnhagen gegenüber am 14. Oktober 1835 an[1]:

Ich bin sehr häufig, und zu meinem Schaden, mit Gutzkow und dessen Tendenzen verwechselt worden, und war es mir selbst schuldig, öffentlich zu erklären, wie wenig Antheil ich an diesen kannibalischen Ausbrüchen eines großen Talents habe, und wie weit ich mit ihm sympathisire und streite.

In ganz anderem Ton aber sind die Kritiken über Gutzkows «Nero» und die «Öffentlichen Charaktere» im Novemberheft des «Zodiacus» gehalten. Wenn auch nicht alles gelobt wird, so ist doch der Ton im Verhältnis zu dem in der Kritik der «Wally» viel milder, zum Teil sogar anerkennend. Dieser Umschwung in der Meinung Mundts über Gutzkow war durch den achttägigen persönlichen Verkehr, den beide in Frankfurt a. M. miteinander hatten, bewirkt worden. Nach dem Berichte über diese Zusammenkunft an Varnhagen vom 14. Oktober 1835[2] war er in Gutzkows Person auf mehr Grund gestoßen als in seinen bisherigen Schriften. Wenn er auch nach wie vor viele Ansichten Gutzkows, der seine Hauptaufgabe in einem *Trotz gegen die Gottheit* sähe, nicht teilen könne, so hätten ihn doch

einige tiefer gehende Gespräche mit ihm überzeugt, daß er sehr unglücklich sei und in ihm einen großen, schmerzhaften Antheil für seine Person erweckt.

Aber die freundschaftlichen Gesinnungen zwischen beiden waren nicht von langer Dauer. An eine energische Mitarbeit an der «Deutschen Revue» hat Mundt auch wohl nie gedacht, obgleich sein Name in die Prospekte der Zeitschriften mit aufgenommen wurde und er vorläufig «Reisemitteilungen» für sie in Aussicht gestellt hatte.[3] Seine ganze Fürsorge gehörte seinem «Zodiacus»; es konnte ihm also wenig daran liegen, seine Kraft einem

[1] Vgl. Houben, Gutzkow-Funde, S. 60.

[2] Vgl. Ebenda, S. 60.

[3] Vgl. Ebenda, S. 68—71.

Konkurrenzblatt zuzuwenden. Daß auch Gutzkow nicht allzusehr von seinem neuen Mitarbeiter eingenommen war, geht aus seinem Briefe vom 28. Oktober 1835 an Varnhagen[1] hervor. Mundt ist ihm nicht radikal genug. Er schreibt:

Die revolutionäre, halb christliche, halb heidnische Philosophie, die ich in Mundt zu entdecken glaubte, bringt keinen Stein auf einen andern Fleck.

Waren so die Beziehungen Mundts zu Gutzkow nur ganz vorübergehend freundlicher Art, so hatte er sowohl der Person als auch der schriftstellerischen Tätigkeit des zweiten Herausgebers der «Deutschen Revue», Wienbargs, stets das größte Interesse entgegengebracht. Über den großen, die ästhetische Anschauung Mundts durchaus bestimmenden Einfluß von Wienbargs «Ästhetischen Feldzügen» ist bereits berichtet[2], und daß auch Wienbarg den Schriften Mundts Aufmerksamkeit schenkte, wenn er ihnen auch keineswegs immer zustimmte, erhellt aus dessen Buch: «Zur neuesten Literatur» (Mannheim 1835), S. 143. Dort heißt es:

Können wir aber den Salon[3] von Seiten der in Deutschland aufblühenden jungen Kritik eine vorurteilsfreiere und ungestörtere Auffassung prophezeien, so müssen wir doch gleich, der Wahrheit nach, hinzufügen, daß eine sehr kräftige und tüchtige, aber zu hastig und doctrinärströmende Richtung derselben uns in dieser Hinsicht einige Besorgnisse einflößt. Theodor Mundt steht an ihrer Spitze. Eines der Organe der Zeit, zieht er einen Strich hinter sich, der ihn und die Zeit, Gegenwart und Zukunft, als neue geweihte und reine, von dem Representanten des Zerstörens und der eigenen Zerfallenheit abschneiden soll. Heine ist abgethan für ihn, was er auch schreiben mag.

In einer Besprechung der Schrift[4], der diese Worte entnommen sind, bedauert Mundt, daß Wienbarg fortfährt, seinen unkritischen Enthusiasmus für Heine, den er zum Meister des Jungen Deutschlands mache, immer noch zu überbieten. Ebenso mißfällt ihm, daß Wienbarg seinen Freund Gutzkow wegen der ekelhaften Vorrede zu den Schleiermacherschen Lucindebriefen feiere. — Auch diese Kritik war ebenso wie die über die «Wally» kurz vor der persönlichen Bekanntschaft in Frankfurt geschrieben. Wienbarg war es, den er hier zuerst aufsuchte, und durch ihn ließ er sich auch bei

[1] Vgl. Houben, Gutzkow-Funde, S. 68—71.

[2] Vgl. S. 37f.

[3] Gemeint ist Heines gleichnamige Schrift.

[4] «Zodiacus», Oktoberheft, S. 286.

Gutzkow einführen. Er ist der einzige der Jungdeutschen, mit dem er später in freundlichen Beziehungen geblieben ist.

Die geringste Meinung unter den Leidensgenossen hatte er sicher von Laube. Im «Freihafen», 1840 (S. 244), berichtete Mundt, daß sie vor der bekannten Katastrophe im November 1835 nur einige Briefe aus literarischen Anlässen gewechselt hätten. Vermutlich hatte er ihn zur Mitarbeit am «Zodiacus» eingeladen, über den sich Laube aber wenig respektvoll gegen Varnhagen äußerte.[1] Mundt schreibt an der angegebenen Stelle im «Freihafen», daß sie in diesem Briefwechsel

> nur die Zeugnisse einer widerstrebenden Eigenthümlichkeit und verschiedenartigsten Richtung, obwohl mit einer stets gleichgebliebenen freundlichen Gesinnung,

ausgetauscht hätten. — Ihre persönliche Bekanntschaft machten sie Ende November bei Brockhaus in Leipzig. Laube war von Naumburg heimlich herübergekommen, um die von ihm verehrte und geliebte Frau Iduna Hänel, seine spätere Braut, wiederzusehen, wozu er in der Familie Brockhaus Gelegenheit hatte. Dort lernte er Mundt kennen. Am nächsten Morgen brachte dieser dem neuen Bekannten, der noch im Bett lag, die Zeitung, die ihre Achtserklärung enthielt.

Aus dem Dargelegten ergibt sich, daß die Regierungen im Unrecht waren, wenn sie das Verbot von Mundts Schriften damit rechtfertigten, daß seine Bestrebungen dieselben seien wie die der Herausgeber der «Deutschen Revue». Allerdings fanden sich in seinen Schriften, wie aber auch in denen von vielen andern jungen Schriftstellern der Zeit, manche Anklänge an die Anschauungen Gutzkows und seiner Verbündeten. Er hat sich aber nicht nur nachher, sondern auch schon vorher eifrig dagegen verwahrt, wenn man ihn für die groben Ausfälle des Frankfurter Jungen Deutschlands verantwortlich machen wollte. — Auch Menzel, dessen Angriffe ja die Verfolgungen der Regierung eigentlich hervorriefen, hat nie daran gedacht, die moralischen und religiösen Ansichten Gutzkows auf Mundt zu übertragen.

Zu Menzel hatte Mundt schon seit Jahren in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Seinen Schriften hatte er immer größte Aufmerksamkeit gewidmet und schon als kaum Zwanzig-

---

[1] Brief an Varnhagen vom 25. Juli 1835; vgl. Houben, Bd. 1, S. 160.

jähriger seine «Deutsche Literatur» (Stuttgart 1828) öffentlich rezensiert.[1] Wenn er dort auch manches zu tadeln findet und sich besonders durch den Vorwurf Menzels gegen die Deutschen, daß sie zu viel schrieben, getroffen fühlt, so beweisen seine eigenen Arbeiten, daß er sich manches in dem Buche zu eigen machte. Die Verherrlichung Jean Pauls und Tiecks, die sich in dem Buche fand, und die wir bald auch bei Mundt treffen, teilte Menzel mit den meisten seiner Zeitgenossen. Mundts Eintreten für das Moderne, Nationale und Zeitgemäße in der Poesie aber scheint auf die Ausführungen in dem Menzelschen Buch zurückzugehen. — Am 15. Juli 1832 übersandte er Menzel von Leipzig aus seine eben erschienene «Madelon» mit der Widmung: *Herrn Dr. Wolfgang Menzel verehrungsvoll*[2], und in den «Lebenswirren» (S. 37) nennt er ihn *einen Mann, vor dessen Freimuth, Redlichkeit und Talent ich gleiche Verehrung habe.*

Als Menzel seine heftige Fehde gegen «Gutzkow und die unmoralische Literatur» eröffnete, da dachte er sicher nicht daran, auch Mundt damit zu treffen. Weder Mundts noch Laubes Namen werden genannt. Auch in der Besprechung des «Denkmals» findet sich kein Ausfall gegen den Verfasser. Er betrachtete ihn vielmehr als seinen Gesinnungsgenossen, und ihn hatte er auch wohl im Auge, als er in seiner zweiten «Abfertigung Gutzkows»[3] schrieb:

> Ich brauche wohl nicht erklären zu dürfen, daß ich unter den jungen Literatoren sehr wohl zu unterscheiden weiß, und daß ich nie daran gezweifelt habe, die edeln werden die Gemeinschaft mit einer schlechterdings nichtswürdigen Gesinnungs- und Handlungsweise kräftig ablehnen. Der edle Geist der deutschen Jugend hat sich nie verleugnet, wo es ihre Ehre galt . . .

Noch vor dem Erscheinen von Mundts Kritik der «Wally» hatte sich Menzel (am 25. September 1835) an Mundt mit der Bitte gewandt, von seinem unbefangenen Standpunkte aus in seiner (Menzels) Angelegenheit mit Gutzkow *ein zeitgemäßes Wort zu reden.*

> Es wäre doch in der That traurig [hieß es dort], wenn die deutsche Jugend sich auch nur theilweise von einer so ruchlosen Tendenz verführen ließe. An uns, den literarischen Wächtern ist es, hier dazwischen zu treten.[4]

---

[1] «Berliner Conversationsblatt», 1828, Nr. 131—133.

[2] Nach dem Exemplar auf der Landesbibliothek zu Straßburg.

[3] Literaturblatt zum Morgenblatt vom 28. September 1835. (Nr. 99.)

[4] «Freihafen», Bd. 3, S. 269 (Altona 1840).

Mundt meinte, daß Menzel es ursprünglich ernst und ehrenhaft mit diesem Handel gemeint habe. In der Antwort bat er ihn daher, von dieser Art und Weise der Polemik abzustehen, wenn er zu einem würdigen Resultat gelangen wolle. Menzel nahm den Brief zwar gut auf, aber er konnte, wie Mundt sagt, *sich durchaus nicht darin finden, noch andere Farben, als schwarz und weiß zu sehen.*[1]

> In wenig Wochen schon [so schrieb er zurück][2], werden Sie bedauern, die Gelegenheit nicht benutzt und durch eine würdige Stellung gegen die Frankfurter Ihrem Journal die bessern und unverlierbaren Sympathien der gebildeten Welt zugewendet zu haben!

Dabei hatte Menzel unzweifelhaft den Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835 gegen das Junge Deutschland, von dessen Zustandekommen er wohl schon unterrichtet war, im Auge.

---

[1] „Freihafen", Bd. 3, S. 272 (Altona 1840).
[2] Ebenda, S. 271.

IX. Die preußischen Verfügungen von 1835 und 1836.

Menzel hatte sich in den erwähnten Aufsätzen im «Literaturblatt» namentlich gegen die Herausgeber der «Deutschen Revue» gewandt und die Frage, wie weit auch gegen die übrigen Mitarbeiter einzuschreiten sei, offen gelassen. Daß auch Mundt zu den Verfemten gehörte, ist nicht Menzels Schuld, sondern vorzugsweise die zweier angesehener Berliner Gelehrter, nämlich Steffens' und Göschels. In einem Briefe an Varnhagen vom 26. November 1835 zählt Mundt auch Wilcken unter seine besonderen Feinde. Es steht fest, daß auch er sein Möglichstes getan hat, den Bann über Mundt herbeizuführen.

Zu Göschel hatte Mundt vorübergehend in freundlichen Beziehungen gestanden. In einigen seiner früheren Arbeiten über theologische Fragen (z. B. in dem Artikel über Hengstenberg[1]) hatte er zu Göschels Vermittlungstheorie Stellung genommen, und zwar in ablehnendem Sinne. Im Sommer 1834 machte er dann die persönliche Bekanntschaft des Mannes, indem er ihm Günthers «Letzten Symboliker» überbrachte, den ihm der Verfasser eingehändigt hatte. Sie wurden bald näher bekannt, und in den Briefen vom 28. Oktober 1834[2] kann Mundt seinem Freunde Stieglitz die freudige Mitteilung machen:

> Goeschel wird Beiträge für die «Schriften in bunter Reihe» liefern. Eine glänzende Acquisition!

Dieser *neue Freund und Gönner*, wie er ihn in demselben Briefe nennt, der dann wirklich auch einen kleinen Beitrag für den «Zodiacus» schrieb und in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» die «Modernen Lebenswirren» wohlwollend besprach, er-

[1] «Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur», Bd. 2, S. 412 (Leipzig 1833).

[2] Vgl. «Jungd. Lebenswirren», S. 58.

wies ihm jetzt durch seine scharfe Kritik der «Madonna» einen sehr schlechten Dienst. Er veröffentlichte sie, nachdem sie von den «Jahrbüchern» zurückgewiesen war, in der «Evangelischen Kirchenzeitung»[1], die damals in Regierungskreisen ebenfalls sehr geachtet war, und trug dadurch nur noch mehr dazu bei, Mundt in den Augen der Behörde zu verdächtigen. Freilich ließ sich dieser auch keine Gelegenheit entgehen, seinem Gegner heimzuzahlen.[2]

Auch die Beziehungen zu Steffens waren bis zum Frühjahr 1835 durchaus freundlicher Natur gewesen. Er gehörte zu den Personen, die Mundts Aufmerksamkeit schon früh erregt hatten. Seine Novellen schienen ihm nach denen Tiecks die vollkommensten Erzeugnisse dieser Gattung zu sein, die *mit den glänzendsten Hervorbringungen der Tagespoesie zu wetteifern*[3] vermöchten. Auch seine religiösen Schriften waren ihm mehrfach Gegenstand längerer Erörterungen geworden.[4] Ferner lieferte er den Artikel «Steffens» für das «Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur» (Bd. 4, S. 529—533, Leipzig 1834). — Die persönliche Bekanntschaft des Mannes machte er vermutlich bald nach dessen Übersiedlung nach Berlin, vielleicht in der Familie Stieglitz, und von der Auszeichnung, die er bei der Beerdigung Charlottens von ihm erhielt, ist bereits berichtet. Bisher war also das Verhältnis der beiden durchaus günstig. Aus den Akten über Mundts Habilitierung geht auch hervor, daß Steffens seine Zulassung als Dozent befürwortete, ihm also die kleinen Ausfälle, die sich Mundt in den «Modernen Lebenswirren» gegen ihn erlaubt hatte, nicht allzusehr verübelte. — Nachdem Steffens den Schlußakt von Mundts Habilitierung eigenmächtig verschoben hatte, wozu er sich, wie wir gesehen haben, aus bester Überzeugung verpflichtet hielt, glaubte Mundt, als Ursache Böswilligkeit annehmen zu müssen, und gab dieser Ansicht auch andern gegenüber unverhohlen Ausdruck. Ebenso wie Göschel griff er auch Steffens des öfteren im «Zodiacus» an, wobei er ihn in rücksichtslosester Weise bloßstellte. So kritisierte er im Septemberheft sein Verhalten zu Professor Scheibel als *perfides Benehmen* und machte in der Novembernummer über eine

[1] Bd. 16, S. 499ff. (1835).

[2] Besonders im «Zodiacus», Augustheft, S. 146—151.

[3] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1832, Nr. 34/35. Bei einer Besprechung von Steffens' Novelle «Malcom».

[4] Ebenda, 1831, Nr. 282.

Ferienreise Steffens' nach Breslau seine Glossen. Er habe gehört, Steffens hoffe dort das heilige Abendmahl in einer Gestalt und Weihe zu genießen, die in Berlin dem gläubigen Gemüte nicht mehr geboten werde. Das ließ er noch dazu inmitten klein gedruckter Nachrichten in großen Lettern wiedergeben.

Es ist erklärlich, daß Steffens über derartige Auslassungen in größte Erbitterung gegen Mundt geriet. Von einem solchen Gefühlsausbruche gegen seinen Gegner berichtet Heinrich Brockhaus in seinen Tagebüchern (Bd. 1, S. 302). Steffens habe ihn auf der Rückreise von Dresden nach Berlin besucht und sich in härtesten Ausdrücken gegen das Junge Deutschland, insbesondere gegen Mundt, geäußert. Er habe ihm geraten, keine Schriften mehr von ihm in Verlag zu nehmen. — Es ist nur zu wahrscheinlich, daß einiges vom Grolle der von Mundt so hart gekränkten Professoren, sei es auch nur gesprächsweise, auf die Mitglieder des Ober-Zensur-Kollegiums, die zum größten Teil auch Universitätsprofessoren waren, übergegangen ist. Welche Stellung man Mundt in der jungen Literatur zuschrieb, erhellt aus dem Antrag des Ober-Zensur-Kollegiums vom 11. November 1835, der die unmittelbare Veranlassung zu dem Ministerialerlaß vom 14. November wurde. Wolle man erfolgreich gegen das Junge Deutschland auftreten, so heißt es dort, dann müsse man auch Mundts Zeitschrift «Zodiacus» verbieten, wobei auf einige besonders gefährliche Ausführungen verwiesen wird. Von den namhaft gemachten Stellen ist die auf Seite 383 die bereits angeführte über Steffens' Reise nach Dresden.

Seite 351 ff. besprechen Vorgänge und Stimmungen in Berlin, wobei wiederum Steffens angegriffen (*der klägliche Steffens* wird er genannt) und darauf in abfälliger Weise über den Versuch in Kalisch gesprochen wird, die preußischen und russischen Truppen einander zu nähern. Dieser Zug habe so viel gekostet wie ein kleiner Krieg, und dabei liege in den Ostseeprovinzen der Handel gänzlich darnieder, und der Grundbesitz böte keine hypothekarische Sicherheit mehr. — Daß die Zensurbehörde über derartige Ausführungen ungehalten werden konnte, ist begreiflich, wenngleich der betreffende Artikel gar nicht von Mundt, sondern von Hermann Marggraff herrührte und Mundt ihn nur, wie er sagte, in der Reisezerstreuung im Gasthofe aufgenommen hatte.[1]

[1] An Varnhagen 26. November 1835. (Vgl. Houben in der «Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung» vom 21. April 1906.)

Aber was haben die andern beanstandeten Stellen verschuldet? Bloß daß sie sich mit Wienbarg und Gutzkow *beschäftigen*, wird als hinreichender Grund angesehen, die ganze Zeitschrift zu verbieten. — Es sei übrigens bemerkt, daß Mundt später die Artikel Seite 281—286 ins Feld führte, um darzutun, daß er gegen Gutzkow und Wienbarg angekämpft habe. Es sind die Kritiken von Wienbargs «Wanderungen durch den Tierkreis» und von Gutzkows «Wally». Auf Seite 359 findet sich die Besprechung Mundts über Gutzkows «Nero», die freilich erheblich günstiger ist als die von der «Wally». Seite 378 schließlich enthält eine Entgegnung auf einen in der «Minerva» erschienenen Aufsatz: «Über die Bewegungsparteien in der neuesten deutschen Literatur». Aus dieser Verteidigung Mundts sei folgende Stelle zu seiner Rechtfertigung mitgeteilt:

> Ich frage nicht viel nach der Kategorie «junges Deutschland», die uns der Verfasser als einen gemeinsamen und prägnanten Ekelnamen anzuheften gedenkt . . . Eine Schule, eine Coterie unter irgend einem Namen zu bilden, läuft den Richtungen der jungen deutschen Literatur schnurstracks zuwider, da sie, der größten Freiheit der Persönlichkeit nachhängend, durch diese wirken und walten, und die Zustände erneuern will! Man wird sich zwar freuen, wenn man sich in der Hitze des Schlachtfeldes unwillkürlich Kopf an Kopf findet, aber von den genannten, unter sich höchst verschiedenartigen fünf Schriftstellern (Wienbarg, Gutzkow, Kühne, Laube, Mundt) möchte schwerlich einer für den andern stehen und gänzlich gelten wollen, obwohl jeder dem andern in seiner Eigenheit und seinem Streben nach der Sache, Gerechtigkeit zu erzeigen sich bemühen wird.

Auf jenen Bericht und Antrag des Ober-Zensur-Kollegiums erfolgte am 14. November 1835 die mehrfach erwähnte Verfügung des Ministeriums des Innern, nach welcher der «Zodiacus» sowie alle sonstigen Schriften Mundts und des übrigen Jungen Deutschlands verboten wurden. Bemerkt sei, daß nicht v. Rochow, wie Geiger angibt, sie unterzeichnet hat, sondern sein damaliger Vertreter, der Justizminister Mühler. Von dessen Hand rührt auch der wichtige Zusatz her, daß zugleich alle Schriften, die die genannten vier Schriftsteller (Heine ist noch nicht darunter) noch verfassen würden, im voraus verboten seien. Das Konzept ist von Tzschoppes Hand. Wilken hatte darunter bemerkt[1]:

> Der Antrag scheint mir so vortrefflich begründet zu seyn, daß ich sehr gern beitrete. Die Zeitschrift Lit. Zodiacus ist in den letzten Heften so

[1] Geheimes Staats-Archiv Berlin (R 101 D, Gen. 57).

frech geworden und hat sich so viele pasquillierende Ausfälle erlaubt (s. den Artikel über Steffens Nov.-Heft S. 383) daß ein Verbot derselben gewiß vollständig motivirt ist.

Natürlich war Mundt über die Härte der Verfügung, die sein ganzes Arbeiten lahm legte und seine Existenz bedrohte, aufs äußerste bestürzt. Er hoffte aber, durch persönliche Vorstellung in den maßgebenden Kreisen das gegen ihn erlassene Verbot rückgängig machen zu können. Anfang Dezember verließ er Leipzig — am 1. Dezember hatte er sich von Brockhaus verabschiedet[1] — und begab sich nach Berlin zurück. Für die beste Taktik hielt er es, allen seinen Feinden offen und persönlich gegenüberzutreten. Vor allem wandte er sich an Tzschoppe, von dem er erfuhr, daß es um ihn schlimmer stände, als er geglaubt hatte. *Wenn ich nur das wenigstens erlange*, schreibt er an Kühne, *daß man mich auf freiem Fuß läßt*[2]; man hatte ihm nämlich eröffnet, daß er sich wegen seines Artikels über Kalisch auf zwei Jahre Gefängnis gefaßt machen müsse. Seine Befürchtungen wurden noch verschlimmert, als er von dem unglücklichen Schicksal Gutzkows erfuhr und er annehmen mußte, in dessen Untersuchung verwickelt zu werden. In dem Briefe, in dem er Kühne davon Mitteilung machte, wiederholte er sich selber und seinem Freunde zur Beruhigung, daß er ja niemals Verabredungen noch Zusammenhang in irgend einer Sache mit Gutzkow gehabt habe.

Bald aber sah er wieder froher in die Zukunft. Am 17. Dezember schrieb er an Brockhaus, daß das Interdikt gegen seine literarische Tätigkeit wieder zurückgenommen werde. Er selber habe sich jetzt an eine wissenschaftliche Arbeit begeben, die zur Restauration seiner Berliner Verhältnisse dienen solle, während seine übrigen Kräfte dem «Zodiacus» gehörten. Er müsse deshalb von seinem Vorhaben, ein Taschenbuch herauszugeben, vorläufig Abstand nehmen. Bald werde er wieder um so freier und wirksamer dastehen. — Es scheint, daß diese Hoffnungsfreudigkeit durch seine persönliche Unterredung mit Mühler herbeigeführt worden ist, von der er an seinen Freund Kühne berichtet.[3]

Bald aber zeigte sich, daß er zu früh frohlockt hatte. Es wurden nämlich im «Freimüthigen» einige Aufsätze gestrichen, bloß weil

[1] Heinrich Brockhaus, a. a. O., S. 303.

[2] Pierson, S. 39.

[3] Ebenda.

sein Name darin vorkam, und ebenso wurde in der «Vossischen Zeitung» sein Name in Bücheranzeigen getilgt. Nur wo man ihn beleidigte, wie in der «Evangelischen Kirchenzeitung», durfte er aufgeführt werden. Sogar in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» wurde ein Aufsatz von ihm von dem zuständigen Zensor John zurückgewiesen. Mundt war über diese Härten so aufgebracht, daß er sich bei dem Minister in folgendem Schreiben beschwerte, in dem er gleichzeitig seine Stellung zum Jungen Deutschland klarlegte und um Erlaubnis zur Fortsetzung des «Literarischen Zodiacus» bat[1]:

Einem Königlichen Hohen Ministerium des Innern und der Polizei wage ich es ehrfurchtsvoll, die nachstehende ganz gehorsamste Bitte, die sowohl meine literarische wie meine persönliche Existenz angeht, im Vertrauen auf Hochdesselben großsinnige Humanität vorzutragen.

Das von Einem Königlichen Hohen Ministerium gegen mich erlassene Verbot, das auch alle künftigen von mir herauszugebenden Schriften und Journale unmöglich macht, hat mir hinlänglichen Anlaß gegeben, über die bisher eingeschlagenen Richtungen meiner literarischen Laufbahn ernstlichst nachzudenken. Gleichzeitige Bestrebungen anderer Schriftsteller, mit denen ich zusammenrangirt worden bin, ohne jemals gemeinsame Verabredungen mit ihnen gehabt zu haben, sind mir offenbar ebenso schädlich, wenn nicht schädlicher geworden, als meine eigene Jugend und meine eigenen Tendenzen. Ueber die letztern bin ich dermaßen mit mir zu Rathe gegangen, daß ich auf Ehre und Gewissen die Versicherung abgeben kann: es sei in mir kein gefährlicher und verderblicher Widerspruch gegen die bestehende Ordnung in der sittlichen, religiösen und politischen Welt vorhanden! Zugleich sehe ich mich aber mit tiefster Betrübniß in die Unmöglichkeit versetzt, diese wahrhafte Erklärung über meine Gesinnung, die ich hiermit vor Einem Königlichen Hohen Ministerium abzulegen mir erlaube, auf meiner literarischen Laufbahn so, wie ich es selbst wünsche, zu bethätigen, da ich dieselbe unter den gegen mich angeordneten Maßregeln, die mir zugleich meine ganze bürgerliche Existenz benehmen, leider nicht fortzusetzen im Stande bin! Das von mir redigirte Journal: Literarischer Zodiacus, ist das einzige Mittel meiner Subsistenz, und ich kenne keine Erwerbsquelle noch irgend einen Ausweg, um mich zu ernähren, wenn ich dies Journal aufgeben muß, da für fremde Blätter zu arbeiten, mir schon deshalb unmöglich wird, weil die Censoren schon meinen bloßen Namen streichen. Und wie sollte ich auch als Preußisches Landeskind in mir selbst die Neigung und den Muth haben, ein Unternehmen weiterzuführen, dem in meinem eigenen Vaterlande der Eintritt versagt ist, in meinem Vaterlande, dem ich in der That mit Bewußtsein angehöre und für das meine Kräfte wirksam zu machen ich für das höchste Ziel derselben halte!

[1] Ein kleiner Teil davon ungenau wiedergegeben bei Geiger, S. 178. Original im Geheimen Staats-Archiv in Berlin (R 77 II. Spec. Lit. M. 34).

Meine Hoffnungen sind an die Großmuth Eines Königlichen Hohen Ministeriums gerichtet, daß durch die von Hochdemselben verhängten Maßregeln gewiß beabsichtigt, den Unbesonnenheiten eines jugendlichen Talents vorzubeugen, mir aber nicht die Möglichkeit zu einer bessern Erhebung benehmen will, indem alle meine bürgerlichen Verhältnisse sich zerrütten. In dieser ehrfurchtsvollen und einzig tröstlichen Hingebung an ein K. Hohes Ministerium, erlaube ich mir unterthänigst, in der Anlage das eben fertig gewordene Heft, welches den neuen Jahrgang meines Journals eröffnen soll, vorzulegen, und indem ich dabei um die hochgeneigte Concession zum buchhändlerischen Debit des Heftes in den Königl. Preußischen Staaten gehorsamst nachsuche, darf ich mir wohl die Freiheit nehmen, namentlich auf meinen ersten Einleitungsaufsatz darin zu verweisen, aus welchem das entfernte, ja sogar polemische Verhältniß, in welchem ich immer zu den Prinzipien des sogenannten «jungen Deutschlands» gestanden, offen hervorgeht.

Damit erlaube ich mir dann, die allgemeine unterthänigste Bitte zu verbinden:

> daß es Einem Königlichen Hohen Ministerium gnädigst gefallen möchte, in Betracht der von mir gegebenen aufrichtigen Versicherungen einer besonnenen und durchaus unanstößigen Führung meines Journals, und in Betracht meiner unglücklichen Lage, die mich von allen Hülfsmitteln des Erwerbs abschneidet, das den «Literarischen Zodiacus» betreffende Verbot in den K. Preußischen Staaten hochgeneigtest rückgängig machen zu wollen, da mein Verleger ohne eine solche, ihm bald gegebene Aussicht, die Zeitschrift eingehen lassen will; und daß Ein Hohes Ministerium ferner die Gnade haben möchte, dem letztgenannten wieder die Ankündigung des Journals in den unter Preußischer Censur stehenden Zeitungen zu gestatten!

Ich bin voll Schmerz darüber, daß sich diese Maßregel auch auf mich ausdehnen mußte, und zugleich voll redlichen Strebens, diejenige Schuld, die auf mich fällt, aus meinem Leben wieder auszutilgen. Möchte ich nur nicht in jeder einzelnen Bewegung, die ich jetzt zu meiner Aufhülfe unternehme, gar zu sehr gehemmt und gehindert werden! Der Censor, Herr Geh. Hofrath John hat sogar aus dem Mitarbeiter-Verzeichniß der «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (auf den Monatsumschlägen dieses Journals) meinen Namen ausgestrichen, und doch war die Societät für wissenschaftliche Kritik noch fortwährend geneigt, mir Anträge zu neuen Recensionen zu machen, um mir fernere Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zu geben. Wo soll ich aber hin, und was soll aus mir werden, wenn die Censoren mir auch nicht gestatten, unter preußischer Censur drucken zu lassen, sondern in der Meinung, daß ich für bürgerlich todt erklärt worden, gegen meinen Namen verfahren? Ich poche ja nicht auf ein Recht, sondern ich rede nur die Menschlichkeit und Billigkeit an, besonders da ich weiß, daß es nicht der Wille Eines Hohen Ministeriums sein kann, mich in ein gränzenloses Unglück gerathen zu lassen. Warum wollen mir aber die hiesigen Censoren verweigern, Beiträge für die Jahr-

bücher für wissenschaftliche Kritik zu liefern, da die Redaction derselben solche, die ganz unbefangen und rein literarisch sind, von mir aufzunehmen im Begriff steht? Ich flehe Ein Königliches Hohes Ministerium an, mir auch in dieser Hinsicht einigen Schutz huldreichst zu gewähren, und gnädigst anzuordnen, daß es nicht allzu hart und streng mit mir genommen werde!

In tiefster Ehrfurcht verharre ich

Einem Königlichen Hohen Ministerium

ganz unterthänigster

Dr. Theodor Mundt.

Neue Schönhauserstraße, N° 20.

Berlin, d. 27. Dezember 1835

Der Einleitungsaufsatz zum «Zodiacus» für 1836, auf den Mundt in seiner Eingabe verweist, führt den Titel: «Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland». Darin sucht er zu erweisen, daß die heutige Schriftsteller-Generation bei weitem sittlichere Tendenzen habe als die romantische Schule, deren moralische Verreckung Ludw. Tieck darstelle. Er, der in seiner neuesten Novelle «Eigensinn und Laune» das Junge Deutschland lächerlich gemacht und unsittlich genannt habe, habe niemals *ein edles, sittliches, geistig-schönes Frauenbild klar und plastisch darzustellen vermocht.*

In bestimmter, aber doch gerechter und maßvoller Weise charakterisiert er dann seine eigene Stellung zu Gutzkow und Wienbarg, indem er auf seine Kritiken ihrer letzten Schriften verweist. Man dürfe ihm nicht zumuten, daß er *Bannstrahlen gegen ihre bürgerlichen Charaktere schleudern* würde. Seine literarischen Bestrebungen gingen dahin, die wahren Anforderungen einer menschheitbeglückenden Ethik zu prüfen, ferner, *den Fortschritt unserer Zustände im Herzen tragend, durch die Literatur auf das sociale Leben zurückzuwirken suchen* und damit *Einheit der literarischen und nationalen Interessen* herbeizuführen.

Zwar bemerkte eine mit M. (sicher Mühler) unterzeichnete Hand auf dem Schreiben Mundts:

Da die angedrohte Strafe ihre Wirkung zeigt, so bin ich der Meinung, daß man jetzt der Bitte des p. Mundt unter der Bedingung willfahre, daß er seinem Versprechen treu bleibe.

Tzschoppe aber war anderer Meinung. Eine Aufhebung des Verbots gegen den «Zodiacus» wäre eben einer Aufhebung der

ganzen Verfügung vom 14. November gleich gekommen. Am 30. Dezember wurde daher Mundt folgender Bescheid ausgestellt[1]:

Auf die Eingabe vom 27. d. M. erwiedere ich Ihnen, daß das den literarischen Zodiacus betreffende Verbot zur Zeit nicht aufgehoben werden kann. Inzwischen bin ich nicht abgeneigt, späterhin, wenn jene von Ihnen redigirte Zeitschrift die gute Richtung bewährt hat, welche Sie ihr zu geben beabsichtigen, in den ergangenen Maaßregeln eine Aenderung eintreten zu lassen, wie ich dies auch den Verlegern der Zeitschrift in der abschriftlich anliegenden Resolution vom 23. d. M. angedeutet habe.

Was die Beschwerde anlangt, welche Sie in Ihrer Eingabe gegen den hiesigen Censor vorgetragen haben, so bleibt es Ihnen überlassen, sich deßhalb an das dem Censor zunächst vorgesetzte K. Oberpräsidium und demnächst eventuell an das K. Obercensur Collegium zu wenden.

In Vertretung etc.
Mühler.

Der Vorschlag Tzschoppes, Mundt solle sich bei den zuständigen Behörden beschweren, bezweckte offenbar, das Ober-Zensur-Kollegium mit Material zu versehen, damit es eine Abänderung jener November-Verfügung beantragen könne. Denn daß diese Behörde selber mit jener Bestimmung wenig einverstanden war, wird durch andere Aktenstücke bestätigt. — Aus dem obigen Schreiben an Mundt geht aber hervor, daß die Angaben bei Geiger (S. 178) und bei Houben, «Die Zeitschriften des Jungen Deutschlands» (Bd. 1, S. 157), nach welcher der Debit der Zeitschrift für Preußen gestattet worden sei, unzutreffend sind.

Am 19. Dezember hatten sich auch die Brüder Reichenbach an den Minister mit der Bitte um Aufhebung des Verbotes gegen den «Zodiacus» gewandt. Sie versprachen darin[2]

aufmerksame und strengste Vermeidung alles dessen, was den Anstoß und die Mißbilligung des Preußischen Staates oder der resp. Hohen Behörden desselben in Etwas erregen, und überhaupt als eine Verletzung der dem Bestehenden gebührenden Hochachtung und Discretion angesehen werden kann.

Sie erboten sich, die einzelnen Hefte gleich nach ihrer Fertigstellung dem Ministerium durch den Redakteur zur Rezensur vorlegen zu lassen. — Unter dem Konzept zu dem ablehnenden Bescheide vom 23. Dezember steht von Tzschoppes Hand bemerkt, daß der Zeitschrift *fortwährende Aufmerksamkeit zu widmen* sei.

---

[1] Nach dem Konzept Tzschoppes im Geheimen Staats-Archiv Berlin (R. 77 II. Spec. M. 34).

[2] Original im Geheimen Staats-Archiv (R. 77 II. Spec. Lit. M., Nr. 34).

Der Ton, in dem das oben mitgeteilte Schreiben Mundts an das Ministerium vom 27. Dezember abgefaßt ist, will freilich nicht recht zu der kecken und männlichen Sprache stimmen, die wir sonst an ihm gewöhnt sind. Aus dem folgenden Briefe an die Brüder Reichenbach scheint aber hervorzugehen, daß ihm die Abfassung eines solchen Schriftstückes von hochstehender Seite nahegelegt war. Auch in anderer Hinsicht ist das Schreiben von einiger Bedeutung, weil es auf Mundts Charakter Schlüsse ermöglicht und von seinem ungemein rührigen literarischen Eifer zeugt.

Berlin 1. Jan. 1836.

Herzlichen Gruß und Glückwunsch für das Neue Jahr voraus! Ihre sämmtlichen Briefe und Zusendungen, meine teuersten Freunde, vom 18. 22. 26. und 30. Dec. sind richtig in meine Hände gelangt, durch Vernachlässigung meines Freundes Dietert etwas verspätet, weshalb ich in meinem vorigen Schreiben noch nicht darauf Bezug nehmen konnte. Auch mögen noch andere Hände mit im Spiele sein, die meine Correspondenz aufhalten.

Ihr Schreiben vom 30. benachrichtigt mich zu meinem Erstaunen, daß Ihnen durch Rescript seitens des hiesigen Ministeriums der Eingang unseres Journals sogar gegen Recensur versagt wird. Man hatte mir hier von sehr gewichtiger Seite her, ganz andere Hoffnungen gemacht, weshalb ich unterm 27. v. M. das erste Heft an das Ministerium des Innern getrost sandte und daran die dringliche Bitte um Aufhebung des ganzen Verbotes knüpfte. Ich sehe täglich einer Entscheidung entgegen. Man kann freilich in der Lage der jetzigen und hiesigen Verhältnisse, keinen Augenblick wissen, was den andern dazwischen kommen und bereits eröffnete Aussichten wieder verderben kann. Unter dem, was Sie mir anführen, und wonach auch Sachsen sogar in Betreff des einzelnen Zodiacus sich den preußischen Reclamationen fügt, wäre es unbillig, Sie noch länger zur Fortsetzung des Journals anzuhalten. Der Zodiacus war meine Lieblingsidee, und ich glaube, daß der erste Jahrgang einen bleibenden Werth in der Literatur behaupten, Ihnen auch fortwährend noch abgefordert werden wird. Sie haben Ihrerseits das Rühmlichste zur Förderung des Unternehmens gethan, und was mich betrifft, so kann ich mir nicht vorwerfen, daß ich das Verbot verschuldet, da ich stets nach meinem Gewissen gehandelt und den gesetzlichen Vorschriften der Censur mich durch keine Zweideutigkeit entzogen habe! Bringen wir also das Journal den Zeitverhältnissen zum Opfer! Vielleicht können wir noch eher, als wir denken mit erneuten Kräften wieder beginnen! Nr. 2 des Zodiacus noch zu drucken, dürfte überflüssig sein. Was noch für das Journal eingegangen, oder eingehen sollte, bitte ich mir, hierher zu senden; sowie den noch in Ihren Händen befindlichen Aufsatz des Herrn Prof. Rosenkranz, um den ich Sie umgehend ersuche.

Für den Ausfall des gegenwärtigen Unternehmens denke ich Sie mehr-

fach und sogleich zu entschädigen. Es soll statt des Zodiacus ein Buch herausgegeben werden, ähnlich zusammengesetzt wie die Schriften in bunther Reihe (die, wenn ich nicht irre, damals sehr gut gingen) nur mit dem Unterschied, daß weder mein Name auf dem Titelblatt genannt, noch ich anfänglich, außer dem Arrangement, daran Theil nehmen werde. Dagegen soll das Buch, das je 20 Bogen stark angeschlagen, Beiträge von Gans, Varnhagen, dem Fürsten Pückler, Schefer, Stieglitz, Strombeck, dem Verfasser des Erwin von Steinbach u. A. enthalten, die sich großentheils schon in meinen Händen befinden. Die Namen dieser Herren würden auf dem Titelblatt genannt werden und dies würde als Anziehungskräftige Firma schon hinreichen. Auch hätte ein solches Buch überall freien und ungehinderten Debit, da mein Name in keiner Weise damit in Verbindung gesetzt ist, und würde, bei dem höchst interessanten Inhalt, den ich Ihnen versprechen kann, gewiß starke Nachfrage finden. Der Druck könnte und müßte sogleich beginnen und mit Eile gefördert werden. Über die Honorirung würden wir uns leicht einigen; 2 Louisd'ors für den Bogen, nur ein wenig splendider gedruckt als im Zodiacus: etwa so wie der Knebel. Meine hiesigen Freunde sind sehr eifrig auf dies Unternehmen, da sie sich mit der Absicht dafür vereinigt haben, mir unter den gegenwärtigen Umständen, einen neuen Anhalt zu gewähren, da man mir Alles genommen hat und noch mehr zu nehmen beabsichtigt. Dies Buch, dessen Titel ich Ihnen angeben würde, könnte fortgesetzt und noch in demselben Jahre ein zweiter Band, immer im Umfange von 20 Bogen, geliefert werden . . . Die Wahl eines passenden Titels könnte noch Gegenstand unserer besonderen Rücksprache werden . . . [über Knebels Nachlaß, bittet um Darlehen von 50 Thalern].

Alles, was Sie mir senden wollen, gelangt ganz richtig unter meiner eigenen Adresse: Neue Schönhauserstraße Nr. 20 (2 Treppen hoch (die Wohnungsbezeichnung bitte ich nicht zu vergessen) an mich, und können Sie mir getrost und unbefangen alles schreiben, was Sie mir zu sagen haben. Wenn das Verbot in Sachsen herauskommt, bitte ich Sie, mir die Art und Weise der Fassung desselben zu melden.

Mit verbindlichster Empfehlung an Sie Alle

Ihr treu ergebener

Th. Mundt.

Mundt hatte nun zwar die Genugtuung, daß die «Sozietät für wissenschaftliche Kritik» beim Ober-Präsidium gegen die Maßnahmen des Zensors John protestierte. Gans erklärte sogar, aus der Sozietät ausscheiden zu wollen, wenn nicht Mundts Name wieder in das Mitarbeiterverzeichnis aufgenommen würde; aber durch das alles wurde seine Lage doch nicht gebessert. Er hatte sich, der Weisung Tzschoppes vom 29. Dezember 1835 entsprechend, zunächst beim Ober-Präsidium beschwert, und als ihm dieses unter dem 8. Januar 1836 eröffnete, daß er auch unter Zensur nicht

drucken lassen dürfe, beim Ober-Zensur-Kollegium (13. Januar 1836)[1]:

Ich werde gehorchen heißt es dort, wenn man mir verbietet, über bestimmte Gegenstände zu schreiben und zu sprechen, aber daß ich überhaupt nichts mehr sprechen und schreiben soll, selbst das nicht, was zu meiner Aussöhnung und Bewahrung und zur Förderung der Literatur gereichen kann, das kann ich als directes Gebot nicht begreifen. Es würde nicht nur das geistige Leben eines Menschen tödten, von dem doch Manche etwas gehofft haben, sondern auch, da ich nur auf den literarischen Erwerb gewiesen bin, meine bürgerlichen Verhältnisse für immer zerrütten.

Er ging also bereits reichlich weit mit seinem Entgegenkommen gegen die Behörde; andererseits verrät das Schreiben doch ein gutes Stück Selbstbewußtsein und einen gewissen Stolz, der ihm immer eigen war. Zu derartigen öffentlichen Erklärungen, wie sie Laube und die als Mitarbeiter der «Deutschen Revue» genannten Professoren und Varnhagen in jenen Tagen abgaben, hat Mundt sich nie verstehen können.

Das Ober-Zensur-Kollegium hatte sich schon anderweitig veranlaßt gesehen, Verfügungen zu treffen, die mit dem November-Erlaß in Widerspruch standen. Am 1. Dezember hatte nämlich die Reichenbachsche Buchhandlung die beiden ersten Bände von Knebels Nachlaß zur Rezensur eingeschickt, und obgleich Mundt neben Varnhagen als Herausgeber genannt war, erhielten die beiden Bände dennoch den Debit für Preußen (23. Dezember 1835). Am 24. Januar 1836 bat das Ober-Zensur-Kollegium unter Berufung auf die Mundtsche Beschwerde vom 13. Januar um Abänderung der November-Verfügung, und schon am 29. Januar kann Mundt den Brüdern Reichenbach melden, daß man höheren Orts das Unausführbare der Maßregel eingesehen habe,

denn daß diese ganzen Verbote nur eine trübe Durchgangsperiode sein können [so schreibt Mundt], aus der wir mit um so größerer Satisfaktion wieder herausgehen werden, ist jedes Verständigen Meinung.

Am 16. Februar wurde dann die November-Verfügung aufgehoben und das Verbot auf die ohne preußische Zensur außerhalb der preußischen Staaten gedruckten Schriften beschränkt. Doch die Freude der Betroffenen über diesen ihnen günstigen Erlaß dauerte nicht lange: Am 7. April sprach der König seine Mißbilligung über diese Bestimmung aus und ordnete an, daß *bei der*

---

[1] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 D. Gen. 57).

höchst gefährlichen für Moral und Religion verderblichen Tendenz dieser literarischen Vereinigung für die Schriften des Jungen Deutschlands ein besonderer Zensor ernannt würde, der nicht wie bisher dem Ober-Präsidium, sondern direkt dem Ober-Zensur-Kollegium unterstellt sein sollte, und der bei dem leisesten Zweifel die Entscheidung der vorgesetzten Behörde einzuholen habe. Durch Verfügung vom 6. Juni 1836 wurde dem bisherigen Zensor John die Ausübung dieser Sonderzensur der Schriften des Jungen Deutschlands übertragen.

Die literarische Tätigkeit Mundts während dieser Zeit erstreckte sich auf Fertigstellung des Knebelschen Nachlasses und auf die Redaktion des neuen Buches, das er den Brüdern Reichenbach in Aussicht gestellt hatte. Nach dem Briefe vom 10. Januar 1836 an sie sollte es den Titel: «Frühlingsgabe für 1836. Eine Reihe von Aufsätzen und Skizzen von L. Schefer, Gans, Varnhagen, Rosenkranz, Carové, Henriette Ottenheimer, Kühne, dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, von Strombeck, und dem Verfasser des Erwin v. Steinbach» führen. Sein eigener Name sollte gar nicht genannt und das Ansehen einer journalistischen Schrift vermieden werden. Von Wichtigkeit sei es ihm, mit den angeführten Männern in Verbindung zu bleiben, um sie nachher, zu günstigerer Zeit, leicht für eine Zeitschrift vereinigen zu können.

Nach späteren Briefen (vom 8. und 21. Februar und 3. März 1836) hatte er noch andere Schriftsteller zu dem Werke eingeladen, auch den Staatsrat von Stägemann, *jetzt eine bedeutende Autorität.* Den Titel wollte er (8. Februar 1836) in «Deutsche Zeitlosen. Bunte Schriften und Unterhaltungen von Schefer u. s. w.» umändern. — Infolge der günstigen Wendung, die die Lage Mundts durch die Verfügung vom 16. Februar erhielt, und wegen eines Zwiespaltes mit der Verlagshandlung erbat er sich jedoch die bereits eingeschickten acht Aufsätze wieder zurück. Er beabsichtigte jetzt (28. März 1836), sich selber als Herausgeber dieser Sammlung zu nennen.

Der Bruch mit den Brüdern Reichenbach war infolge des Knebelschen Nachlasses herbeigeführt worden. Der dritte Band dieses Werkes brachte ihm nämlich mehr Unzuträglichkeiten, als er ahnen konnte. Am 29. Januar 1836 klagte er in einem Briefe an Reichenbach, daß die Arbeit nur langsam gedeihe, weil sich viele Stellen und Aufsätze in den Knebelschen Papieren fänden, die

antichristlich seien und längere Erwägungen nötig machten. Am 21. Februar sendet er endlich den Schluß des Manuskripts ein und fügt hinzu:

So wären nun, Gott sei Dank! diese Strapazen, die mich so lange ge**knebelt** hatten, meinerseits überstanden!

Diesen dritten Band hatte er mit einer Vorrede versehen, die die Verleger abzudrucken sich weigerten. In dem Briefe vom 13. März 1836 an die Gebrüder Reichenbach wird darüber folgendes gesagt:

. . . Sie bedenken nicht, daß dies Vorwort, schon ehe es Ihnen gesandt wurde, Gegenstand sehr reiflicher Prüfung bei sehr erleuchteten Männern gewesen . . . Der Minister von Altenstein, der meine Angelegenheit beständig zu fördern geneigt ist, wünschte, daß ich mich über mein reines Verhältniß zu den neuesten Literaturzuständen auslassen möchte, damit er im Staatsministerium zu meiner Rechtfertigung darauf verweisen könne. Ich schrieb die Vorrede zum 3. Band des Knebel, zu der ich durch das beiliegende Schreiben des Herrn Ministers selbst veranlaßt wurde, der seines persönlichen Verhältnisses zu Knebel darin gedacht wünschte; und weil Knebels Nachlaß die frühere klassische Periode abschließe, wäre es der richtige Ort, dort die Verhältnisse der literarischen Gegenwart zu beleuchten, und zwar, wie ich es that, in einem versöhnlichen Sinne!

Diese Vorrede hatte er am 20. Februar an Johannes Schulze eingesandt, den er um seine Ansicht bat, ob er etwa hinsichtlich der den Minister betreffenden Stellen etwas zu erinnern hätte und den er gleichzeitig ersuchte, mit Altenstein Rücksprache zu nehmen. Am 22. schickte er das betreffende Vorwort an Varnhagen mit dem Bemerken, daß es Herr von Altenstein sehr gebilligt habe. Nach dem Briefe Mundts an Reichenbach vom 3. März 1836 hatte der Minister nur einige Stellen angestrichen, die infolgedessen ausgelassen wurden.

Man kann es begreifen, daß die Verleger Bedenken trugen, diese Vorrede zu drucken. Auch Kühne, dem sie sie vorlegten, riet dazu, sie wegzulassen, weil die Beziehungen zur neuen Literatur darin *an den Haaren herbeigezogen* seien. — Die Anerbieten Mundts, noch einige Stellen daraus wegzulassen (3. März 1836), sowie die Versicherung, diesem Vorworte allein im voraus das Imprimatur zu besorgen, kamen bereits zu spät, ebenso der Hinweis, daß es vielleicht schwerer werden dürfte, *die Rezensur für den dritten Band zu erhalten, wenn die Vorrede nicht dabei ist als mit einer Vorrede* (20. März). Würde dieser Aufsatz ganz ausgelassen, so

kämen die Redakteure *in eine ziemliche Verlegenheit, Herrn von Altenstein gegenüber* (3. März). —

Zu seinem großen Leidwesen warfen ihm die Verleger sogar vor, daß er die Vorrede dem Minister gar nicht eingesandt habe, wie sie aus einer Briefstelle entnehmen zu müssen glaubten, und schickten das Buch am 8. März 1836 zur Rezensur ein. Über sein Schicksal — der Debit wurde nämlich nicht gestattet — gibt Geiger (S. 179—181) Aufschluß, wo auch die beanstandeten Stellen zum Teil aufgeführt sind. Das Gutachten des Ober-Zensur-Kollegiums vom 8. April wurde auch dem Minister von Altenstein mitgeteilt, der den Buchhändlern nur raten konnte, die betreffenden Bogen mit Auslassung der bezeichneten Stellen umzudrucken.

> Ich kann Ihnen aus guter Quelle sagen [schreibt Mundt am 20. Juni 1836 an die Verleger], daß alsdann die Erlaubniß erfolgen würde, da es hier nur darauf ankommt, eine Form zu erfüllen.

Aus dem Briefe geht auch hervor, daß kein direktes Verbot des dritten Bandes erlassen sei und das Werk in allen Buchläden ausliege und unbeanstandet verkauft werde.

X. „Die Dioskuren.“ — „Die Kunst der deutschen Prosa.“ — „Charaktere und Situationen.“

Gerade in dem Augenblick, wo John zum besonderen Zensor für das Junge Deutschland ernannt wurde, befand sich ein neues Buch Mundts unter der Presse, von dem bereits 21 Druckbogen von seinem bisherigen Zensor, dem Kammergerichtsassessor Grano[1] das Imprimatur erhalten hatten, seine «Dioskuren für Wissenschaft und Kunst, Schriften in bunter Reihe».

Mit diesem Titel hatte er die Sammlung von Aufsätzen versehen, die er als «Deutsche Zeitlosen» im Frühjahr 1836 bei den Gebrüdern Reichenbach erscheinen lassen wollte, und die jetzt Moritz Veit in Verlag nahm. Dieses Unternehmen sollte womöglich eine Vorbereitung für eine periodisch erscheinende Schrift sein, mithin eine ähnliche Stelle zu einer noch zu gründenden Zeitschrift einnehmen, wie die «Schriften in bunter Reihe» zum «Zodiacus».[2] Von Mundt selbst ist nur ein einziger Aufsatz darin enthalten, «Über die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens», der später in die «Kunst der deutschen Prosa» aufgenommen wurde.

Auf den Bericht Johns, der nur eine Stelle aus einem Aufsatze von Gans über die Stiftung der «Jahrbücher» gestrichen zu sehen wünschte, erteilte das Ober-Zensur-Kollegium am 9. Juli 1836 die Debitserlaubnis. Wie weit die Engherzigkeit Johns ging, erhellt aus der beanstandeten Stelle (S. 332):

> Wie im Monat April warmes und kaltes Wetter neben einander geht, so wanderte hier [in München] Liberalismus und Jesuitismus Hand in Hand.

Das faßte er als einen Ausfall gegen die bayrische Regierung auf! — Der ganze Band scheint eigens dazu bestimmt gewesen zu

[1] Grano war damals noch nicht Kammergerichtsrat, wie Geiger (S. 147) angibt.

[2] Vgl. Pierson, S. 34.

sein, das Lob Varnhagens zu verkünden, dem er auch gewidmet war. Am 3. August 1836, also unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, schreibt der Historiker Preuß an Varnhagen[1]:

> Die Dioskuren sind an unserem Horizonte glücklich aufgegangen und werden schon allein in dieser Rücksicht für den belletristischen Asterognosen von Bedeutung sein. Anfang, Mittel und Ende, d. h. das ganze Zwillingspaar strahlt Varnhagens Namen in die literarische Welt hinein. Dabei ist die sehr wohl gemeinte Widmung nicht einmal das Beste, auch Veits Gedicht steht hinter dem zurück, was Rosencranz und Gans so schön zu Ihrer Ehre in dieser Sammlung rühmen.

Zu gleicher Zeit mit dem ersten Bande der «Dioskuren» hatte Mundt dem Zensor ein Lebensbild des Fürsten Pückler eingereicht, das im «Taschenbuch auf das Jahr 1837» von Büchner erscheinen sollte. Die Fürstin Pückler hatte ihm dazu selber Nachrichten über ihren Mann zugestellt.[2] Er führt in dem Aufsatz den Nachweis, daß wir es in Pückler mit einem *bewußten Original* zu tun haben, und hebt zu dem Zweck die merkwürdigsten Seiten seines Charakters und seiner schriftstellerischen Eigenart hervor. — John erachtete zwar die Weise, mit der Mundt den noch lebenden Fürsten zum Gegenstand einer solchen schriftstellerischen Schilderung gemacht hatte, nicht für recht passend, hatte auch eine Reihe von Einzelheiten zu beanstanden (21. Juni 1836); da er aber nicht einmal unbedingt für Streichung dieser Stellen war, so ließ auch das Ober-Zensur-Kollegium (am 26. Juni 1836) den ganzen Aufsatz zu. Aus einem Berichte vom 31. Januar 1837 geht hervor, daß er «einiges gelöscht» hat.

Mundt lebte im Sommer 1836 der frohesten Hoffnung:

> Die Wetterwolken haben sich zerstreut [schreibt er am 5. August an Reichenbach], es wird jetzt wieder Zeit, thätig aufzutreten und das verlorene Terrain wird sich bald wieder gewinnen lassen.

Aus dieser Stimmung heraus sandte er am 2. August dem Minister v. Rochow seine «Dioskuren» mit folgendem Schreiben ein[3]:

> Hochwohlgeborener Herr,
> Hochgebietender Herr Geheimer Staatsminister!
>
> Die hohe Geneigtheit, die Ew. Excellenz den literarischen Bestrebungen zuwenden, macht mich so dreist, es als eine Genugthuung für mich

[1] Auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

[2] Mundt an Varnhagen: 24. März 1836.

[3] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 77 II. Spec. Lit. M. 34). Zum Teil wiedergegeben bei Geiger, S. 181—182, vollständig bei Houben, Bd. 1, S. 310).

anzusehn, wenn ich Ihnen beifolgend den ersten Band der von mir herausgegebenen Dioskuren in verehrungsvoller Gesinnung überreichen darf, bittend, Ew. Excellenz möchten diese Darbringung als ein wohlgemeintes Zeichen meiner ehrerbietigsten Dankbarkeit entgegennehmen.[1] Denn die Kategorie der Literatur, unter die leider auch mein Name gerechnet worden ist, verdankt es lediglich der großsinnigen Veranstaltung Ew. Excellenz, daß sie sich der vaterländischen Presse noch ferner bedienen darf, um — dies ist wenigstens meinem Charakter eine nie widerstrebend gewesene Intention — heilsamere und dem Allgemeinen zuträglichere Richtungen zu bethätigen, als bis jetzt von ihr angenommen sind. Ich kann es nicht glauben, daß die heutige literarische Jugend, deren Mißmuth bloß in ihrer ungünstigen Stellung zu einem gleichgültigen Publikum beruhen möchte, in einem unheilbaren Zwiespalt mit der moralischen Weltordnung begriffen sei. Die Literatur trägt mehr, als irgend eine andere Richtung im Cultur- und Staatsleben, ein erhaltendes Prinzip in sich, und die deutsche, die so sehr in der Stille des Gemüths sich erbaut, wird ihren conservativen Charakter niemals auf lange verläugnen können, soll sie noch eine Literatur bleiben oder werden.

Mein Wunsch ist, daß ein von so erhabenem Standpunct der Betrachtung handelnder Staatsmann, wie Ew. Excellenz, diesen neuen Beginn meiner literarischen Thätigkeit, die mir wenigstens bedingungsweise wieder freigegeben ist, in dem dargebotenen Sinne aufnehmen und mir hochgeneigtest erlauben möchten, Ihnen auch künftige Versuche aus der Gesinnung vorzulegen, mit der ich in tiefster Ehrerbietung verharre

Ew. Excellenz

ganz unterthänigster

Dr. Theodor Mundt.

Neue Schönhauserstraße Nr. 20.

Berlin, d. 2. August 1836.

Man hat Mundt aus diesem Schreiben einen schweren Vorwurf gemacht[2], und man muß freilich wünschen, der Brief wäre ungeschrieben geblieben. Zur Entschuldigung Mundts aber mag angeführt sein, daß er zweifellos mit dem Zustandekommen der Verfügungen vom 14. November 1835 und 16. Februar 1836 und besonders mit Rochows Stellung dazu ziemlich genau vertraut war. Rochow ist eben, wenigstens in seinem Verhalten dem Jungen Deutschland gegenüber, keineswegs der reaktionäre Mann, wie ihn Geiger in seinem Buche hinstellt. Nach der Veröffentlichung der letztgenannten Verfügung wurde sogar sein liberaler Sinn in

[1] Am Rande steht von Rochows Hand: *Wofür hat der Mann mir zu danken!*, was er augenscheinlich geschrieben hat, ohne das Folgende gelesen zu haben.

[2] Vgl. Geiger, S. 181—182.

mehreren links stehenden Zeitungen gerühmt. Es bedarf nach dem Dargelegten kaum noch der Erwähnung, daß Mundt mit dem Schreiben nicht die Debitserlaubnis der «Dioskuren» bewirken wollte, wie Houben meint[1]; diese war bereits am 9. Juli durch das Ober-Zensur-Kollegium verfügt.

Gegen Ende des Jahres 1836 hatte Mundt einen zweiten Band der «Dioskuren», dem Fürsten Pückler gewidmet, fertiggestellt und zur Zensur eingereicht. Von ihm selber war darin wieder nur ein Beitrag enthalten, nämlich die «Skizze»: «Desirées Lebensstufen». Vermutlich ist die kleine Novelle eine verkürzte Wiedergabe einer früher geplanten größeren, die die Brüder Reichenbach in der Novembernummer des «Zodiacus» unter dem Titel: «Desirée, eine Doppelbekehrung, Briefe und Geschichten aus neuester Zeit von Theodor Mundt. 25 Bogen» anzeigten.

Der Schauspielerin Desirée hatten all die begeisterten Huldigungen, die man ihrer Kunst und ihrer Schönheit brachte, wahre innere Befriedigung nicht gewähren können. Diese hofft sie vielmehr in einem stillen und zurückgezogenen Leben zu finden, sieht sich aber bald durch Unglück in drückende Armut versetzt, so daß sie sich durch angestrengtes Arbeiten und ihr alter Vater sich als Laternenanzünder das Leben fristen müssen. Einer ihrer früheren Verehrer, ein Graf, der sie innig liebt, ist ihr auch in ihrer Not treu geblieben. Als seine Gattin und Mutter eines lieblichen Kindes findet sie das erhoffte Glück.

Außer einigen Kritiken fällt auch eine größere wissenschaftliche Arbeit in dieses Jahr: «Die Kunst der deutschen Prosa» (Berlin 1837). Auf die Bedeutung der Prosa für die moderne Literatur hatte er schon früher des öfteren hingewiesen, so vor allem bei der Besprechung der «Ästhetischen Feldzüge»[2] Wienbargs, der diesen Gedanken als erster scharf formuliert hatte. Hier führt Mundt nun den Beweis, daß das Verschwinden der poetischen Form zugunsten der Prosa historisch begründet sei und mit Notwendigkeit eintreten müsse.

Ursprünglich erregte jedes Wort schon durch seine Wurzel und Zusammensetzung einen poetischen Eindruck, jede Bezeich-

---

[1] «Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung», 1906, Nr. 47.

[2] In den «Schriften in bunter Reihe», S. 145 (Leipzig 1834).

nung war also stets ein Versuch zu dichten. Allmählich trat die sinnliche Malerei aus dem einzelnen Wort in die Bedeutung des ganzen Satzes über; dieser kleidete sich ungezwungen in die poetische Gewandung des Metrums, schon *um dadurch eine natürliche Form für das Gedächtnis zu haben.* Die höchste Entwicklung des Satzes aber stellt die Prosa dar, die zwar auch in den Gesetzen des Rhythmus schwebt, ohne aber vom Metrum abhängig zu sein. Sie vermag vielmehr die metrischen Formen nach den wandelnden Bewegungen des Gedankens zu bestimmen und zu wechseln. — Einen andern Grund für die Vorherrschaft der Prosa sieht Mundt[1] darin, daß nach seiner Meinung

> die modernen Sprachen vorwaltend accentuierte sind, während die Sprachen des Altertums die Quantität und damit den eigensten Grund und Boden besaßen, auf dem eine entschieden ausgeformte und gußfeste Metrik, die zugleich an diese starke Form einen besonderen Sprachgebrauch fesselte, entstehen konnte. Dagegen gewährt die Accentuation der neueren Sprachen, die in der deutschen vornehmlich auf der Wurzel ruht, der metrischen Form keine tiefgreifende Stätte, dem Gedanken aber den allerweitesten und willkürlichsten Spielraum, ja, jedes Übergewicht über die leicht verwischbare Form.

Das Metrum habe für die altdeutsche Poesie wohl Berechtigung gehabt, weil darin (er stützt sich dabei auf Jakob Grimm) wahrscheinlich das Gesetz der Quantität geherrscht habe. Heute aber zeige sich eine große Verarmung und Nacktheit der deutschen Metrik: die Tonangeber der neuesten Lyrik, vor allem Heinrich Heine, näherten sich immer mehr dem Numerus der Prosa an. Dazu komme, daß nach Grimms Meinung die Kunst des Reims einst ganz aussterben werde,

> weil sich die sinnliche Zartheit der wurzelärmeren Sprache verhärte, und neu gebildete Zusammensetzungen eine von Natur steifere Zusammensetzung hätten . . . Auf der andern Seite entfaltet sich dagegen eine höchste und ausgebildetste Form der Prosa, die sich keine Poesie des Inhalts mehr versagt, in ihrem gedankenfreien Lauf den kecksten Wendungen der Rede sich hingibt und an rhythmischer Schönheit und Melodie der Verskunst fast nicht mehr nachsteht, sie vielmehr auf ihrer gegenwärtigen Verfallstufe, bald an tonvoller Gediegenheit des Numerus übertreffen wird. Die Schranke zwischen Poesie und Prosa ist im Gedanken durchbrochen, sie bezeichnen nicht mehr verschiedene Ideenkreise, und wenn man auch dem

[1] Als Gewährsmann gibt er selber den Grafen Schlabrendorf an, der darauf in einem Aufsatz in Zschokkes „Prometheus", Bd. 1, S. 108 hingewiesen hat.

Verse seinen poetischen Heiligenschein und die Berechtigung für einen gewissen Inhalt nie wird ableugnen können, so büßt dagegen die Prosa durch dessen Entbehrung keine innerlichen Vorteile der Darstellung mehr ein.

Mundt hat insofern recht, als die Prosa gerade zu seiner Zeit einen erfreulichen und bedeutenden Aufschwung nahm und im Journalismus das literarische Interesse durchaus beherrschte, während andererseits die Poesie nur wenige Blüten trieb. Aber die Begründung dafür und die Schlüsse, die er daraus zieht, sind falsch. Weder war die Armut an poetischen Erzeugnissen eine historische Notwendigkeit der Art, wie er sie darstellte, noch ließ sich daraus folgern, daß für die Zukunft von der Poesie nichts mehr gehofft werden dürfe. — Davor, diesen Schluß wirklich auszusprechen, schreckt er auch zurück, obgleich er in seinen Ausführungen enthalten ist; er gibt vielmehr zu, daß seine Bemerkungen über die Kunst der Prosa *vornehmlich ihre zeitgemäße Stellung charakterisieren wollten.* — Der zweite Teil des Buches gibt eine «Geschichte der deutschen Prosa», der dritte eine Übersicht über «Die literarischen Gattungen der Prosa». In diesem wird der Roman als die Dichtungsart hingestellt, die ein *Totalbild der menschlichen Richtungen in jeder Ausdehnung erstrebt.*

Wenn auch der eigentliche Kern der Arbeit verfehlt ist, so enthält sie doch eine Menge wichtiger Einzelheiten. Das Buch zeigt, daß sein Verfasser für den Gegenstand umfängliche Studien gemacht hatte, und bietet eine große Fülle selbständiger Beobachtungen, die zum Teil auch heute noch wertvoll sind. So kann z. B. R. M. Meyer in seiner «Stilistik» (München 1906) noch des öfteren auf das Buch Mundts verweisen. An Vorarbeiten kamen für die «Kunst der deutschen Prosa» vor allem die Schriften von Leibniz, Herder, Voß, Bürger, Jean Paul, Grimm, Menzel und Radloff in Betracht, besonders aber die Forschungen Wilhelm von Humboldts, wie sie in dessen Einleitung zu dem Buche über die Kawisprache (Berlin 1836) niedergelegt waren, die auch die Veranlassung zu dieser Arbeit gewesen sein dürften.

Wie weit die Pedanterie der Zensurbehörde ging, geht daraus hervor, daß selbst dieses Buch, das doch rein wissenschaftlicher Art war, nicht unbeanstandet blieb. John berichtet am 31. Januar 1837, daß er darin *mehreres gelöscht* habe. Um derartige Streichungen in Zukunft zu umgehen, versuchte Mundt, unter Nicht-

nennung seines Namens außerhalb Preußens drucken zu lassen. Mit diesem Plan trug er sich bereits im Sommer 1836. Am 20. Juni schreibt er nämlich an die Brüder Reichenbach:

> Unter meinem Namen bringe ich bei der hiesigen Zensur gar zu wenig durch, und muß auf eine Firma bedacht sein, an der mich mein Publikum stillschweigend erkennt und mit der ich auch unter auswärtiger Zensur meine Sachen, die sich immer durch sich selbst verrathen, drucken lassen kann. Hierzu haben sich mir bereits Buchhändler von selbst angeboten: aber ich bedarf eines verschwiegenen Verlages, auf den ich mich verlassen kann. Was meinen Sie? Der Erfolg beim Publikum würde groß sein, aber die gegenseitige Unterhandlung wäre anfänglich etwas schwer zu führen, da ich Sie bitten muß, in Ihren Briefen an mich mehr andeutungsweise davon zu sprechen.

Die Gebrüder Reichenbach aber scheinen auf den neuen Plan Mundts nicht eingegangen zu sein. Dagegen glaubte er in der Ratsbuchhandlung von Schmid und v. Cossel in Wismar und Leipzig diese Firma gefunden zu haben. Aber auch hier glückte die Sache nicht nach Wunsch, da er von der mecklenburgischen Regierung für den zweiten Band der beabsichtigten Sammlung das Imprimatur nicht erhielt und ihn in Hamburg drucken lassen mußte. Am 25. Juli 1837 kann er beide Bände an Varnhagen senden. Sie führen den Titel: «Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen und Reisen durch die neueste Literatur» von Th. M. (Wismar und Leipzig 1837).

Aber Mundt hatte seine Rechnung ohne das Ober-Zensur-Kollegium gemacht. Am 19. Oktober 1837 teilte dieses dem Ministerium des Innern mit, es habe die Ober-Präsidien darauf hingewiesen, daß die Ankündigung und Verbreitung der eben genannten Schriften in keiner Weise zu gestatten sei, da sie bis zur Prüfung durch den zuständigen Zensor zu den verbotenen gehörten. Offenbar liege bei der Bezeichnung des Verfassers auf der Schrift (Th. M.) nur die Absicht zugrunde, die Anordnungen der Regierung zu umgehen, zumal ein gleichartiger Schriftsteller, Theodor Mügge, sich oft mit den nämlichen Buchstaben unterzeichne. — Das Ober-Zensur-Kollegium forderte daher zunächst den Bericht des Zensors John über das Buch ein (ebenfalls 19. Oktober 1837). In der Besprechung, die dieser am 23. Dezember darüber gab[1], hob er hervor, daß die mannigfachen Bemerkungen, Reflexionen, Kombinationen, Anschauungs- und Ausdrucksformen das Buch durchaus als

[1] Geheimes Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 E. Spec. Lit. M. 33).

dem Jungen Deutschland zugehörig charakterisierten und, auch wenn der Verfasser nicht bekannt wäre, auf Mundt als solchen schließen ließe. Wenn die Schrift erst hier gedruckt werden sollte, so würde sie zu Zensurbedenken und Streichungen Anlaß gegeben haben, auch habe Mundt Stellen aufgenommen, die ihm früher bereits gestrichen worden seien. Es fänden sich manche Angriffe auf das Christentum, eine lobende Erwähnung Rahels und Gutzkows bei Gelegenheit einer Kritik von dessen Trauerspiel «Nero» (das John aber gar nicht gelesen hatte) und vor allem George Sands. Auch scheue sich der Verfasser nicht,

> die mehr der Öffentlichkeit sich zuwendende Sinnes- und Lebensweise der Französinnen der langweiligen Existenz der deutschen Mädchen und Frauen belobend gegenüberzustellen.

Diese einzelnen Äußerungen seien jedoch nicht von dem Belange, um deshalb die ganze Schrift als unzulässig zu bezeichnen; er stelle aber die Entscheidung darüber dem Ober-Zensur-Kollegium anheim.[1] Dieses beantragte am 19. Januar 1838 beim Ministerium den Debit, und es trug um so weniger Bedenken dazu, als John selber bemerkt hatte, daß bald niemand mehr nach Mundts Novellen Verlangen zeigen werde, wenn er *corrupter Weise* so zu schreiben fortfahre. Am 9. Februar 1838 verfügte dann das Ministerium dementsprechend, und am 2. März 1838 wurde Mundt diese Entscheidung mitgeteilt.

Wenn auch alle geäußerten Bedenken Johns töricht sind, so ist doch das zum Schluß angeführte Urteil über Mundts Erzeugnisse berechtigt. An Novellen finden sich in dem Buche außer der bereits früher besprochenen «Der Bibeldieb» noch «Antoniens Bußfahrten» und «Lebensmagie». In «Antoniens Bußfahrten»[2] erzählt er das Schicksal eines Hamburger Mädchens, das aus dem Elternhause mit einem jungen Manne heimlich flieht, sich aber bald von ihm verlassen sieht und nun in die größte Not und in eine sehr bedenkliche Lage kommt. Ein unglückliches Geschick fesselt sie an ihren verkommenen Bruder, der sich zu ihr gesellt, nachdem er ihre Heirat mit einem braven Landmann auf schnöde Weise hintertrieben hat, und der sie zwingt, ihn zu ernähren. Schließlich gelingt es ihr, sich von ihm zu befreien, sich in den

[1] Die Angaben bei Geiger, S. 182—183, treffen also nicht zu.

[2] Zuerst «Zeitung für die elegante Welt», 1836, Nr. 171—186, unter dem Titel: «Hamburgerinnen und Wienerinnen».

Besitz ihres väterlichen Vermögens zu setzen und die Gattin eines tüchtigen Kaufmannes zu werden. — Mundt läßt die Begebenheit von einem jungen Maler und einem Dichter erzählen, die zur Hochzeit ihres Freundes gekommen sind. Es stellt sich schließlich heraus, daß die Braut dieses Freundes jenes Mädchen ist, dessen Abenteuer sie eben berichtet haben. Durch Aufdeckung ihrer Vorgeschichte glaubt sie ihres Bräutigams unwürdig geworden zu sein, erscheint diesem aber gerade wegen ihres Unglücks um so liebenswerter. — Die Reflexionen, die auch hier nicht ganz fehlen, erstrecken sich aber nicht wie früher auf Politik, Sittlichkeit und Kunst, sondern enthalten Beobachtungen, wie er sie auf seinen beiden letzten größeren Reisen nach Wien und Hamburg, besonders über die weiblichen Einwohner der beiden Großstädte, gemacht hat.[1]

In der Novelle «Lebensmagie. Wirklichkeit und Traum» behandelt Mundt ein Thema, das vor und nach ihm des öfteren bearbeitet worden ist: Schwängerung einer Unbewußten. Ihm wird dieses Motiv durch die «Marquise von O.», die bekannte Novelle Heinrich v. Kleists, näher gebracht sein; denn dessen Erzählungen zollte er, wie früher bereits angedeutet, großes Interesse. Mundt läßt den Vorgang aber nicht, wie sein Vorbild, die Tat eines mit Überlegung Handelnden sein, sondern verfährt *romantischer*, indem er *die Nachtseiten und das Wunderbare des Lebens* verwertet. Sein Held, der Student der Theologie Emil Hahn, ist ein Nachtwandler und führt in diesem kranken Zustande den Frevel an seiner Pflegeschwester Rosalinde herbei. Als das Unglück durch die Hochzeit zwischen beiden wieder einigermaßen gut gemacht werden soll, wird Hahn durch zwei verkommene Studenten und heimliche Anbeter Rosalindens, Iltis und Marder, durch allerhand Zauberspuk, den sie aufführen, schwer beleidigt und darauf von ihnen statt in sein neues Heim, auf einen Kirchhof gefahren, wo er eine schreckliche Gewitternacht verbringen muß. Infolge der schweren Aufregung wird er wahnsinnig und bekommt nur für einen Augenblick, nämlich beim Anblick seines neugeborenen Kindes, das Bewußtsein wieder; dann stirbt er.

Wie in manchen der früheren Novellen Mundts, so zeigt sich auch hier sein krampfhaftes Bemühen, unter allen Umständen witzig und geistreich zu sein, und bei dem ernsthaften Thema, das er

---

[1] Vgl. dazu Heine, Bd. 4, S. 99.

sich gestellt hat, wirkt dieses Bestreben doppelt unangenehm. Den von Heine (Bd. 3, S. 526) erborgten Witz über den Hahn bringt er ebenso wie die übrigen Wortwitze über die Namen seiner Helden so oft vor, daß sie den Leser zuletzt förmlich anwidern. Komische Wirkungen hofft er auch durch die ganz unglaublichen Leistungen eines Bauchredners zu erzielen. Sehr wenig hat er es wahrscheinlich zu machen verstanden, wie Emil Hahn in seinem Wahn, Rosalinde sei seine Frau, bestärkt wird. Zu dem Zwecke müssen eine Katze, ein Strauß Maiblumen, ein Vogel und ein Käfer durch Reden auf ihn einwirken. Als Probe diene die des Käfers:

> Ich schenke ihr zu ihrer Brautkrone ein paar liebenswürdige Grillen! Zank, Grillen, Schmollen und etwas Brummen, das erfrischt Liebe und Ehe. Ohne Brummen keine Liebe. Schönes Brummen erkräftigt, schönes Brummen regt an, schönes Brummen ist Salz für die Zärtlichkeit! Brumm, brumm! Summ, summ!

Der Stil und die ganze Behandlung zeigen, daß die Novelle unmöglich erst während der Zeit, wo der Bann über Mundt lastete, verfaßt sein kann. Sie wurde schon 1835[1] zum erstenmal veröffentlicht; ihre Entstehung liegt aber sicher noch einige Jahre zurück und wird etwa in die Zeit fallen, in der der «Bibeldieb» geschrieben wurde. — R. M. Meyer hat gezeigt[2], daß Otto Ludwig bei seiner Novelle «Maria» wahrscheinlich durch Mundts «Lebensmagie» beeinflußt worden ist.

Außer diesen drei Novellen finden sich in den «Charakteren und Situationen» eine Reihe von Aufsätzen und Rezensionen, die fast alle bereits im «Zodiacus», in den «Jahrbüchern» oder in der «Zeitung für die elegante Welt» veröffentlicht worden waren. Zum erstenmal wiedergegeben findet sich nur das *Fragment* «Ereignisse auf einer Kunstausstellung (Berlin 1836)». Darin gibt er eine Besprechung verschiedener Bilder[3], kleidet das Ganze aber, etwa nach dem Vorgange Tiecks, in Form von Unterhaltungen zwischen vier Besuchern der Ausstellung, von denen der eine, ein Maler, in der Frau des anderen das Mädchen wiederfindet, das ihm vor einiger Zeit als Modell zur Venus gedient hat.

[1] «Zeitung für die elegante Welt», Nr. 115—135.

[2] In dem Aufsatze «Otto Ludwigs 'Maria'» («Euphorion», Bd. 7, S. 104 bis 112, Leipzig und Wien 1900).

[3] Vgl. Heines «Salon», Bd. 1 (in den «Werken», Bd. 4).

XI. Mundt auf Reisen. „Der Delphin." „Spaziergänge und Weltfahrten." „Der Freihafen."

Vergeblich hatte Mundt gehofft, daß sich die Zensurverhältnisse für ihn günstiger gestalten würden. Die mancherlei Unzuträglichkeiten, die ihm so harmlose Bücher, wie die «Dioskuren» und selbst die «Kunst der deutschen Prosa» gebracht hatten, sowie die gänzliche Aussichtslosigkeit auf ein akademisches Lehramt verleideten ihm den Aufenthalt in Berlin. Um sich für einige Zeit diesen unangenehmen Verhältnissen zu entziehen, entschloß er sich zu einer Reise ins Ausland, von der er sich gleichzeitig neue Anregung für seine Muse versprach. Die Beobachtungen und Erfahrungen, die er zu machen hoffte, ließen sich sicher zu Aufsätzen und Büchern verarbeiten, ähnlich etwa denen, mit welchen Pückler so großes Aufsehen erregt hatte. — Am 24. Februar 1837 ließ er sich auf Grund eines Berliner Polizeiattestes einen Paß zur Reise über Halle, Kassel, Aachen, Brüssel nach Paris, auf ein Jahr gültig, ausstellen, und bald darauf trat er seine Wanderung an, ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen von Varnhagen und Gans an bedeutende Franzosen und Engländer. Ende März befand er sich bereits in Paris. — Er hatte zwar große Erwartungen von dieser Stadt gehegt; aber er gesteht, daß sie doch noch übertroffen worden seien.[1] Er fühlte sich dort geradezu magisch gefesselt und meinte, daß die beiden Monate, die er da verlebte, zehn in Berlin verbrachte Jahre aufwögen.[2] Seine Empfehlungsbriefe verschafften ihm den so sehnlichst gewünschten Eingang bei den damaligen französischen Größen. Bereits am 8. April 1837 hatte er bei Cousin,

[1] An Varnhagen 7. April 1837.
[2] An Varnhagen 23. Mai 1837.
Beide Briefe, ebenso wie der vom 16. April 1837, mitgeteilt von Geiger in der «Frankfurter Zeitung» 1897, Nr. 179.

Lerminier, Carnot, St.-Marc Girardin, Balanche und Châteaubriand Zutritt erhalten. Aufgesucht hatte er sicher noch andere, ohne sie zu Hause zu treffen oder vorgelassen worden zu sein. Auch Heine hatte er gleich nach seiner Ankunft in Paris aufgesucht. Mit ihm hat er sich hier mehr berührt, als er erwartet hatte.

> Er ist niemals für Deutsche zu Hause und nur erst nach Hinterlegung meines Namens gab er mir ein Rendez-vous, dem seitdem mehrere folgten.[1]

Heine versprach ihm sogar, daß er ihm die Vorrede zu seinem dritten Bande des «Salon», die lediglich von Menzel handeln sollte, im Manuskript mitteilen würde, da man sie nach der Zensur schwerlich ganz lesen dürfte.

> Über unsere literarischen Proscriptionen hat er die versöhnlichsten Ansichten und Absichten und widerrät jedes Oppositionsverhalten gegen die Regierungen, das ihm selbst auch in politischer Weise nie in den Sinn gekommen wäre.

Auf die Frage Heines, warum er nicht auch eine Erklärung in der «Allgemeinen Zeitung» losgelassen hätte, erwiderte Mundt, daß dies gegen seine Art sei; außerdem würde es den Höhepunkt der Verrücktheit bedeuten, der ganzen Welt gegenüber, die ihn für verrückt halte, erklären zu wollen, daß er vernünftig sei.[2] Über sein eigenes Verhältnis zu Heine hätten sie *manches radoutirt und besprochen.*

Interessant war ihm ferner sein Besuch bei Châteaubriand, mit dem er sich besonders über das Christentum unterhielt, das auch nach des Franzosen Meinung die Grundlage der neueren Gesellschaft bleiben müsse und werde. Bei Eug. Scribe wurde er durch Meyerbeer, bei Victor Hugo, bei dem ohne Besuch vorübergegangen zu sein er sich niemals hätte vergeben können[3], durch Herrn von Custine eingeführt.

Börne war bereits am 12. Februar 1837, nicht lange vor seiner Ankunft, gestorben; er mußte sich damit begnügen, zu dessen Grab zu wallfahrten. Mdme. Dudevant zu sprechen, war ihm zu seinem großen Leidwesen nicht vergönnt; sie war gerade von Paris abwesend; dagegen erhielt er Zutritt bei Mignet, Guizot und Thiers. Mit den Deutschen, außer Heine, scheint er aber nicht gerade in

---

[1] An Varnhagen 7. April 1837.

[2] «Spaziergänge und Weltfahrten», Bd. 2, S. 159.

[3] Ebenda, Bd. 1, S. 356.

freundschaftliche Beziehungen getreten zu sein. In dem Briefe an Varnhagen vom 25. Mai 1837 heißt es nämlich:

Er [Thiers] scheint sich übrigens für mich zu interessiren, aber wenn einige hier lebende flüchtige Deutsche, die meistens Lumpengesindel sind, in Journalen aussprengen sollten, daß ich ihm meine Feder verkauft habe, so werden Sie wissen, daß davon nichts zu halten.

Etwa Anfang Juni reiste er von Paris nach London, wo er sich ungefähr sechs Wochen aufgehalten haben mag. Unter den bekannten Persönlichkeiten, die er hier aufsuchte, machte Th. Carlyle den größten Eindruck auf ihn. Er besuchte ihn mehrere Male auf seinem Landsitze in Chelsea und hatte dort Gelegenheit, dessen gründliche Kenntnisse der deutschen Literatur zu bewundern. Ende Juli war er bereits wieder in Hamburg. Der herzliche Verkehr in der Familie Assing, in deren Mitte er schon Sommer 1835 herrliche Tage verlebt hatte, trug dazu bei, daß er sich in Hamburg sehr wohl fühlte. Besonders erfrischte der Umgang mit den beiden Töchtern Rosa und Maria seine Lebensgeister;

und ich bedarf dessen [schreibt er am 25. Juli 1837 an Varnhagen][1], denn ich versichere Sie, mein Lebensüberdruß ist oft dringend genug und ich schleppe mich mit einem innern Zorn herum, der heut auch zu nichts hilft.

Auch sonst hatte er hier manchen anregenden Verkehr.

Mit Wienbarg plaudere und spaziere ich öfter [heißt es in demselben Briefe], er ist der konsequenteste unter allen anderen Charakteren, und ich liebe seinen menschenscheuen Stoizismus.

An weiblichem Verkehr sei außer dem mit den schon angeführten Assingschen Töchtern noch der mit der Tochter eines norwegischen Propstes erwähnt, die längst eine Freundin seiner Schriften war, und von der er erwarten konnte, daß sie die modernen Ideen mit in ihr Vaterland nähme. Ihr hat er auch später seine «Briefe aus Hamburg» gewidmet.

Und ich, der meinen Groll verbeißen muß [so schreibt er an Varnhagen], habe wenigstens meinen Spaß daran, wenn in solch herrliches Menschenfleisch Ideen inkarnirt werden, welche in dieser Gestalt mir der Zensor John nicht streichen kann.

Schließlich wurde er hier in Hamburg noch durch Varnhagen und Kühne überrascht, von denen sich der letztere in Begleitung

---

[1] Abgedruckt durch Houben: «Hamburger Nachrichten». Beilage vom 30. Juli und 6. August 1905.

des Fürsten Schwarzenberg, eines Sohnes des Feldmarschalls, befand.

Seinen Aufenthalt in Hamburg hatte er u. a. dazu benutzt, Beziehungen mit einem Buchhändler anzuknüpfen, der ihm für den Vertrieb seiner Schriften geeignet erschien, nämlich mit Hammerich in Altona. Mit ihm verabredete er den Verlag seiner Reiseerinnerungen aus Paris und London, ferner eines Taschenbuchs und einer Zeitschrift. Mit den beiden letzteren Unternehmungen nahm er Lieblingspläne wieder auf, die er bereits seit Jahren gehegt hatte. Ein Taschenbuch wollte er schon für 1836 bei Brockhaus herausgeben. Es erschien jetzt unter dem Titel: «Der Delphin. Ein Almanach für 1838». Am 20. November 1837 schickte er das fertig gedruckte Buch zur Zensur ein, wobei er bemerkte[1], er überlasse sich gern der Hoffnung, daß die Harmlosigkeit dieses Büchleins die gewohnte Strenge gegen ihn mildern werde.

> Ich bin dazu gezwungen [heißt es weiter], im Auslande drucken zu lassen, weil ich schon seit einem Jahre kein einziges Manuscript, auch das allerharmloseste, unverfänglichste und beziehungsloseste nicht, durch die Censur habe bringen können, indem die Censur, unter die ich gestellt bin, mit einem völligen Verbot alles Schreibens gleichbedeutend ist.

Durch diese Beschwerde mußte sich John natürlich gereizt fühlen. Zu seiner Rechtfertigung führte er dem Ober-Zensur-Kollegium (31. Dezember 1837) folgendes an: Mundt habe während des letzten Jahres im ganzen drei Sachen zur Rezensur eingeschickt, von denen zwei bereits gedruckt gewesen seien, eine Besprechung von Gans' «Rückblicken» für die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» und «Desirées Lebensstufen», in denen er zwar einige Stellen gestrichen, aber das Ganze doch erlaubt habe. Im Manuskript habe ihm nur eine Arbeit Mundts vorgelegen, nämlich die jetzt den «Delphin» einleitende Novelle «Mutter und Tochter», die die Königliche Kalenderdeputation (nach einem Schreiben vom 8. November 1837) in den «Berliner Kalender» aufzunehmen beabsichtigte. Mundt habe also recht, daß kein Manuskript das Imprimatur erhalten habe, ganz falsch aber und lediglich ein Beweis, wie Mundt mit der Wahrheit umzugehen pflege, sei es, wenn er durch die Fassung seiner Beschwerde der Sache den Anschein gebe, als ob er seit Jahresfrist überhaupt kein schriftstellerisches Erzeugnis durch die

[1] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 E. Spec. Lit. M. 33).

Berliner Zensur habe bringen können. Zur Begründung seines Verbots der Novelle «Mutter und Tochter» gibt er dann von dieser eine viele Spalten lange Rezension. Der Held dieser Erzählung ist eine Ardinghellonatur, Cimaletti, der bereits ungezählte Verbrechen auf seinem Gewissen hat. Als er auf einer Rheinfahrt eine junge, russische Witwe kennen lernt, schwört er sich, sie in drei Tagen geheiratet zu haben. Er stellt sich todkrank, läßt sich das heilige Abendmahl reichen und überredet dabei die Gräfin, sich ihm für die Ewigkeit trauen zu lassen. Er läßt dann die Maske fallen und zwingt die Gräfin, mit ihm als rechtmäßigen Gatten zusammenzuleben. Bald aber wird er ihrer überdrüssig und verliebt sich in ihre Tochter, die er zur Flucht mit ihm überredet. Er wird jedoch festgenommen und endet im Kerker, indem er sich und die Gräfin, die ihm dorthin gefolgt ist, vergiftet.

John war durchaus im Recht, wenn er diese Novelle als für den «Berliner Kalender» ungeeignet zurückwies; dazu hätten ihn aber künstlerische Bedenken bestimmen sollen. Ihm erschien dagegen die Art, wie mit dem Heiligsten der Ehe und dem Abendmahl so frivoles Spiel getrieben wird, der doppelte Selbstmord am Schluß, der Umstand, daß die Novelle zum Teil auf preußischem Gebiet spielt (!) und die Äußerungen über gesetzliche Ordnung und Überwachung der Moral, die er einem Polizeibeamten in den Mund legt, die wahren Gründe, die ein Verbot rechtfertigen. Er könne das *Machwerk* keineswegs als *harmlos und unverfänglich* bezeichnen. Solche *Abnormität und völlige Abweichung von der sittlichen Darstellungsweise anderer* würde eben nur durch den Namen Theodor Mundt erklärt. Er müsse also dem Ober-Zensur-Kollegium anheimstellen, ob der Novelle, die jetzt im «Delphin» erscheine, der Debit zu erteilen sei. Gegen die übrigen Teile des Almanachs hätte er nichts einzuwenden. Dies waren «Vertraute Briefe aus Hamburg», «Denkblätter für die nordische Sylphide» und die «Philosophie der Déjazet». In dem ersten Aufsatz spricht Mundt über den Zustand der neueren Literatur in Hamburg und den Lebensmaterialismus seiner Bewohner, wobei er sich auch nicht entgehen läßt, sich über die Vergnügungen bedenklicher Art zu verbreiten. Er spottet ferner über die trostlose Zeit, in der man nicht wisse, woher der Wind komme, und fleht schließlich den schönsten Segen auf ein Haus mit herrlichen Menschen herab, die ihn durch ihre Zuneigung beglückt haben, wobei er natürlich die

Familie Assing im Auge hat. Die «Sylphide» ist jenes junge norwegische Mädchen, das er bereits in seinem Briefe an Varnhagen vom 25. Juli 1837 erwähnte. Der letzte Aufsatz bringt einige Anekdoten und Aussprüche der genannten französischen Schauspielerin. — Das Ober-Zensur-Kollegium teilte Johns Bedenken nicht; am 19. Januar 1838 beantragte es beim Ministerium den Debit, und am 9. Februar wurde dementsprechend verfügt.

Es mag hier auch gleich der «Delphin» für 1839 erwähnt sein. Er ist Heinrich König in Hanau gewidmet und wird durch ein vieraktiges Lustspiel, «Die Komödie der Neigungen»[1], eröffnet, das Mundt, wenigstens zum Teil, im Sommer 1838 in Dresden verfaßte. Am 28. Juni 1838 berichtet Kühne an Varnhagen[2]:

> Mundt schreibt in Dresden ein Lustspiel. Der kritischen Jeremiaden ist das Publikum nun endlich überdrüssig; es wird jetzt endlich dahin kommen müssen, daß sich die literarischen Persönlichkeiten in Kunstformen entfalten, ein Kunstwerk hinstellen.

Freilich, wenn Mundt glaubte, das Publikum durch derartige Kunstwerke, wie seine «Komödie der Neigungen», für die bisherigen *kritischen Jeremiaden* entschädigen zu können, dann war er im Irrtum.

Dr. Nelk ist mit seinem neunjährigen Knaben Cäcil vom Kaplande nach London gekommen, um eine Jugendgeliebte, Olivia, als Frau heimzuführen. Diese aber erwidert seine Liebe seit langer Zeit nicht mehr, und als er in seinem Werben gar zu stürmisch wird, läßt sie ihn durch ein paar handfeste Männer auf ein Schiff bringen, das ihn nach Indien führen soll. Des zurückgebliebenen Knaben Cäcil, von dessen Dasein sie erst jetzt durch Zufall erfährt, nimmt sie sich in Liebe an. Als Hofmeister gewinnt sie für ihn einen Freund seines Vaters. Diesen Erzieher heiratet sie, als sie erfährt, daß er der Schreiber eines Briefes ist, den er einst zugunsten Nelks an sie gerichtet hatte, und in dessen Verfasser sie sich des glänzenden Stils wegen verliebt hatte. Inzwischen kehrt Nelk, der nicht nach Indien, sondern nur nach Hamburg gebracht worden ist, zurück; er ist von seiner Liebe zu Olivia

---

[1] Die Angabe bei Proelß (S. 785), Mundt sei der Verfasser des Dramas «Rosaura von Kastilien» ist unzutreffend. Es liegt wohl eine Verwechslung mit Kühnes «Isaura von Castilien» vor.

[2] Original auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

gründlich geheilt und fährt mit seinem Sohn wieder nach dem Kaplande.

Ist schon das Motiv der Liebe auf Grund eines Briefes, das Mundt entweder der Lebensgeschichte von Lenz oder dessen Romanfragment «Der Waldbruder» entlehnt hatte, nicht gerade glücklich zu nennen, so finden sich außerdem noch eine große Fülle geradezu unmöglicher Einzelheiten. So führt uns z. B. die erste Szene des zweiten Aufzuges dieser *Komödie* Olivia am Sarge Cäcils vor. Man will den Knaben, der seit sechs Tagen von den Ärzten für tot erklärt wird, begraben, während sie nicht glauben kann, daß er gestorben sei. Cäcil erwacht denn auch wirklich plötzlich, steigt ganz vergnügt aus dem Sarge heraus und erzählt den Umstehenden seine Lebensgeschichte. — Bemerkenswert sind manche Anspielungen auf Zeitereignisse (u. a. auch auf das Junge Deutschland, S. 68). Das komische Element ist fast ausschließlich durch einen bekehrungswütigen katholischen Pfaffen vertreten, mit dem Mundt wieder seinen Trumpf gegen den Katholizismus ausspielt. — Das Stück ist für seinen Verfasser auch insofern bedeutsam, als es in fünffüßigen Jamben geschrieben ist. Damit wollte er wohl den bösen Zungen entgegentreten, die im Anschluß an seine «Kunst der deutschen Prosa» behaupteten, daß er nicht imstande sei, Verse zu schreiben. Mit dieser Leistung vermochte er seine Gegner jedenfalls nicht vom Gegenteil zu überzeugen; denn die Verse sind herzlich schlecht. Auch beweist Mundt mit dem Stück, daß er zum Dramatiker ganz und gar nicht geschaffen war.

Während der «Delphin» für 1838 Mundt allein zum Verfasser hatte, finden sich in dem für das Jahr 1839 einige Beiträge von Mitarbeitern aus dem Kreise der «Dioskuren». Von Mundt sind nur noch die «Protestantischen Bilder aus Böhmen», in denen er sich über die Katholisierung Böhmens ergeht und einige Anekdoten aus König Wenzels Leben erzählt. — Zensurschwierigkeiten machte der Band scheinbar nicht. Am 1. September 1838 wurde er zur Zensur eingereicht und am 21. September dem Kammergerichtsassessor Grano, Johns Vertreter, übergeben. Weitere Akten lagen darüber nicht vor.

Neue Konflikte mit der Zensurbehörde aber hatten inzwischen die beiden ersten Bände seiner «Spaziergänge und Weltfahrten» (Altona 1838) veranlaßt. Darin gibt er eine Fülle von Beobachtungen über das Leben und mancherlei Einrichtungen in Paris und Lon-

don, sowie Berichte über seine Besuche bei berühmten Persönlichkeiten. Hier und da finden sich Beziehungen auf die heimischen Verhältnisse. Dabei wird er aber niemals satirisch; überhaupt sucht er vielmehr Pückler als etwa Börne nachzuahmen. Band 1 enthält «Briefe aus London» und ein «Tagebuch aus Paris», Band 2 Briefe «An einen deutschen Kleinstädter», die mit der Überschrift: «Deutschland in Frankreich» versehen sind. Der letzte Abschnitt, «Meerfahrt» betitelt, bietet Unterhaltungen mit einer jungen Engländerin auf der Fahrt von Frankreich nach England, in denen wir auch die bereits in den «Dioskuren» abgedruckte kleine Novelle «Desirées Lebensstufen» wiederfinden, die hier unter dem Titel «Eine deutsche Geschichte» wiedergegeben ist.

Am 31. Januar 1838 hatte Mundt den ersten Band zur Rezensur beim Ober-Zensur-Kollegium eingereicht. In dem Gesuche heißt es[1]:

> Dies Werk ist die Frucht eines Aufenthalts in Paris und London, wo mir eine Reihe von Anschauungen und Betrachtungen entstand, welche mehr als jemals eine ächt deutsche und patriotische Gesinnung und die Liebe zum Vaterlande in mir befestigten. Aus reiner Anhänglichkeit an das heimische Band wählte ich meinen Wohnsitz von Neuem hier in Berlin, obwohl ich am hiesigen Ort nicht den geringsten Anhalt zu meiner Subsistenz habe, weil ich in meiner Vaterstadt meine Arbeiten nicht drucken lassen darf; denn seit der Krankheit des mir eigenthümlich zugewiesenen Censors wird mir gar kein Imprimatur hiesigen Orts bewilligt.

In dem Berichte über das Buch vom 3. März 1838 hob John hervor, daß die Schrift im ganzen zu besonders erheblichen Zensurbedenken keinen Anlaß gäbe, wenn sie auch im einzelnen manches enthalte, was, falls sie in Preußen vor dem Druck zur Zensur gekommen wäre, hätte gestrichen werden müssen, indem der Verfasser seine bekannten Gesinnungen und Ansichten hierin so wenig als in seinen anderen Schriften zu verleugnen vermocht hat, und durch das geflissentliche Streben, pikant zu schreiben, nicht selten im Ausdrucke seiner Gedanken anstößig wird. Zu den beanstandeten Stellen gehören: Mundts Mißmut über die deutschen Zustände, besonders hinsichtlich der Zensur, sein Rühmen der Preßfreiheit in Frankreich und England und die wohlwollende Charakteristik George Sands. Lobend zu erwähnen sei dagegen das Hervorheben des religiösen Elements und der kirchlichen Strenge und

[1] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 E. Spec. Lit. M. 33).

Rechtgläubigkeit in England, wodurch hier im Gegensatz zu Frankreich nicht sobald ein revolutionärer Kampf der Nichtshabenden gegen die Vermögenden zu besorgen sei (S. 117–125). Auch enthalte die Schrift eine scharfe Äußerung gegen das schweizerische Junge Deutschland (S. 16. Er nennt es dort *eine tolle und verderbliche Partei*). Gleichzeitig aber bat er das Ober-Zensur-Kollegium, Mundt wegen seiner Beschwerde gegen ihn eine Rüge zu erteilen. In Wahrheit habe er ihm während der letzten sechs Monate – und so lange dauere seine Krankheit noch gar nicht – keine einzige Schrift eingereicht. — Man wird den Zorn Johns begreiflich finden, um so mehr, als man in Mundts späterem Gesuch um Debitserlaubnis für den zweiten Band seiner «Spaziergänge und Weltfahrten» (15. Mai 1838) liest[1]:

> Es sei mir erlaubt, die gehorsamste Versicherung aussprechen zu dürfen, daß eine in meiner früheren Eingabe gemachte Bemerkung, den hiesigen Herrn Censor meiner Schriften betreffend, keine Beschwerde gegen denselben einschließen sollte. Ich stand in dem Wahn, daß der Herr Geheime Hofrath Dr. John während seiner Krankheit auch meine Schriften nicht censiren würde und legte ihm deshalb keine Manuscripte vor; jetzt erfahre ich, daß diese Voraussetzung einer Hemmung bei mir irrig war.

Das Ministerium gestattete am 31. März 1838 den Debit des ersten Bandes auf das Gesuch des Ober-Zensur-Kollegiums vom 17. März 1838 und erteilte Mundt gleichzeitig mit der Benachrichtigung von dieser Erlaubnis die von John beantragte Rüge wegen seiner Beschwerde. (24. April 1838.)

Das Urteil Johns über den zweiten Band (4. Juni 1838) ist ganz ähnlich gehalten wie das über den ersten. Im großen und ganzen sei nichts daran auszusetzen, einzelne Stellen aber seien zu beanstanden, wie sein mehrfach zutage getretener Unwille über den geringen Erfolg der Julirevolution, die lobende Erwähnung Heines und Börnes, eine (wirklich ganz harmlose) Bemerkung über den König (S. 14) sowie seine Ausführungen über sein Verhältnis zum Jungen Deutschland und über das Verfahren der Regierung gegen diese Schriftsteller.[2] Auf Antrag des Ober-Zensur-Kollegiums vom

---

[1] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 E. Spec. Lit. M. 33).

[2] Einige der beanstandeten Stellen sind bei Geiger (S. 184) mitgeteilt. Die Bemerkung dort (S. 183/84): *John war es auch, der Mundts «Spaziergänge und Weltfahrten» nicht gestatten wollte*, trifft nach dem Angeführten nicht zu.

8. Juni 1838 wurde der Debit des Buches vom Ministerium am 28. Juni 1838 gestattet und am 6. Juli 1838 Mundt dahin beschieden.

Der dritte Band der «Spaziergänge und Weltfahrten», der 1839 in Altona erschien, und den er am 28. Juli 1839 an das Ober-Zensur-Kollegium einsandte, scheint gar keine Zensurschwierigkeiten gemacht zu haben. Es war der Niederschlag seiner Reise, die er im Sommer 1838 machte. Er besuchte damals in Dresden seinen Freund Kühne, mit dem er sich wieder einmal aussprechen mußte, damit sie sich gegenseitig aneinander stärkten.[1] Hier beschäftigten ihn auch *ernste historische Studien*, die noch den nächsten Winter ausfüllen sollten. In Leipzig, wohin er sich mit Kühne gewandt hatte, machte er die Bekanntschaft von Goethes Schwiegertochter und erneuerte die mit dem Fürsten von Schwarzenberg. Er begab sich dann über Frankfurt, Straßburg, Freiburg, Basel, Bern und Genf nach Lyon und Avignon. An persönlichen Bekanntschaften, die er in dieser Zeit, wieder meistens infolge von Empfehlungsbriefen Varnhagens, machte, kommen vor allem die von drei Helden des Liberalismus, nämlich Troxlers in Bern und die Welckers und Rottecks in Freiburg in Betracht. Mit Welcker verbrachte er ganze Tage im zusammenhängenden Gespräche. Er schreibt darüber am 9. Oktober 1838 an Varnhagen:

> Ich glaube mir seine Freundschaft erworben zu haben und darf von derselben nachhaltige Folgen hoffen. Diese Leute sind ganz anders als unsere Berliner Professoren, mit denen ich, vielleicht zwei glorreiche Ausnahmen abgerechnet[2], niemals zu irgend einem Unternehmen mir habe das Herz fassen können. Könnte ich doch eine Professur in Heidelberg oder Freiburg gewinnen! Wie glücklich wollte ich sein! Das herrliche Badensche Land schwebt mir in der Erinnerung wie ein Paradies vor. . . . Diesen Winter denke ich eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden, zu der ich mich nun lange genug vorbereitet habe. Vielleicht kann ich durch sie mir eine Stellung als akademischer Lehrer erobern.

Dem Umgange mit diesen Persönlichkeiten ist es zuzuschreiben, daß sich im dritten Bande der «Spaziergänge und Weltfahrten» ausgedehntere politische Erörterungen finden als in den beiden ersten. Das geschieht besonders in dem Kapitel über Troxler,

---

[1] Mundt an Varnhagen 29. Juni 1838. Mitgeteilt von Houben, ebenso wie die Briefe vom 27. Juli und 9. Oktober 1838 in der Vossischen Zeitung vom 6. September 1905; vgl. auch Pierson, S. 107—109.

[2] Am Rande steht, von Varnhagens Hand: *Boeckh und Gans.*

dessen rührende und aufopferungsvolle Liebe zum Volke er rühmt. Merkwürdig, aber keineswegs unsympathisch erscheint ihm die Paarung der radikalen politischen Ansichten mit einem gläubig frommen Gemüt in diesem Mann. Mundts alter Haß gegen den Katholizismus schimmert auch in diesem Buch überall durch. Die Schilderung eines Besuches in einer jesuitischen Erziehungsanstalt in dem schweizerischen Freiburg gibt ihm Anlaß, gegen die jesuitische Moral und das Prinzip der Volksverdummung zu eifern. Daß er auf die Zensur nicht allzuviel Rücksicht nahm, beweist die Erzählung eines Traumes, in dem ihn Hengstenberg zum Mitarbeiter an seiner «Kirchenzeitung» einlud, die er doch früher immer für den *Moniteur des falschen Gottes* gehalten habe. Er liefert für sie einen Beitrag *gegen das Reisen*, in dem er gegen diese *böse Lust* eiferte, die das Zeichen von Pantheismus, eines schwächlichen Charakters und absoluter Bosheit sei.

Mit dem Beginn des Jahres 1838 sah Mundt auch endlich seinen langgehegten Wunsch nach einer eigenen Zeitschrift wieder in Erfüllung. Es war dies die dritte der Unternehmungen, die er bei seinem Aufenthalte in Hamburg mit Hammerich verabredet hatte; sie führte den Titel: «Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus dem Kreise der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft». Als Mitarbeiter waren vorläufig Carus, Koenig, Mises, Rosenkranz und Varnhagen genannt. Im Vorwort führte er aus, daß sich in dem Blatt das Tendenzartige dem Persönlichen unterzuordnen habe. Die einzelnen Artikel sollten sich also unabsichtlich aneinanderreihen und sich durch die Individualität ihrer Verfasser charakterisieren. In den Besprechungen der neuesten Literatur sollte sich dagegen eine absichtliche Einwirkung auf den gegenwärtigen Literaturzustand Geltung zu verschaffen suchen. In den «Korrespondenznachrichten» schließlich sollte freier Spielraum für literarische und tagesgeschichtliche Notizen geboten sein. Es erschienen jährlich vier Hefte, deren jedes mehr als 250 Seiten enthält. Das Unternehmen sollte nach Mundts ursprünglicher Absicht ein mehr wissenschaftliches Gepräge erhalten, Unterhaltungsstoff mithin ausgeschlossen bleiben. Aber bald (am 27. Juli 1838) klagt er Varnhagen gegenüber:

> Diese Vierteljahrsschrift in dem nobeln Stil, in dem sie begonnen hat, als ein würdiges Organ der deutschen Journalistik fortzuführen, ist sehr schwer, da es in Deutschland eine gar zu geringe Zahl anständiger und be-

gabter Leute gibt, die für Journale arbeiten mögen und können. Schon in dem 3. Heft, obwohl es durch einen Aufsatz von Strauß, durch Pückler und die Niebuhriana sehr pikant ist, habe ich doch einiges unterhaltende Mittelgut miteinstopfen müssen, das mir selbst eigentlich am allerverdrießlichsten ist.

Am 5. Februar 1838 sandte er das erste Heft an Varnhagen mit dem Bemerken, daß sich aus dem Unternehmen *bei den günstigen Censurverhältnissen vielleicht etwas gestalten ließe.* Erwähnung verdient aus diesem Heft eine Korrespondenznachricht aus Bunzlau, nach welcher dort nächstens eine deutsche Übersetzung von G. Sands «Secrétaire intime» durch Louise Claudé erscheinen sollte. Diese hatte Mundt selber mit einer Vorrede versehen.

XII. Mundts abermaliger Habilitierungsversuch. Neue literarische Fehden.

Nicht nur Zensurnöte waren es gewesen, die Mundt das Leben erschwerten, es kamen dazu die Verstimmung über einen zweiten erfolglosen Versuch, ein akademisches Lehramt zu erlangen, und die Angriffe, deren er von einigen Literaten, besonders aus Gutzkows Lager, ausgesetzt war.

Am 12. September 1837, also bald nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach Paris und London, bat er um eine außerordentliche Professur der Ästhetik in Bonn oder Breslau[1], wenn auch ohne Gehalt. Am 27. Februar 1838 aber wurde ihm eröffnet, daß er erst Privatdozent werden müsse. Am 6. März 1838 wandte er sich daher mit der Bitte an das Ministerium, in Breslau Privatdozent werden zu dürfen und ihm eine nochmalige Prüfung zu erlassen. Am 9. Juli fragte Altenstein bei dem Minister des Innern an, ob dem Vorhaben Mundts in polizeilicher Hinsicht ein Bedenken gegenüberstehe. In demselben Schreiben heißt es:

> Wenn dem p. Mundt die Möglichkeit, seine Qualification zu einem akademischen Lehramte näher darzuthun, aus polizeilichen Gründen für immer versagt werden muß, so stelle ich ganz ergebenst anheim, in welchem andern Theil des Staatsdienstes dem p. Mundt der Eintritt gestattet werden kann, indem es mir aus nahe liegenden Gründen sehr bedenklich scheint, denselben durch Versagung des Eintritts in jede amtliche Wirksamkeit zu nöthigen, daß er auch fernerhin seinen Lebens-Erwerb lediglich in schriftstellerischen Arbeiten sucht.

Darauf erwiderte Rochow[2] am 31. Juli, daß Bedenken polizeilicher Art einer Anstellung Mundts als akademischer Lehrer nicht entgegenständen. Er müsse es aber dem erleuchteten Ermessen

[1] Vgl. Geiger, S. 184.

[2] Das Konzept ist nicht von Tzschoppe, wie Geiger (S. 185) angibt, sondern vom Geheimen Ober-Regierungsrat Frantz.

des Unterrichtsministers anheimgeben, ob es angemessen oder rätlich sei, einen den bekannten Zensurbeschränkungen noch fortwährend unterliegenden Schriftsteller als akademischen Lehrer zuzulassen. Der Äußerung darüber, in welchem andern Teil des Verwaltungsdienstes Mundt etwa anzustellen wäre, erachte er sich dadurch enthoben, daß Mundt ja nicht mit einem derartigen Gesuche an die Regierung herangetreten sei, *die Absicht der Verwaltungschefs aber wohl nicht dahin gehen kann, ihm mit dießfälligen Vorschlägen entgegenzukommen.* Dem am Schluß geäußerten Bedenken Altensteins sei entgegenzuhalten, daß es nicht minderen Bedenken unterliege,

> Männer, deren schriftstellerisches Treiben begründeten Anstoß gegeben hat, von diesem durch Erleichterung des Eintritts in den Staatsdienst, insbesondere durch Uebertragung von Lehrämtern abziehen zu wollen.

Man sieht, man wollte mit Mundt durchaus nichts zu tun haben. Am 27. August 1838 wurde ihm daher mitgeteilt, daß seine Bitte abgelehnt werden müsse.[1] Daraufhin trug sich Mundt, wie bereits angeführt, mit dem Gedanken, in Baden eine Professur zu erlangen, blieb aber auch dort ohne Erfolg.

Das abermalige Fehlschlagen seiner Hoffnungen, ein akademisches Lehramt zu bekommen, war aber nur der eine Grund seines Mißmuts; der andere bestand in den mannigfachen literarischen Angriffen, denen er ausgesetzt war. Das Haupt seiner Angreifer war einer von denen, die mit ihm unter demselben Bann schmachteten, nämlich Gutzkow. Mundt hatte immer betont, daß er für die Irrtümer Gutzkows nicht mit verantwortlich zu machen sei, dagegen gab er zu, daß er für dessen Persönlichkeit einige Sympathie habe. — Vorläufig blieben die Beziehungen zwischen beiden durchaus freundlicher Natur. Als Gutzkow 1837 nach Berlin kam, war Mundt der einzige, mit dem er viel verkehrte. Er berichtete aber seinem Freunde Kühne[2], daß er über das Aussehen

[1] Geiger bemerkt dazu (S. 184): «Trotzdem suchte Mundt in späteren Petitionen die Sache so darzustellen, als wenn er eine Anstellung versprochen erhalten hätte, er *also bestimmten Anspruch darauf machen dürfte*. Diese Ansprüche, die Mundt tatsächlich später geltend machte, beziehen sich auf mündliche und schriftliche Versprechungen Altensteins aus den Jahren 1834 bis 1835. Sicher hatte Altenstein auch 1837/38 sein Möglichstes getan. In Mundts Brief vom 27. Juli 1838 an Varnhagen heißt es: *Ich werde doch gar zu alt über den Bemühungen des Herrn von Altenstein für mich.*

[2] Pierson, S. 53.

seines Gastes erstaunt gewesen sei. Er hätte sich gewundert, *ein so abgemattetes und abgeschwächtes Männchen in ihm wieder zu finden.* Den *lauwarmen Firnifs*, den er an ihm zu bemerken glaubte, rechnete er den Anfeindungen der beiden letzten Jahre und dem Einflusse des häuslichen Lebens zu. Gutzkow war damals nach Berlin gekommen, um mit der Regierung seinen Frieden zu machen, und der Erfolg seiner Gesuche bei Tzschoppe und Rochow berechtigte ihn zu den besten Hoffnungen nach dieser Hinsicht. Obgleich Mundt hier alles Mögliche tat, um ihm den Aufenthalt in Berlin angenehm zu machen, ihm zu Ehren sogar ein Diner von 20 Gedecken veranstaltete, und Kühne in seiner «Zeitung für die elegante Welt» immerfort lobend auf Gutzkow und seinen «Telegraphen» aufmerksam machte[1], so ließ sich Gutzkow doch bald zu mancherlei Angriffen gegen die beiden Freunde verleiten.

In jener Zeit erschienen in manchen Zeitungen Korrespondenzartikel, welche behaupteten, daß die preußische Regierung gegen die Schriftsteller des Jungen Deutschlands milder geworden sei, weil diese Autoren *alle ihre Grundsätze abgeschworen hätten.*[2] Durch diesen Vorwurf fühlte sich Mundt sehr beleidigt. Daß solche Anklagen überhaupt erhoben werden konnten, schreibt er vor allem *dem heuchlerischen Benehmen Laubes* zu. Aber auch Gutzkow konnte er nicht ganz davon freisprechen, Ursache zu solchen Vorwürfen gegeben zu haben.

> So leid es mir um Gutzkow thut [schreibt er an Kühne Herbst 1837][3], mit dessen Person ich mich wohl befreunden kann, so muß ich mich doch in meiner literarischen Stellung auch von ihm fast feindlich sondern.

Mundt war damals gerade von seiner Reise nach Paris und London zurückgekehrt und scheint durch die neuen Eindrücke in seinen literarischen Anschauungen neu gefestigt zu sein. Ein ehrendes Zeugnis stellte ihm am 31. Dezember 1837 Varnhagen aus, indem er an den Fürsten Pückler schrieb[4]:

> Der arme Mundt . . . befindet sich leider noch in der alten Stockung, und trägt nun schon ins 3. Jahr die Folgen von Steffens Übereilung und

---

[1] Z. B. 1837, Nr. 53, 100, 116, 127, 133, 139.

[2] Pierson, S. 54.

[3] Ebenda.

[4] S. Briefwechsel zwischen Pückler und Varnhagen v. Ense. Herausgegeben von Ludmilla v. Assing-Grimelli, Bd. 3 (Berlin 1874).

Unredlichkeit, aber er trägt sie mutig und standhaft und läßt seinen edlen Sinn durch nichts beugen.

Kühne gegenüber betont Mundt mit Stolz[1]:

Ich habe niemals meine Grundsätze abgeschworen und der preußischen Regierung kein einziges Zugeständnis, weder öffentlich noch geheim, gemacht.

Entschädigung für die Schwierigkeiten, die ihm die Regierung machte, und für die Beleidigungen in den Zeitungen wurde ihm dadurch geboten, daß sich manche junge Berliner Schriftsteller ihm anschlossen.

Es wird mit sehr streng umzeichneten Principien eine Nüance der Litteratur verfochten [schreibt er in dem eben angeführten Briefe an Kühne], als deren Häupter ich Dich und mich betrachte.

Zu den Jüngern, die sich um ihn scharten, gehörten vor allem J. L. Klein und Eduard Meyen, von denen der letztere nach dem Tode Büchners die «Literarische Zeitung» leitete und darin die Mundtschen Schriften lobend besprach, während Klein als Redakteur der in Wismar erscheinenden «Baltischen Blätter» für Mundt eintrat. Dieser lobte dafür wieder Kleins Zeitschrift in seinem «Freihafen».[2] Für die «Baltischen Blätter» lieferte er: «Des Malers Traum», nach der «Zeitung für die elegante Welt» (1838, Nr. 25) *ein phantasievolles Bild*, und die «Böhmischen Phantasien». Ferner bekannten sich eine Zeitlang zu Mundt die Brüder Hermann und Rudolf Marggraff, von denen er früher schon manches in seinem «Zodiacus» und in seinen «Dioskuren» gebracht hatte. 1839 verwahrte sich aber Hermann Marggraff dagegen[3], ein Nachahmer Mundts zu sein, wie man ihn wohl genannt habe. Ihre Absichten und sprachlichen Eigenschaften gingen dazu doch oft allzu weit auseinander. Auch seinen Freund Kühne betrachtet Mundt als seinen Schüler. In einem Briefe vom 28. März 1836 an die Gebrüder Reichenbach schreibt Mundt:

Herr Kühne ist mein Schüler, ich habe ihn literarisch erzogen, er ist durch mich in der Literatur bekannt geworden.

Kühne dankte es ihm, indem er in der «Zeitung für die elegante Welt» stets seine Partei ergriff und ihn gegen die mannigfachen

---

[1] Pierson, S. 54.

[2] Bd. 1, Heft 1, S. 224 und Heft 2, S. 257 (Altona 1838).

[3] «Deutschlands jüngste Kulturepoche», S. XIX (Leipzig 1839).

Angriffe verteidigte. Nur selten sind Trübungen in diesem schönen Verhältnis vorgekommen, die dann aber immer bald geklärt wurden. Die zärtliche Freundschaft, die zwischen ihnen in den Knaben- und Jünglingsjahren bestanden hatte, und für die der bei Pierson veröffentlichte Briefwechsel beredtes Zeugnis ablegt, verband sie auch noch in ihrem Mannesalter. Gerade während der Zeit, wo Mundt unter harten Angriffen zu leiden hatte, hat Kühne unentwegt zu ihm gehalten, ja, ihn leider zu sehr verteidigt und gepriesen. In dem Briefe vom 29. Juni 1838 an Varnhagen spricht Mundt es offen aus, daß er seines Freundes bedürfe, um sich an ihm wieder aufzurichten.

Es thut uns noth [heißt es dort], daß wir uns in dauerndem Gespräch und Verkehr wieder gegenseitig an einander stärken, ich und er.

Und noch 1841, als Kühne Varnhagen gegenüber klagt (7. Januar), daß er lange nichts von Mundt gehört habe, weil ihnen ihre Frau, bezw. Braut genug Beschäftigung für die Mußestunden biete, versichert er, daß zwischen ihnen beiden im stillen durchaus die alte Neigung getreulich fortbestehe. An ihn wandte sich auch Mundt jetzt, wo man ihn verdächtigt hatte, der Regierung zu viel Konzessionen gemacht zu haben.

Ich hoffe [schreibt er][1], daß Du jetzt auch in Deinem Blatte dazu beitragen wirst, mich von dem Wahne der öffentlichen Meinung, als hätte ich etwas Gleiches mit Laube und Gutzkow, zu befreien . . . Ich bitte aber, es nicht so zu wenden, als läge mir etwas daran, mit den Regierungen mich zu versöhnen. Ich will lieber geächtet, als beschimpft sein.

Die Entfremdung zwischen Gutzkow und Mundt muß Anfang 1838 begonnen haben. Zwar nennt er im ersten Freihafenheft Gutzkow noch einen ausgezeichneten Literaten und wünscht Hamburg, wohin Gutzkow gerade übergesiedelt war, Glück dazu; aber er spricht die Befürchtung aus, der Herausgeber des «Telegraphen» werde sich in einen *langweiligen Doktrinärismus* verlieren. Besonders mißfiel es ihm, daß er in der Angelegenheit zwischen dem abgesetzten Erzbischof von Köln und der preußischen Regierung zu sehr für den ersteren Partei ergriff. Durch diese Bemerkung fühlte sich Gutzkow, dem es überhaupt schwer wurde, mit jemand Frieden zu halten, verletzt, und griff ihn in seiner Zeitschrift an. So machte er Mundt z. B. schon Anfang 1838 in dem

---

[1] Pierson, S. 53.

Aufsatze: «Die literarischen Elfen»[1] lächerlich. Er bedauert darin Mundts unhistorischen Sinn, wirft ihm Unfähigkeit im Erfassen des politischen Geistes der Zeit vor und verspottet seine literarischen Erzeugnisse als die *Produkte eines Semilasso jun.*, womit er ihn als einen Nachtreter des Fürsten Pückler charakterisiert. Unterstützt wurde Gutzkow in seinen Angriffen vor allem durch Wihl, den Mundt auch für den Verfasser der «Literarischen Streifzüge» im «Hamburger Korrespondenten»[2] hält. In diesen Aufsätzen wird zugegeben, daß Mundt und Laube zwar einige artige Rezensionen geliefert hätten, daß aber die Behauptung Kühnes, die Kritiken Mundts seien so gut wie Gedichte, unsinnig sei. Besonderen Tadel erfährt Mundts «Kunst der deutschen Prosa»; die Dichtungen vollends, zu denen sich Laube wie Mundt verstiegen hätten, seien gänzlich verfehlt. — In einem der Aufsätze wird ferner das Bestreben einiger jüngerer Dichter, neue Kunstformen zu schaffen, gegeißelt.

> Der bloß kritische und raisonnierende Kopf glaubte sich der kleinen Blümchen wegen, die er auf seine abstrakte Erfindung streute, für einen Dichter ausgeben zu können, . . . namentlich wird man jener Zwittergattung von Poesie und Raisonnement, der man in neuerer Zeit als Reisebild, Reisenovelle u. dgl. so vielfach huldigte, keine lange Dauer vorhersagen können. Weg mit den Skizzen, Reisenovellen, Tagebüchern, Spaziergängen u. s. w.!

Dabei hatte der Verfasser natürlich wieder Laube und Mundt im Auge. Letzterem wird noch ausdrücklich der Rat gegeben, sich an historischen Stoffen zu versuchen. Zum Humoristen sei ihm nach seinem verunglückten Versuche im «Salzschreiber» nicht zu raten. Laube dagegen sei fürs Lustspiel geschaffen. — Über Wihl schreibt Mundt an Varnhagen am 27. Juli 1838:

> Herr Wihl ist mir sehr unangenehm, weil er mit weniger Talent als Gutzkow und doch mit derselben Gemeinheit an der Fehde theilnimmt.

Sicherlich aber kannte der Verfasser jener Artikel Mundt besser als dieser sich selber. Später hat sich denn Mundt in der Tat auf den historischen Roman geworfen und auf diesem Gebiete auch einiges geleistet.

Mundt bemühte sich, in diesem Kampfe den Vornehmen zu

---

[1] Wieder abgedruckt in den «Rückblicken auf mein Leben», S. 180ff. (Berlin 1875).

[2] Jahrgang 1838, Nr. 146, 152, 168, 169 u. 177.

spielen, worin er besonders durch Varnhagen bestärkt wurde. An ihn schreibt er in dem bereits erwähnten Briefe vom 27. Juli 1838:

> Sie beschwören mich in Ihrem letzten Briefe [vom 20. Juli 1838] nicht gegen den jämmerlichen Gutzkow Krieg zu führen, und wir sind darüber einig, insofern ich mich allerdings hüten werde, ihm durch eine direkte Befehdung neue Wichtigkeit zu geben. Aber seine jetzige literarische Verfehdung neue Wichtigkeit zu geben. Aber die jetzige literarische Verworfenheit ist so groß und greift noch auf manchem anderen Terrain so um sich, daß man, um des Publikums willen, zuweilen in gelegentlichen Notizen seine Verachtung über dies Treiben an den Tag legen muß, wobei man das Subjekt selbst gar nicht zu nennen braucht. Der Telegraph wird sehr wenig gelesen, und viele stehen noch in dem Wahn, Gutzkow sei unser Freund, und erweisen ihm aus diesem Grunde Rücksicht. Diesen Wahn einem Gegner zugutkommen zu lassen, sollte man doch wenigstens abwehren; so viel ist man sich doch selbst schuldig!

Er konnte es doch nicht über sich bringen, ganz über Gutzkow zu schweigen; im dritten Heft des «Freihafens» von 1838 tadelt er auf S. 259 Gutzkow, daß er im moralischen Bann des Jungen Deutschlands, das er eigentlich geschaffen habe, geblieben sei, indem er sich von neuem in eine literarische Verworfenheit hineingearbeitet habe, in der man ihn diesmal sich selber überlassen müsse.

Gutzkow begnügt sich nicht damit, daß er sich mit Mundt in Zeitschriften auseinandersetzte, sondern er machte ihn auch in zwei seiner Bücher zum Gegenstand längerer Abhandlungen. Verhältnismäßig günstig kommt er noch in der Schrift «Götter, Helden, Don-Quixote» (Hamburg 1838) weg, in der er Mundt unter die Helden rechnet und eine ausführliche Besprechung seines Werkes über die deutsche Prosa gibt. Er nennt es zwar eine *treffliche Arbeit* (S. 221) von einem *ganz außerordentlichen Reichthum treffender und geistreicher Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Ausdrucks und den Styl unsrer gefeierten Schriftsteller* (S. 232); aber über die Ansicht Mundts von dem Übergange der Poesie in die Prosa äußert er sich ebenso aburteilend, wie das in den Artikeln des «Hamburger Korrespondenten» geschehen war und heute noch von jedem Verständigen geschieht. Außerdem vermag er nicht zu begreifen, wie er den Stil Heines fast mit Stillschweigen übergehen könne und dafür den Varnhagens über Gebühr preise. In seiner Arbeit des nächsten Jahres: «Jahrbuch der Literatur» (Hamburg 1839) aber wird er viel ausfallender gegen Mundt. Er fühlte sich wohl durch die oben mitgeteilte Bemerkung im «Frei-

hafen» (1838, 3. Heft, S. 259), wonach Mundt ihm die Hauptschuld an der Katastrophe von 1835 beimaß, ganz besonders getroffen. In dem Einleitungsaufsatz: «Vergangenheit und Gegenwart» zu dem «Jahrbuch» spricht er sich außer über Menzel über niemand abfälliger aus als über Mundt. Er findet hier überhaupt nur an ihm zu tadeln. So nennt er ihn einen Virtuosen, der alles nachahme, ohne selbst etwas Außerordentliches hervorzubringen, *innerlich* sei in ihm nichts; sein Auftreten verrate eine beleidigende Suffisance, sein Stil sei eine aufgeputzte alte Dame, sein Witz nichts als Laune, kurz, die Überschätzung, die Mundt bisher genossen habe, sei eine Beleidigung für die Öffentlichkeit. — Gewiß hat Gutzkow mit manchem von dem, was er tadelt recht; unfein bleiben diese leidenschaftlichen Ausfälle gegen den ehemaligen Leidensgenossen und Gastgeber doch; sie mußten Mundt, dem Beleidigungen und Angriffe auf seine Person immer sehr nahe gingen, stark betrüben.

Später vergaß Mundt das Unrecht, das ihm Gutzkow zugefügt hatte, wieder. Dieser berichtet darüber seinem Freunde Wehl[1]; auch Thea Ebersberger erzählt, daß Gutzkow zu den häufigeren Gästen in Mundts Familie zählte.[2] In seinen «Rückblicken», die 1875 in Berlin erschienen, spricht Gutzkow dann freilich wieder ziemlich wegwerfend von Mundt.

Auch gegen Laube hatte sich Mundt seiner Haut zu wehren. Auf diesen Leidensgenossen hatte er nie große Stücke gegeben. Als Laube im Winter 1835/36 in Berlin war, mied Mundt ihn sogar. Trotzdem nahm er in den zweiten Band seiner «Dioskuren» einen kleinen Beitrag von Laube auf, «Die Maske, eine Silhouette», wurde aber bald darauf wieder von ihm in der «Mitternachtszeitung» angegriffen. Nachdem Kühne den Freund in der «Eleganten» in Schutz genommen hatte, trat, wie aus einem Briefe Kühnes an Varnhagen vom 16. April 1838[3] hervorgeht, Mundt noch selber gegen ihn auf.

Sie sprechen von einem Aufsatz Mundts gegen Laube [heißt es dort] Ich las ihn nicht, weiß nicht, wo er steht. Ich weiß nur, daß ich ohne Empfindlichkeit, ohne Gereiztheit, aber wenn ich ehrlich sein will, mit

[1] Vgl. Fedor Wehl, Das Junge Deutschland, S. 176. 179 (Hamburg 1886).

[2] Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs, S. 11 (Leipzig 1902).

[3] Original auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Strenge mich gegen Laube's Bürger und Krieger erklären muß.[1] Seine hübschen Formen sind wirklich zu inhaltsleer. In Zeiten der Epidemien soll man allerdings mäßig sein, und ich werde auch kritisch Maß halten, weil ich überzeugt bin, nur die Produktion helfe.

Welchen Aufsatz Kühne im Auge hatte, habe ich nicht ermitteln können.

Daß auch Schlesier sich während dieser Zeit gelegentlich gegen Mundt aussprach, darf bei der Kenntnis seines sonstigen Verhaltens gegen die Mitglieder des Jungen Deutschlands nicht sonderlich wunder nehmen.[2] Gegen Mundt hatte er immer ähnlich treulos gehandelt wie gegen Laube. Er hatte anfangs seine Mitarbeit zum «Zodiacus» zugesagt[3], sich aber bald darauf in Briefen an Varnhagen und Gutzkow gegen dieses Unternehmen ausgesprochen und sich gar darüber lustig gemacht. Das hält ihn aber nicht ab, Varnhagen gegenüber am 17. März 1836 zu versichern, daß seine Teilnahme am «Zodiacus» nur *durch äußere Umstände und bedauerlich verspätet* worden sei.

Möge es demselben gelingen [schreibt er] die Lücke, welche in unserer periodischen Literatur entstanden ist, recht bald wieder auszufüllen. In dieser Beziehung würde ich mich jetzt um so mehr verpflichtet fühlen, einen Gleichgesinnten, so weit es gewünscht würde, zu unterstützen, je weiter mir unter den innern und äußern Conflikten der gegenwärtigen Literaturperiode der Wunsch entrückt ist, selbst oder auf eigne Hand eine solche Thätigkeit auszuüben.

Ja, er wollte sogar für die «Allgemeine Zeitung» eine Protesterklärung zugunsten Mundts und der übrigen Verbannten schreiben[4], hatte es aber wohlweislich unterlassen.

Als Mundt jedoch anfing, Schule zu machen, da war er es, der als einer der ersten sich dagegen wandte. In dem Briefe vom 1. August 1837 an Varnhagen heißt es:

Mein Angriff Mundts war, so weit ich mich umsehe, und so weit ich Andere zu Rathe ziehen konnte, begründet; auch fiel er, wie es in der Natur der Sache lag, die entweder ignorirt oder offen behandelt werden mußte, trotz vieler und ansehnlicher Rücksicht ziemlich scharf aus, wovon Etwas die Schuld tragen mochte, von dem ich vorher schon Anzeichen

---

[1] Vgl. «Zeitung für die elegante Welt», 1837, Nr. 12.

[2] Vgl. Houben, Ein Abtrünniger vom Jungen Deutschland («Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung», 1904, Nr. 30—31).

[3] Nach einem Briefe Mundts an Schlesier. Mitgeteilt von Houben in der «Vossischen Zeitung» vom 21. August 1903.

[4] Nach einem Briefe an Varnhagen vom 29. Januar 1836.

hatte und wovon jetzt die unzweideutigsten Beweise vorliegen, die ärgerliche Thatsache nehmlich, daß die Herren M. und Kühne nebst einigen Seitenstücken in Frankfurt und allerlei Anhang in Berlin und Leipzig eine festgeschlossene, ausschließliche und dabei unläugbar excentrische Clique bilden, als welche sie dasselbe Unwesen zu treiben anfangen das wir an anderen Kreisen, wenn selbst entgegengesetzter Tendenz hauptsächlich bekämpft haben.

Den Aufsatz Schlesiers gegen Mundt, von dem in dem Briefe die Rede ist, habe ich nicht ausfindig machen können. Wahrscheinlich war er mit veranlaßt durch eine absprechende Kritik Kühnes über Schlesiers Buch: «Oberdeutsche Staaten und Stämme» (Stuttgart 1837) in der «Zeitung für die elegante Welt», 1837, Nr. 117.

Am 2. Oktober 1837 berichtet Schlesier an Varnhagen von einem neuen Angriff gegen *Mundt und Consorten.* Da ihn aber Varnhagen deswegen wohl gerade nicht gelobt hat, schreibt er am 5. Oktober 1838:

Wenn Mundt seinen ungerechten Zorn gegen mich aufgegeben hat, so darf ich wohl gelegentlich durch Sie einen freundlichen Gruß an ihn bestellen lassen. Sie wissen nicht, wie sehr ich diesen jederzeit und trotz meiner Kritteleien vor vielen anderen geschätzt habe.

Mundt scheint diese angebliche Hochachtung gleichgültig gelassen zu haben.

Schmerzlicher als die Kämpfe mit seinen Feinden berührten ihn die Meinungsverschiedenheiten mit seinen bisherigen Freunden. Schon am 29. Juni 1838 schreibt er an Varnhagen:

Seine [Kleins] und Meyen's Art, in den Baltischen Blättern zu wirtschaften, fängt mir freilich an, etwas bedenklich zu werden, und der übermäßige Eifer dieser beiden Maccabäer schadet uns vielleicht mehr, als alle unsere Gegner. Gewiß könnte da eine Mahnung von Ihnen helfen! Meyen namentlich, der sonst die achtenswertesten Eigenschaften des Charakters hat, ist so unerfahren und unbesonnen, daß mich zuweilen ein Grauen beschleicht, wenn ich daran denke. Dabei muß ich Ihnen noch sagen, daß diese Heftigkeit, in die er sich jetzt hineinraisonnirt hat, eine künstliche ist und mit ihm selbst in Widerspruch steht. Klein ist ein hochbegabter Mensch, aber sein Verhältniß zur Literatur ist rein zufällig, und er hat für diese als solche, und was ihre Beziehung zur heutigen Zeit angeht, auch nicht das geringste Interesse. Er hat einen Stolz der Subjektivität, dem selbst das Literaturgebiet noch zu armselig scheint.

Noch weniger Freude über seine *Schüler* spricht aus seinem folgenden Schreiben an Varnhagen (27. Juli 1838):

Die Herren Meyen und Klein setzen mir von Berlin aus brieflich das Pistol auf die Brust, wenn ich nicht bald eine Fehde gegen Gutzkow, die sie einen Kampf nennen, beginnen wolle. Diese Leutchen, die sich so echauffirt haben, daß ich sie gar nicht mehr wiedererkenne, haben sich dabei so ungebührlich gegen mich ausgesprochen, daß ich mich genöthigt gesehen habe, ihnen durch einen ausführlichen Brief den Kopf zurecht zu setzen und ihnen zu entwickeln, wie sie sich auf ein Gebiet begeben, auf dem sie sich selbst am Ende in Gutzkow verwandeln müssen. So hat sich Gutzkow selbst schon wieder in Menzel verwandelt. Um Meyen thut es mir leid, daß er in eine Sphäre hineinzugeraten scheint, die ihm ganz ungemäß ist. Er ist ein braver und tüchtiger Mensch, aber er hat gar nichts erlebt und durchgemacht, und so fehlt ihm der eigentliche Maßstab der Welt bei allem seinem Handeln. Der Umgang mit Klein scheint ihm schädlich zu werden, und ich sehe mich gezwungen, mich von beiden etwas zurückzuziehen. Ich glaubte schon große Rosinen im Sack zu haben, weil es mir gelang, so viele strebsame junge Leute, die sich mir anschlossen für die Literatur zu gewinnen; nun sehe ich, daß ich wenigstens vor den Schwaben den Vorzug voraus habe, schon in meinem 30. Jahre klug zu werden. Dieser jüngste Nachwuchs ist von einer vertrackten Charakterbeschaffenheit und einer höchst zweideutigen Masse, und ich will nur froh sein, wenn all diese jungen Freunde, die mich gestern so geehrt haben, mich nicht morgen todschlagen.

XIII. Mundts Friede mit der Regierung.

Mit dem Jahre 1839 kann man die jungdeutsche Periode Mundts als abgeschlossen betrachten. Die folgende Zeit, bis zu seinem Tode 1861, trägt einen wesentlich anderen Charakter. Sein Streben nach Fortschritt und Freiheit tritt zwar auch in dieser Zeit zutage — besonders während der Stürme 1848—1850 hat er davon Proben gegeben —, aber die Kampffreudigkeit aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre ist merklich abgeschwächt, hatte er doch schon während der zweiten Hälfte dieses Zeitraums gelegentlich gezeigt, daß er so harten Anstürmen nicht immer gewachsen war. Wenn auch sein eigener Wunsch, in geordnete Verhältnisse zu kommen, viel dazu beigetragen haben mag, auf alle Fälle seinen Frieden mit der Regierung herbeizuführen, so kommt doch sicher ein gut Stück, wenn nicht das meiste, dabei auf Rechnung seiner Frau Klara, einer Tochter des Hofrats und Oberbürgermeisters Müller aus Neubrandenburg. Bald spielte sie unter dem Namen Luise Mühlbach eine größere Rolle in der Literatur als ihr Mann. Nicht weniger als 276 Bände Romane, von denen in den sechziger und siebziger Jahren manche zu den begehrtesten der Leihbibliotheken gehörten, hat sie dem deutschen Büchermarkt geschenkt.

In Briefwechsel standen beide bereits seit dem Frühjahr oder Sommer 1838. Am 13. Juli 1838[1] bittet er sie um eine persönliche Zusammenkunft in Dresden, wo sie unter anderem im Hause Tiecks verkehrte. Im Sommer 1839 verlebte er in Gemeinschaft mit ihr und ihrem alten Onkel, der sie aus Dresden abgeholt hatte, acht schöne Tage in Potsdam[2], und bald darauf fand in Neubranden-

[1] Wiedergegeben in Thea Ebersbergers Erinnerungsblättern aus dem Leben Luise Mühlbachs», S. 283 (Leipzig 1902).

[2] Vgl. Pierson, S. 121—123.

burg die Hochzeit statt. Am 6. September 1839 zeigte er Varnhagen von Breslau aus seine Vermählung an. In diesem Briefe heißt es:

> Meine Verbindung mit meiner Freundin ist von der Art, daß sie ganz und gar aus dem geistigen Verständniß und aus der wahren Substanz des Lebens ihre Wurzeln gezogen und so wird sie auch das Wesentliche der Lebensaufgabe nur erhöhen, ohne daß Verweichlichung und Verzärtelungen zu befürchten wären.

Ein großer Teil der Zeitgenossen schreibt der Frau einen nicht gerade günstigen Einfluß auf den Mann zu; sicher aber hat sich Mundt in dieser Ehe sehr glücklich gefühlt. Das beweisen seine Briefe an Klara[1], die Geburtstagsgedichte an sie, von denen mir elf noch ungedruckte vorgelegen haben, und manche Stellen aus dem Briefwechsel ihres sehr zahlreichen Bekanntenkreises.

Als Ziel seiner Hochzeitsreise hatte er ursprünglich die schlesischen Gebirge in Aussicht genommen[2]; aber darüber hätte sich kaum eine interessante Reiseschilderung geben lassen. Er bereiste deshalb Polen, das wegen der Ereignisse von 1830 immer noch einige Beachtung fand, und die Karpathen. Der zweite Teil seiner «Völkerschau auf Reisen» (Stuttgart 1840) — der erste handelt von seinem Aufenthalt in Südfrankreich von 1838 — gibt uns seine Reiseeindrücke während dieser Zeit wieder. Mundt verbreitet sich darin über die unglücklichen politischen und konfessionellen Verhältnisse, wobei er nach wie vor seine liberale und protestantische Anschauung zum Ausdruck bringt, jedoch ohne derartige gelegentliche Ausfälle, wie sie früher bei der Zensur zu Bedenken Anlaß gaben. Ein größeres Kapitel beschäftigt sich mit der gedrückten und elenden Lage der polnischen Juden, ein anderes mit dem stillen Glück der Naturvölker in den Karpathen.

Den Winter 1839—1840 verbrachte das junge Paar in Berlin. Geselligkeit war das Lebenselement Klaras[3], *und sie konnte nicht ohne ein solches in ausgedehntem Maße, und zwar am liebsten in ihrem eigenen Hause, fertig werden.* In dem Salon der Gatten trafen sich bald *Mitglieder der Bühne und der Kunst, Literaten, sowie geistig bedeutende Aristokraten.* Von Schriftstellern, die in ihrem Hause verkehrten, seien nur Varnhagen und seine beiden

---

[1] Zum Teil wiedergegeben bei Thea Ebersberger, a. a. O., S. 288—307.

[2] An Varnhagen, 6. September 1839.

[3] Vgl. Thea Ebersberger, a. a. O., S. XI.

Nichten, ferner die Gräfin Hahn, Holtei, Fürst Pückler, Fedor Wehl, Fanny Lewald, Glasbrenner und Marx erwähnt. Auch Hebbel berichtet in seinen Tagebüchern von der freundlichen Aufnahme, die er im Mundtschen Hause fand.[1]

Aber das alles kostete Geld, und beide Gatten haben sich redlich bemüht, dieses durch Arbeit der Feder zu erwerben. Am 27. Januar 1840 wandte sich Mundt an Brockhaus mit Artikeln für dessen «Leipziger Allgemeine Zeitung» («Über die projektierte Eisenbahn von Berlin nach Breslau», «Über die gegenwärtige Ministerkrisis in Preußen»). Am 12. März 1840 trug er den Gebrüdern Reichenbach in Leipzig eine Reihe kleinerer Schriften zum Verlage an,

> die teils als unterhaltende Lektüre gelten können, teils pikante Bilder der Zeit nach allen Richtungen hin, sowohl die Literatur als die neuesten religiösen Wirren betreffen.[2]

Es waren *novellistische Skizzen, einzelne Reisebilder, historische Gemälde über Görres, Strauß u. dergl.* Geldnot war es wohl auch in erster Linie, die ihm die Feder in die Hand drückte, um bei der Regierung Befreiung von dem auf ihm lastenden Banne nachzusuchen. Erreichte er dies, dann durfte er auch hoffen, bald Dozent an der Universität zu werden.

Am 27. Juli 1840, also einige Wochen nach dem Tode Friedrich Wilhelms III., wandte sich Mundt an den König mit der Bitte, wieder unter dieselben gesetzlichen und rechtlichen Verhältnisse wie jeder andere Untertan gestellt zu werden. Er wies dabei auf die ganze Schwere des Verbots gegen sich hin und erklärte sich bereit, auf Verlangen eine Auseinandersetzung der in seinen Schriften ausgesprochenen Grundsätze mit den Belegen einzureichen. Auch verweist er darauf, daß er von dem Minister von Altenstein durch ein Reskript die Zusicherung erhalten habe, nach kurzer Tätigkeit als Privatdozent zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden. Das ganze Schreiben ist von Klaras Hand, sogar die Unterschrift; auch der Stil verrät, daß die Frau die Verfasserin und wohl überhaupt die geistige Urheberin des ganzen Schreibens war. Das Gesuch wurde am 30. Juli an Rochow zur Begutachtung weitergegeben. An diesen wandte sich Mundt am

[1] Ausgabe von R. M. Werner, Tagebücher, Bd. 3, S. 385.

[2] Daß er mit dem Studium der «neuesten Theologie» beschäftigt war, berichtet er Varnhagen in seinem Briefe vom 6. September 1839.

20. August 1840 in einem andern Schreiben (von Mundts eigener Hand). Er glaubte, daß die vom König gewährte Amnestie sich auch auf ihn erstrecke; ferner beschwerte er sich darüber, daß man bei Ankündigung des Knebelschen Werkes in der «Staatszeitung» wiederum seinen Namen gestrichen und die Anzeige des Buches «Völkerschau auf Reisen» nicht gestattet habe, weil die spezielle Debitserlaubnis noch nicht ausgefertigt worden sei. Rochow sandte beide Gesuche nebst dem Laubes vom 29. Juli 1840[1] an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, v. Werther, und erklärte sich bereit, die Ausnahmebestimmungen für das Junge Deutschland aufzuheben; man möge sich vorher erkundigen, wie man es in den andern deutschen Staaten damit halte. — Inzwischen wurde Mundt benachrichtigt (27. August 1840), daß die Frage nach einer Aufhebung der ihn betreffenden Ausnahmebestimmung in Erwägung gezogen werden solle, daß aber die Anwendung der Amnestieverordnung auf seine Angelegenheit nicht zulässig sei, da die betreffenden Verfügungen keine Strafe, sondern nur Vorbeugungsmaßregeln seien.

Damit aber gab sich Mundt nicht zufrieden, sondern bat am 29. September 1840 — auch dies Gesuch hatte Mundt selber zum Schreiber — den König, das eine Wort zu sprechen: *Die Kategorie des Jungen Deutschlands soll vernichtet sein.* Dabei rollte er noch einmal das ganze Elend auf, das sich für ihn aus der bekannten Bestimmung ergeben hätte. — Auch dieses Gesuch, noch dringlicher gehalten als das erste, wurde Rochow zum Bericht übergeben (7. Oktober 1840), der darüber aber vorläufig nichts Endgültiges entscheiden konnte, da die Antwort aus dem Ministerium des Äußern noch nicht eingegangen war. Mundt wandte sich daher am 12. November (wiederum eigenhändig) an den Minister. Er reichte ihm, indem er seine *humane und großsinnige Verwaltung* anrief, das vierte Heft des «Freihafens» von 1840 ein, in dem sich der von mir oft angeführte Aufsatz über «Börne, Heine und das Junge Deutschland» befindet, den er als Verteidigungs- und Versöhnungsschrift aufzunehmen bat. In diesem Aufsatz gibt er seine Stimme ab in dem Kampf, der im Anschluß an Heines Buch «Heinrich Heine über Ludwig Börne» hereingebrochen war, und in dem er sich durchaus zu Börne bekennt.

---

[1] Vgl. Geiger, S. 211—212.

Nachdem die Antwort des Ministers v. Werther eingegangen war[1], wurde das Ober-Zensur-Kollegium zu einem Gutachten über die Angelegenheit aufgefordert. Noch bevor dieses einlief, hatte sich Klara in einem undatierten, kurz vor Weihnachten 1840 verfaßten neuen Schreiben an den König gewandt. Sie dankte ihm darin für die Gnade, die ihrem Bruder widerfahren war, dem durch die Amnestieverordnung die seit sieben Jahren entbehrte Freiheit wiedergegeben war. Sie wies ferner darauf hin, daß sie und ihr Mann ohne Vermögen seien und letzterer sehr unter den Ausnahmebestimmungen leide, und bat dringend, ihrem Manne dieselben Rechte angedeihen zu lassen, die alle übrigen Literaten genießen. Auch dies Gesuch wurde Rochow zum Bericht überwiesen (16. Januar 1841). Am 6. Februar 1841 äußerte sich das Ober-Zensur-Kollegium dahin, daß es sich mit einer Aufhebung der früheren Maßregeln in vollem Umfange einverstanden erkläre.[2] Der Minister v. Rochow schloß sich merkwürdigerweise dieser Meinung nicht an, sondern war für die Beibehaltung der Ausnahmevorschriften (8. April 1841). Die beiden andern Zensurminister aber beantragten Aufhebung, wenn auch der Unterrichtsminister Eichhorn (30. Juni 1841) den Zusatz gemacht wissen wollte, daß die Bestimmungen sofort wieder in Kraft treten würden, wenn die Schriftsteller *die früher betretenen Wege abermals einschlagen sollten.* Auf die Ansicht Eichhorns hin einigten sich dann die drei Minister und berichteten dementsprechend am 31. Juli 1841. Da Klara die Antwort auf ihr Gesuch zu lange dauerte, so fragte sie am 21. August von Dresden aus an, ob sie wieder mit Ehren, von dem bürgerlichen Makel einer Ausnahmezensur befreit, in ihre Vaterstadt zurückkehren dürften. Aber Rochow hatte noch keinen Bescheid vom König erhalten, auch am 3. November 1841 noch nicht, als Klara sich in ihres Mannes und am 1. Januar 1842 in ihrem eigenen Namen wieder an den König wandte. In dem Schreiben vom 3. November 1841 suchte Mundt sich die Abneigung des Königs gegen die Hegelsche Philosophie zunutze zu machen. Es heißt dort:

> Darf ich es mir nicht als eine patriotische Gesinnung anrechnen, daß, während Andere meiner früheren Strebensgenossen den Einflüssen einer

---

[1] Vgl. Geiger, S. 212—213.

[2] Ebenda, S. 213ff.

Philosophie unterlagen, welche sich in ihrer, das Reich des Geistes usurpirenden Sophistick bald auch verwirrend und feindlich zersetzend für die Nationalbildung, und die öffentlichen vaterländischen Verhältnisse gezeigt hat, man mich stets unter den nachdrücklichsten Bekämpfern der junghegelschen Weltverbesserung erblickt hat?

Außerdem bittet er den König, sein neuestes Werk «Thomas Münzer» übersenden zu dürfen. Darin habe er versucht, *die wichtigsten deutschen nationalen Überlieferungen in einem anschaulichen Gemälde zu konzentriren.*

Während so Mundt den König durch logische Gründe zur Aufhebung der Ausnahmebestimmungen zu bewegen sucht, wendet sich Klara in ihrem Schreiben vom 1. Januar 1842 wieder an das mitleidige Herz des Landesvaters. Darin heißt es:

Ew. Majestät — o gäbe Gott mir Worte ein Dero Gnade zu erflehen, Worte, um zu sagen, wie viel, ja wie das ganze Lebensglück zweier Menschen von Dero gnädiger Entscheidung abhängt, Worte, Ihnen den Mann zu schildern, um dessen Glück es sich handelt, der in seinem ganzen Leben nie einen schlechten Gedanken gehegt, nie eine schlechte That gethan, der nur in Jugendübermuth und Uebereilung, in sprühendem Dichterfeuer gefehlt, und seit sieben Jahren hart und bitter gebüßt hat.

Sie wies dann darauf hin, daß die Menschen soeben das Fest der göttlichen Liebe gefeiert hätten, und bat, in Erinnerung daran die Bestimmung gegen ihren Mann, an dessen Krankenbett sie jetzt wieder treten müsse, aufzuheben. — Auf die Schreiben Klaras trifft also die Bezeichnung Geigers (S. 210) *red- und rührselig* in vollem Maße zu. Die Behauptung aber, daß die des Mannes fast noch weibischer seien als die der Frau, ist nicht gerechtfertigt.

Diese beiden letzten Schreiben hatten endlich Erfolg, wenn auch nicht ganz den gewünschten. Man hatte den Bericht der drei Zensurminister vom 31. Juli bei Hofe anscheinend ganz unbeachtet gelassen. Er wurde jetzt noch einmal hervorgesucht, und nachdem v. Rochow den Minister v. Thile noch einmal ausdrücklich darum gebeten hatte, das Gesuch um Aufhebung der Ausnahmebestimmungen bei dem König unterstützen zu wollen, wurden am 28. Februar 1842 die drei zuständigen Minister durch den König ermächtigt,

die gegen die Schriften des s.g. jungen Deutschlands jetzt noch bestehenden Ausnahme-Maaßregeln hinsichtlich aller derjenigen, jener Kathegorie angehörigen Schriftsteller aufzuheben, die in Deutschland wohnend, persönlich das Versprechen geben werden, fortan in ihren Schriften ge-

wissenhaft alles, was die Religion, die Staatsverfassung und das Sittengesetz beleidigt, zu vermeiden.

Bei einem Rückfalle in die frühere verderbliche Richtung würden die scharfen Maßregeln wieder, und dann für immer, in Anwendung gebracht werden.

Für die Folgen dieses Erlasses auf Mundt und für die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich ihm in seiner akademischen Laufbahn entgegenstellten, sei auf die Ausführungen bei Geiger, S. 215 bis 220, verwiesen.

XIV. Zu Mundts Psychologie und Lebensauffassung.

Über die Art seines poetischen Schaffens hat uns Mundt selber Aufschluß gegeben. In den «Modernen Lebenswirren» schreibt er nämlich (S. 144):

Ja, ich verspreche Dir, ich will anders dichten! Früher dichtete ich immer von innen nach außen. Dies ist aber eigentlich ein ganz philosophisches Schaffen, das die Kunst zu etwas Anderem macht, als sie ist und sein soll. Jetzt will ich einmal von außen nach innen dichten, und ich hoffe weiterzukommen. Sonst fing ich damit an, erst die Seele zu konstruiren, und nachdem ich ihr die Gedankenflügel angesetzt hatte, ließ ich sie ausflattern, sich einen Leib zu suchen, der ihr am besten gefallen möchte. Sie flatterte fort, aber kam oft nicht wieder, sondern verlor sich im unendlichen Reich des Geistigen, da sie sich einmal schon ihrer als Seele zu tief bewußt worden war. Oder sie gerieth, aus psychenhafter Verschämtheit nicht scharf genug wählend, in Mesalliance mit irgend einem Leib, mit dem sie sich nur ein unglückliches Dasein fristen konnte.

Diese Angaben werden durch seine Werke vollauf bestätigt, und diejenigen, welche nach den «Modernen Lebenswirren» erschienen sind, zeigen, daß er sein Versprechen gegenüber seiner Esperance nicht hat halten können. Ihm fehlt eben das wichtigste Merkmal eines Dichters, eine anschauliche Phantasie.

Nur selten wird er das Glück gehabt haben, daß sich ihm das ganze Grundmotiv eines Werkes mit einem Schlage darstellte; die Konzeption wird sich vielmehr bei ihm meistens so gestaltet haben, daß er von einer Idee ausging oder, wie er sagt, sich erst die Seele konstruierte. Daraus erklärt sich das Tendenzartige aller seiner Schriften, was er übrigens mit den meisten seiner Zeitgenossen gemein hat. Erst in zweiter Linie stellt sich bei ihm das Grundmotiv ein, das er nicht durch glücklichen Zufall entdeckt, sondern mühsam erfinden muß. Darum ist er sich auch nicht von Anfang an über sämtliche Hauptpunkte der Handlung klar. So konnte es kommen, daß man z. B. von der «Madonna» meinte,

das Buch sei gar nicht fertig geworden, Mundt habe sich mit einem Notschluß, der nur ein *Surrogat des ursprünglich geplanten Schlusses* sei[1], begnügt. Den Eindruck eines Notschlusses lassen mehrere seiner Arbeiten zurück. Bemerkenswert ist auch, daß er seine «Lebenswirren» ein Buch ohne Resultate nennt.[2] Am besten gelingen ihm daher auch Schriften, in denen er sich nicht zu bemühen braucht, ein Grundmotiv durchzuführen. (Reiseschilderungen und Biographien.)

Die Motive seiner Novellen sind zum weitaus größten Teile Ergebnisse seiner Lektüre oder aber Produkte des klügelnden Verstandes. Das gibt er selber zu, wenn er in den «Lebenswirren» (S. 146) sagt:

> In unmittelbares Leben will ich mich tauchen, an frischen, fremden Gestalten gesund werden, und alle greisenhaft wissenschaftlichen Anflüge von dem weißen jungfräulichen Körper der Poesie abwehren.

Aber dazu, das Leben scharf zu beobachten und das Angeschaute künstlerisch darzustellen, war er nun einmal nicht fähig.

Ebensowenig gelingt ihm meistens eine geschickte Verknüpfung der einzelnen Motive, so daß wir auch keine hohe Entwicklung der kombinatorischen Tätigkeit der Phantasie bei ihm annehmen dürfen wenngleich diese Seite besser entwickelt ist als die anschauliche.

Zur Verdeutlichung des Gesagten möge seine Novelle «Der Basilisk oder Gesichterstudien» dienen. Die erste Anregung dazu war sicher die durch Beschäftigung mit Lavater erweckte, ganz abstrakte Idee, die Haltlosigkeit der Physiognomik als Wissenschaft darzustellen. Als Grundmotiv ergab sich für ihn zunächst kaum mehr, als daß ein Graf auf Grund von Gesichterstudien für seine Tochter einen Gatten wählt, sich aber überzeugen muß, daß seine vermeintliche Wissenschaft ihn getäuscht hat. Die Belesenheit muß Mundt die Gestalten und Motive liefern, die er zur Darstellung nötig hat. Der Graf, der seine Frau dem Fürsten verkuppeln will, der Streber, der seinen Vorgesetzten zu verdrängen sucht, der Vater, der ängstlich über der Ehre seiner Tochter wacht, der des Landes verwiesene Minister, die gefühlvolle Mätresse, der Wüterich, der aus Übermut in Gegenwart seiner Geliebten einem ahnungslosen Bauer irgendeinen Gegenstand vom Kopfe schießt, der Gefangene,

---

[1] Proelß, Das Junge Deutschland, S. 526 (Stuttgart 1892).

[2] Vorwort, S. 2.

der die Gitterstäbe vor dem Fenster seiner Zelle durchfeilt mit Werkzeugen, die ihm von außen zugeworfen worden sind, eine abenteuerliche Liebe zwischen Kindern: das alles waren Personen und Motive, wie sie ihm des öfteren in seiner Lektüre begegnet sein dürften. Er übernimmt sie genau so, wie er sie vorfindet; das wichtigste Merkmal, Lebenswahrheit, fehlt ihnen daher. Denselben Mangel weisen aber auch seine eigenen Erfindungen auf. So läßt er den landesverwiesenen Minister Tierbudenbesitzer werden, damit er in dieser Verkleidung weiteres Unglück von seiner gefährdeten Tochter abwenden könne. Sehr geringe Wahrscheinlichkeit hat ferner der Kampf des etwa vierzehnjährigen Enkels des Ministers mit einem wütigen Haushahn und die darauf folgende Gerichtsszene, in der der Vater vorgibt, seinen Sohn, der ihn erst vor kurzem verlassen hat, nicht zu erkennen; dasselbe gilt von dem Mädchen, das ihren Lieblingslöwen an einem dünnen Faden spazieren zu führen pflegt und sich schließlich mit dem Tier aus Verzweiflung in einen Abgrund stürzt. Ebenso unbegreiflich ist die Selbstblendung des Alten, als er sich dem «Basiliskengesicht» des Schwiegersohnes gegenübersieht. Kinder reden bei Mundt stets wie Greise, und dem Zufall räumt er eine weit über das Glaubhafte hinausgehende Rolle ein. — Derartige psychologische Ungeheuerlichkeiten und Verstöße gegen die Lebenswahrheit finden sich in allen seinen Dichtungen, nicht bloß in denen der früheren Jahre. Man denke nur etwa an die «Komödie der Neigungen» (1838)!

Günstiger als die Phantasie ist die Verstandestätigkeit bei ihm ausgebildet. Sein Leben lang hat seinem Denken aber die Prägung angehaftet, die es in den Jugendjahren durch die Hegelsche Philosophie erfuhr. Seine ausgesprochene Neigung zum Reflektieren und Theoretisieren, sein Bestreben, alles verstandesmäßig zu konstruieren oder erklären zu wollen, seine Sucht, alles auf eine schlagende Formulierung zu bringen, sind Erbstücke des Hegelschen Unterrichts. Was er an Charlotte Stieglitz lobt, nämlich daß sie stets bemüht sei, zum Allgemeinen durchzudringen, möchte er gerne auch an sich selber gerühmt wissen. So sehr er auch andere davor warnt, in Doktrinarismus zu verfallen, so steckt er doch ganz und gar darin. Dabei läuft er beständig Gefahr, sich über die Begriffe, mit denen er arbeitet, nicht genau Rechenschaft zu geben, und allzu leicht verfällt er daher in begriffliche Spielerei.

In alles trägt er seine Reflexionen hinein. Als er von der Hochzeitsreise Stieglitzens spricht[1], da redet er vom Lebensdualismus als Position und Negation etc. Das *Ewig-Weibliche* führt er in demselben Buche (S. 54) auf *besondere und tiefliegende Ideen der Schöpfung* zurück;

> das Weibliche ist die in die Gestalt getretene Fülle der Liebe, die in der ganzen Welt sucht, an wen sie sich beglückend schmiege. . . .

Man denke ferner an die merkwürdigen Versuche in der «Madonna», sich die Menschwerdung Christi oder die Notwendigkeit seiner jungfräulichen Geburt zu erklären!

Mit der philosophischen Überfütterung mag auch sein zuweilen recht unangenehm wirkendes Streben, geistreich und witzig zu scheinen, zusammenhängen. Seine Witze machen meist den Eindruck des mühsam Ausgeklügelten. Wie sehr er sich auch bestrebte, es seinen Idealen Jean Paul, Heine und Börne gleichzutun, so bringt er es doch selten über die faden Wortwitze nach der Art eines Saphir hinaus. — Im allgemeinen kann aber gesagt werden, daß in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ein Umschwung zum Bessern in dieser Hinsicht festzustellen ist.

Auch sein Gefühlsleben ist einer Betätigung als Dichter nicht sonderlich günstig, da ihm das Naturgefühl, das doch vor allem den Dichter ausmacht, geradezu in auffallendem Maße fehlt. Zum Teil mag das in seiner Erziehung begründet sein; der Sohn der armen Witwe wird in der Jugend selten über die Mauern Berlins hinausgekommen sein, so daß ihm wenig Gelegenheit geboten wurde, den Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken und zu pflegen. Wichtiger aber war, daß seine ganze Zeit begeisterten Gefühlsäußerungen abhold war; es zeigte sich darin die natürliche Rückwirkung gegen die allzu gefühlsselige Romantik. In der «Madonna» schreibt er (S. 14):

> Schöne Gegenden werde ich nie beschreiben, und ich glaube, mir fehlt fast der Sinn dafür, wenigstens die Begeisterung . . . Das harmlose unschuldige Gemüth ist fort, das mit Landschaften und Gegenden sich freute, und ich suche es vergeblich in mir, und finde nichts, als daß ich kein Jean-Paulischer Jüngling mehr bin.

So kommt es, daß er Thüringen, die sächsische Schweiz, Böhmen und die Alpen durchreist, ohne daß er in den Beschrei-

---

[1] Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal, S. 23 (Berlin, ohne Jahreszahl).

bungen seiner Wanderungen irgendeine nennenswerte Schilderung der Naturschönheiten jener Gegenden versuchte.

Auch die Sympathiegefühle spielen keine besondere Rolle in seinen Werken. Es nimmt das um so mehr wunder, als er selber das größte Bedürfnis hatte, sich anderen anzuschließen. Aber weder seine herzliche Freundschaft zu Kühne, noch seine tiefe Liebe zu Charlotte Stieglitz haben bemerkenswerte Spuren in seinen Dichtungen hinterlassen. Nie hat er es versucht, das heimliche Entstehen und allmähliche Wachsen der Liebe zu malen oder einen Konflikt künstlerisch zu verwerten, wie ihn sein eigenes Verhältnis zum Freunde und zu dessen Frau darstellte. Es hängt das auch wohl mit der bereits erwähnten Unfähigkeit Mundts zusammen, Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten.

Als ein echtes Kind seiner Zeit erweist er sich aber darin, daß in allen seinen Werken den Gemeinschaftsgefühlen der größte Spielraum gelassen ist. Diese, die durch die Reaktion der letzten fünfzehn Jahre künstlich eingedämmt worden waren, wurden durch die Juli-Revolution wieder mächtig rege. Was Mundt neben Wienbarg vor den anderen Jungdeutschen auszeichnet, das ist das gleichmäßige Hervortreten der beiden Richtungen des Gemeinschaftsgefühls, des sozialen und des nationalen. Schon im «Duett», dann ferner im «Bibeldieb», in dem Aufsatz «Deutsche Höflichkeit»[1], in der «Kunst der deutschen Prosa» und gelegentlich auch in anderen Werken hatte er gegen die veralteten Formen der Geselligkeit, den Zwang und die Geistlosigkeit der Unterhaltung geeifert, gegen all *die Miseren, welche dem verkünstelten und in affenhafter Unnatur verschrobenen Salonsleben angehören.* In seinem «Denkmal» ruft er sein Wehe aus über die Jämmerlichkeit der Welt mit den unnatürlichen Zuständen unserer Ehen, unserer Liebe und Freundschaft. Auch zur Frauenfrage nimmt er früh Stellung, aber ohne dabei in die Übertreibungen der St.-Simonisten zu verfallen. Er will nur die Frau nicht als Sklavin des Mannes aufgefaßt wissen, die für sein Streben und Schaffen kein Verständnis zeigt oder zeigen darf, nicht als bloßes

> Mittel und mechanische Vorrichtung für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung.

Er behauptet sogar, daß die meisten Menschen, die vor der

[1] «Charaktere und Situationen», Bd. 1, S. 329—337.

Welt den Ruf ehrenhafter Tugend haben, mit ihren Weibern in unsittlicher Ehe leben, weil sie sie als Mägde und Unberechtigte halten.[1] Mann und Frau sollen die Ehe ausmachen. — Als Ideal der politischen Verfassung gilt ihm die Republik, als zeitgemäße Durchgangsstufe zu dieser besten Staatsform, die aber noch in weiter Ferne läge und nicht gewaltsam herbeigeführt werden dürfe, sei die konstitutionelle Monarchie anzusehen. Über eine Lösung der sozialen Probleme, wie sie heute die Gemüter bewegt, über die Ausgleichung von arm und reich, finden sich bei ihm so wenig Betrachtungen, wie bei den übrigen Jungdeutschen. Dagegen treten in seinen Schriften Erörterungen in den Vordergrund, die bei den andern meist fehlen, nämlich über die nationale Frage.

Innige Liebe verbindet ihn mit seiner engsten Heimat, Berlin, wie vor allem seine herzlichen Äußerungen darüber an Kühne zeigen. Auch er ist wie die übrigen Jungdeutschen viel gereist und hat sich den Blick für die Vorzüge der übrigen Städte und Länder nicht trüben lassen; immer aber ist er wieder in sein geliebtes Berlin zurückgekehrt. Auch als er später für einige Zeit Professor in Breslau war, hat er den größten Teil auf Urlaub in seiner Heimat verbracht. — Aufrichtig ist er ferner in seiner Begeisterung für Preußen, die ihn schon 1832 veranlaßte, sein Vaterland als die Macht hinzustellen, der die Führung in Deutschland zukomme. Die beste Lösung der deutschen Frage sieht er darin, daß man sich vorläufig mit einer ideellen Einheit Deutschlands begnüge. Kunst und Wissenschaft müßten unter den Deutschen ein so starkes Band bilden, daß sie sich trotz der politischen Zerstückelung als Einheit gegenüber den andern Nationen fühlten. Im Zusammenhange damit stehen auch sein Eifern für deutsche Sprache und deutsche Sitte und sein Auftreten gegen das Muckertum, das zu nichts anderem führen kann, als daß

> unsere herrliche deutsche Sprache bald alles Eisen verlieren, allen Metallklang einbüßen und um ihre bezeichnendsten Kernausdrücke ärmer werden wird

und

> daß unser ganzes Dasein wie eine reinlich aufgetragene Stickerei aussieht, die aus den keuschen Händen einer alten ehrbaren Jungfer hervorgegangen![2]

---

[1] «Zodiacus», 1836, S. 5.

[2] S. «Charaktere und Situationen», Bd. 1, S. 167.

Gerade dieser frische nationale Zug, den wir bei ihm antreffen, ist eine seiner ansprechendsten Eigenschaften und gereicht ihm in seiner wenig nationalgesinnten Umgebung und Zeit zum besonderen Vorzug. Man ist also im Irrtum, wenn man das gesamte Junge Deutschland als französierend und undeutsch bezeichnet; Mundt und Wienbarg wenigstens trifft dieser Vorwurf zu Unrecht.

Ebenso verhält es sich für Mundt mit der Anschuldigung der antichristlichen Tendenz oder gar der Irreligiösität. Die Gedrücktheit seiner Jugend war vielmehr der Ausbildung der religiösen Gefühle besonders günstig, was durch einige seiner frühesten Gedichte bestätigt wird. Seine ersten theologischen Arbeiten zeigen, daß er durchaus auf dem Boden des christlichen Dogmas steht. Als getreuer Schüler Hegels trat er sogar zu sehr für verstandesmäßige Begründung des Glaubens ein. Darum ist ihm auch der Katholizismus von Grund der Seele verhaßt, und überall betont er seinen protestantischen Standpunkt. Niemals hat er sich zu solchen Torheiten wie Gutzkow hinreißen lassen, der in der Zeit, wo er die «Wally» schrieb, sich offen zum Atheismus bekannte. Es ist darum nicht richtig, wenn Brandes in seinem Buche «Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts», Bd. 6, S. 263 (Leipzig 1891), sagt: *Sie standen alle dem Christentum fern und träumten von einer neuen pantheistischen Religion für die neue Zeit*. Mundt verlangte nicht Abschaffung des Christentums, sondern dessen Fortbildung im protestantischen Geist.

In engem Zusammenhang mit seinen religiösen Anschauungen stehen auch seine ethischen. Auch hier fordert er eine Reformierung, wie sie durch mannigfache Strömungen der Zeit bedingt sei. Er wendet sich ebenso gegen die Weltflucht der Pietisten wie gegen die Ausfälle der Materialisten. Niemals hat er Zügellosigkeit der Sinne gepredigt, aber nie hat er auch einer asketischen Abtötung der Sinne das Wort geredet. Beide Seiten sollten im Menschen gleichmäßig ausgebildet werden; das war es, was er unter *Wiedereinsetzung des Bildes* oder *Rehabilitation des Fleisches im Reiche des Geistes* verstand. Es sind das alles Grundsätze, an denen sich heute kein verständiger Mensch mehr stoßen wird. — Die Gebote des Herzens achtet er höher als die Formen der Kirche. Darum dankt seine «Madonna» im Gebete Gott, als sie sich dem

geliebten Manne hingegeben hat, nachdem sie dem verhaßten Lüstling entflohen war. Dieser *lästerliche Mißbrauch des Gebetes* aber wurde ihm von seinen Zensoren ganz besonders verübelt. Gerade in der vielgeschmähten «Madonna» preist er Recht, Treue und Sitte als die *drei heiligen Priester der Menschheit.* Die Sitte rühmt er dort als die *Poesie der menschlichen Gesellschaft*, als *Adel der Form*, als *Verklärung der Gewohnheit*, als *Juwelenfassung des Umgangs und die Ehrwürdigkeit der Überlieferung.* Seine Neigung zu *pikanten* Ausführungen, die sich hier und da finden, ist viel mehr seiner künstlerischen Unbeholfenheit zuzuschreiben, die sich dieses plumpen Mittels bediente, um interessant zu werden, als einer Laxheit seiner sittlichen Anschauungen.

Kaum in irgendeiner anderen Periode ist so eifrig die enge Beziehung zwischen Kunst und Leben betont worden als zur Zeit des Jungen Deutschlands, und es ist dies auch eins von Mundts Lieblingsthemen. Die Kunst solle ein Spiegel des Lebens sein; darum sei die erste Forderung, die an sie gestellt werden müsse, die des zeitgemäßen Gehalts. Das müsse sich im Inhalt wie in der Form kundgeben. Moderne Idyllen erwecken ihm daher ein frostiges Unbehagen[1], und Epen, im Anfang der dreißiger Jahre gedichtet, erschienen ihm als Buhlerei mit einer toten Form. Aus derselben Anschauung erklärt sich seine Abneigung gegen die Goethesche Kunstperiode. In der Lehre Hegels hat er für seine Theorie ja auch die erwünschte Begründung: eine ganze Zeit könne sich eben nicht irren.

Von der Kunst verspricht er sich dagegen den weitgehendsten Einfluß auf das Leben, und seine größte Bewunderung hat der Dichter, bei dem Leben und Kunst in Einklang stehen.[2] Aber mit Entschiedenheit verwahrt er sich dagegen, daß die Kunst zu einer Dienerin der Moral herabgewürdigt werde, und ganz unbegreiflich findet er es, daß ein Mann wie Balzac, den er im übrigen recht hoch schätzt, sich zu derartigen Anschauungen bekennen könne.[3]

Manche Eigenarten und Widersprüche, die sich in Mundt finden, erklären sich aus zwei besonders hervortretenden Richtungen seines Selbstgefühls: seiner Eitelkeit und seiner Neigung zum Vermitteln zwischen Gegensätzen. Er war nach keiner Seite

---

[1] «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», 1833, Bd. 2, S. 870.

[2] Ebenda, S. 123.

[3] Bl. f. lit. Unterhaltg., 1830, Nr. 358.

hin besonders begabt, aber die kleinen literarischen Erfolge, die er vorzugsweise allzu günstigen Kritiken einiger lobbereiter Freunde verdankte, ließen ihn an ein Maß seines Talentes glauben, wie er es in Wirklichkeit nicht hatte. Bestärkt wurde er in seinem Dünkel durch die mancherlei Aufmerksamkeiten, die er von hochgestellten Personen erfuhr, und durch die glänzenden Aussichten, die ihm für seinen bürgerlichen Beruf eröffnet wurden. So kommt es, daß er gelegentlich den Mund etwas voll nimmt; in dem Briefe vom 16. Januar 1835 an Varnhagen betont er, daß es gut sei, wenn jeder seine Meinung in Extremen ausspreche. Bezeichnend für ihn ist das Urteil, das von Beyme in einem Briefe vom 14. Januar 1836 an Preuß über ihn fällte[1]:

> Ihrem Lobe des Aufsatzes des Herrn Gans stimme ich vollkommen, dem Tadel uber unseren Mundt nur im geringen Maße bey. Letzterem widerfährt nur Widervergeltung. Durch seine lächerliche Eitelkeit auf sein immer nur untergeordnetes Talent, hat er selbst sein Verdienst geschmälert.

Mundt war der geborene Vermittler. Das gesteht er selber; in den «Lebenswirren» schreibt er nämlich (S. 209):

> Dieser süße Frieden der Vermittelung, diese schöne Klugheit der Reflexion, ist es gerade, die meiner Natur entspricht, die meinen Charakter angemessen befriedigen kann. Schon als Student wurde es an mir bemerkt, daß ich Anlagen zu einer spintisirenden Dialektik hätte,

und auch seine «Esperance» nennt ihn eine *ehrliche, doch im Grunde der Seele immer zur Vermittelung geneigte Natur* (S. 259). Man sehe nur die Mitarbeiterliste seines «Zodiacus» an, für den er Heine und Gutzkow zu gewinnen sucht, aber auch Rückert, den Katholiken und Strenglegitimen Österreicher Hock, sowie den Fürsten Pückler nicht gerne entbehren wollte. Er schwärmt für Börne und ist gleichzeitig ein Freund von dessen schlimmsten Gegner, W. Alexis. Aufrichtige Freundschaft für Heinrich Stieglitz weiß er mit glühender Liebe für dessen Frau zu verbinden. Mit Wärme tritt er in der «Kunst der deutschen Prosa» für die deutsche Sprache als Sprache der Gesellschaft ein, rühmt aber gleich danach den französierenden Stil in den Werken des Fürsten Pückler und der Rahel. Er verehrt Männer wie Rotteck und Welker und ist gerngesehener Gast bei preußischen Staatsministern und anderen konservativen hohen Beamten. Zur Zeit seiner Mitarbeiterschaft an der «Preußischen Staatszeitung» schreibt er getrost Artikel, aus

[1] Original im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg.

denen ein frischer Liberalismus spricht. Alles will er miteinander versöhnen und in Einklang bringen: Leben und Dichtung, Christentum und St.-Simonismus, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Philosophie mit Leben und Poesie, Malerei und Musik mit Dichtkunst, Konservatismus mit Liberalismus und Juste-Milieu-System. Jeder Erscheinung sucht er das Beste abzugewinnen: Am Liberalen gefällt ihm der Vervollkommnungs-, am Legitimen der Erhaltungs- und am Juste-Milieu-System der Vermittlungstrieb.[1] Weil er es mit der Sache des jungen Deutschlands hält, es aber andererseits mit der Regierung nicht verderben will, läßt er sich zur Abfassung mancher Briefe herbei, die wir nicht billigen können. Wie angenehm uns auch die vielen männlichen und kampfesfreudigen Töne, die sich in seinen bald nach dem Mißgeschick vom April des Jahres 1835 an Varnhagen, Kühne und andere gerichteten Schreiben finden, so wenig können wir uns mit den Briefen an die vorgesetzte Behörde einverstanden erklären, wie er sie nach der Achtserklärung verfaßte.

Alles in allem war Mundt doch eine liebenswürdige Erscheinung. Das beweisen die vielen Freunde, die er stets hatte; dafür sprechen ferner manche Urteile von Zeitgenossen über ihn. Auch Beyme nahm ihm seine Eitelkeit nicht so sehr übel; denn am 28. Mai 1836 schreibt er an Preuß[2]:

> Wie sehr interessant sind Eckermanns Gespräche mit Goethe?! Ich mögte das Buch mit Mundt zusammen gelesen haben.

Schmidt-Weißenfels rühmt Mundt[3] als einen derjenigen, zu denen er ging,

> wenn das Gemüt sich einem teilnehmenden Herzen gegenüber austönen wollte . . . Er hatte stets Rat, stets Trost; er kam immer zuerst mit seiner Gefälligkeit entgegen und wußte sie in seltener Weise liebenswürdig, ohne jegliche Prätension zu geben. Immer in schöner Harmonie mit all seinem Denken und Empfinden, eine ebenmäßige, kunstvoll abgeglättete Natur, teilte sich diese Ruhe auch dem Anderen im Verkehr mit ihm mit, setzte gewissermaßen auch die eigene erregtere Natur sich durch ihn wieder in Gleichgewicht.

Dieses Urteil wird auch durch Hebbel, freilich ebenfalls aus Mundts späteren Jahren stammend, bestätigt. Er schreibt[4]:

---

[1] «Moderne Lebenswirren», S. 238.

[2] Original ebenfalls im Hausarchiv zu Charlottenburg.

[3] «Berliner Salonblatt», 1861, Nr. 10 (vom 8. Dezember).

[4] Werke, herausgegeben von R. M. Werner, Bd. 10, S. 192.

Auch Theodor Mundt hat sich jetzt mit seiner reich begabten Frau, seine Breslauer Professur mit einer Bibliothekarstelle vertauschend, bleibend in Berlin angesiedelt und übt sein gar nicht genug zu schätzendes Vermittelungstalent in angestrengtester Tätigkeit nach allen Seiten. Sehr liebenswürdig steht seiner harmonisch abgeschlossenen Persönlichkeit die schöne Hingebung, deren er fähig ist, wie mich denn die mir von ihm auf alle mögliche Weise dargelegte herzliche Freude über den Erfolg der »Judith«, in dem er, wohl zu enthusiastisch, eine förmliche Rehabilitierung des Theaterpublikums erblickt, fast noch mehr erquickte, wie dieser Erfolg selbst.

Gelitten haben alle Jungdeutschen unter den harten Ausnahmebestimmungen, am meisten aber sicher Theodor Mundt. Freilich, ein großer Dichter wäre er nie geworden, und wenn er auch unter den günstigsten Zensurbedingungen hätte schreiben können. Ihm wurde durch jene Verfügungen aber nicht nur, wie den andern auch, die freie schriftstellerische Tätigkeit unterbunden, ihm wurde dadurch auch für längere Zeit die Aussicht auf einen bürgerlichen Beruf, wie er seinen Neigungen und Anlagen entsprach, genommen; am schwersten aber wurde er dadurch geschädigt, daß seine freie innere Entwicklung auf gewaltsame Weise gehemmt wurde. Zu glauben, daß sein Unglück *eine ausgezeichnete Reklame*[1] für seine Werke gewesen wäre und ihn somit reichlich entschädigt hätte, entspricht nicht den Tatsachen. — Manchmal hat man ihm die Ehre angetan, ihn *den Kritiker des Jungen Deutschlands* zu nennen. Sicher hat er auf diesem Gebiete sein Bestes geliefert, wenn er auch weder immer glücklich noch originell war. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre tritt die kritische Tätigkeit fast ganz zurück; später hat er darin allerdings wieder recht Erfreuliches geleistet; besonders verdienen seine literarhistorischen Arbeiten auch heute noch Beachtung.

Was ihm aber einen bleibenden Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sichern wird, das ist außer seinen zahlreichen literarischen Beziehungen, die er hatte, in erster Linie der Anteil an seinem Geschick, das ihn zum Märtyrer machte im Kampfe um hohe und wertvolle Güter; denn als solchen dürfen wir das Streben des Jungen Deutschlands trotz mannigfacher Verirrungen doch ansehen.

---

[1] Vogt und Koch, Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 401.

Anhang.

Materialien zur Geschichte des Jungen Deutschlands.

Bei meinen Nachforschungen über Theodor Mundt fielen mir in den Archiven zu Charlottenburg, Berlin und Wien eine Reihe bisher unbekannter Schriftstücke in die Hände, die für die Geschichte des Jungen Deutschlands von entscheidender Bedeutung geworden sind, und die darum im folgenden mitgeteilt sein mögen.

Geiger behauptet in seinem Buche «Das junge Deutschland und die preußische Censur» (S. 140), daß die Verfolgungen gegen Heine und Genossen in erster Linie von Preußen ausgegangen seien, und daß es hauptsächlich preußische Lorbeeren waren, die Österreich nicht ruhen ließen. Er hält diese Meinung auch noch in seinem jüngeren Aufsatze «Das junge Deutschland und Österreich» (Deutsche Rundschau, 32. Jahrgang, Bd. 107, S. 391—404, Berlin 1906) fest. Geigers Ansicht entspricht nicht den Tatsachen; vielmehr hat Houben recht, wenn er Österreich, d. h. Metternich, die Hauptschuld in der Angelegenheit beimißt.[1] Der Briefwechsel zwischen Metternich und dem Fürsten Wittgenstein, dem Minister des Königlichen Hauses unter Friedrich Wilhelm III., zeigt nämlich, daß Österreich nicht nur die Triebfeder zu dem bekannten Bundesbeschluß vom 10. Dezember 1835, sondern auch zu den preußischen Verfügungen vom 14. November 1835 und 6. April 1836 war.

Anfang November 1835 erhielt Wittgenstein von seinem gefürchteten Freunde folgenden Brief:

Wien den 31. Okt. 1835.

Euer Durchlaucht

werden die Wichtigkeit des Gegenstandes ohne Mühe erkennen, welche ich in dem gegenwärtigen Schreiben vor Augen habe.

[1] Vgl. Houben: «Das Verbot des Jungen Deutschlands» (Vossische Zeitung, 1906, Nr. 592).

Ich zweifle nicht daß Ihnen die neue Richtung, welche eine Abtheilung unserer deutschen Revolutionnaire dem großen Werke, zu geben sich bestrebt, bereits zur Kenntniß gekommen ist. Die Sache von der ich rede ist in der Anlage näher bezeichnet und um sie zu würdigen, lassen E. D. sich das neueste Produkt Gutzkow's — Walli die Zweiflerin: zu Mannheim gedruckt, — die Artikel Menzels gegen diesen Roman — im Stuttgarder Litteratur Blatt) — und die Erklärung des Gutzkow und Wienbarg am Schlusse der Allg. Zeitung v. 26. Oct. (N. 299) vorlegen.

Das ganze ist eine Mine welche die Antisociale Verschwörung springen läßt. Mir scheint daß es unsere Pflicht ist die Mineurs zu sprengen.

Ich habe ein Netz ausgespannt um die möglichste Kenntniß der Sache selbst zu erlangen: ich bitte Sie hier mein Gehilfe zu sein. Sie haben hierzu alle Mittel denn die Bagage ist meist im Norden oder aus selbem. Die Erklärung in der Allg. Zeitung ist in zweifacher Beziehung seltsam: in der des freyen Geständnisses der (mit Fug oder Unrecht) aufgeführten Theilnehmer und in der, einer gewissen Sicherheit des Gelingens welches auf der elenden Grundlage des Schriftstellerischen Schwindels beruht. Ob Varnhagen und Gans geschmeichelt sein werden mit den andern Namen vermengt zu sein, dieß wird die Erfahrung lehren; soviel ist in jedem Falle gerecht wenn man darum frägt.

Die Revolution — dieß ist nun bewiesen — fühlt sich gedrängt, denn sonst — (sie müßte nun verrückt geworden sein) — würde sie sich nicht in dem Maße bloßstellen wie sie dieß durch materielle und intellektuelle Höllen Maschinen thut! Solche Maschinen haben mit anderen Feuerwerken gemein, daß sie hell aufblitzen und sodann in tiefe Nacht versinken. Den Tag hat noch keine wieder herbeyzuführen noch zu ersetzen vermocht und dächten die Narren und die Schurken mehr als sie dieß thun, so müßte ihnen das Unternehmen verleiden.

Gegen die Sache wird fest aufgetretten werden müssen; denn so Gotteslästerisch und, unsinnig die Unternehmen auch immer sein mögen so gefährlich sind sie dennoch — weil sie zur Verführung der Jugend und sinnloser reifer Menschen gereichen. Über das quomodo denke ich nach und bin ich erst mit mir selbst im Reinen so werde ich Ihnen meine Ansichten unterlegen. Ich zweifle nicht daß Ihr religiöser und moralischer König meine Indignation theilen wird. Es gillt hier die Vertheidigung des Christenthum's, der Moral und der Zucht. So weit kann die menschliche Gesellschaft noch nicht gesunken sein, den Frevel ungeahndet zu ertragen und die Pflicht der Regierungen ist es hier [,] ihr Amt [,] zu handeln. . . .[1]

Die eingangs erwähnte Anlage war eigentlich für den österreichischen Gesandten in Frankfurt, den Grafen Münch, bestimmt und ist bei Proelß abgedruckt. Die letzten Abschnitte dieses Schriftstückes, welche die beabsichtigten Maßnahmen gegen die gefähr-

[1] Die Briefe Metternichs an Wittgenstein befinden sich im Königl. Hausarchiv zu Charlottenburg, die Antworten Wittgensteins im Kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.

liche Literatur enthalten, wurden in der Abschrift, die nach Berlin wanderte, jedoch ausgelassen.

Metternich kannte die Macht, die Wittgenstein am Berliner Hofe hatte, nur zu genau, und welche Wirkungen die Briefe des Allmächtigen in Wien darum auf Preußen ausübten, ergibt sich aus einem Schreiben Wittgensteins an den preußischen Gesandten in Wien, den Grafen Maltzahn, vom 29. Januar 1836, das auch gleichzeitig einige Schlüsse auf die geistige Bedeutung des Briefschreibers ermöglicht. Darin heißt es:

> Die Briefe welche ich von dem Herrn Fürsten von Metternich erhalte, sind allerdings jederzeit sehr geistreich und vom höchsten Interesse: ich lege sie jedesmal Sr: Majestät vor und ihr Inhalt wird allezeit mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Ich brauche kaum zu bemerken, daß der König jederzeit mit den Ansichten des verehrten Fürsten einverstanden ist. . . . Wie müssen dem Fürsten meine kalte und kahle leere Antworten auf seine geistreiche Briefe vorkommen? Solche Briefe kann ich gar nicht schreiben und selbst wenn ich auch einen ganzen Tag auf die Beantwortung eines solchen Briefs verwenden wollte: ich bescheide mich übrigens wohl, daß diese Briefe nicht für mich geschrieben sind und ich betrachte mich nur als den Briefträger.

Bereits am 6. November 1835 konnte Wittgenstein an den Grafen Maltzahn berichten:

> Wegen der sogenannten jungen deutschen Literatur geschieht hier alles, was man in Wien nur erwarten kann,

und am 16. November schrieb er an Metternich:

> Die Sache mit dem famösen Gutzkow und Consorten, so wie ihre Tendenzen werden hier ernstlich genommen; ich behalte mir vor Ew. Durchlaucht hierüber in kurzem nähere Mittheilungen zu machen: ich beschränke mich heuthe darauf, Hochdenenselben anzuzeigen, daß Se Majestät mit Ihren Ansichten in dieser Beziehung vollkommen einverstanden sind.

Danach ist als sicher anzunehmen, daß die preußische Verfügung vom 14. November 1835 gegen das Junge Deutschland auf persönliche Anregung Wittgensteins vom Ober-Zensur-Kollegium, an dessen Spitze Tzschoppe stand, in Vorschlag gebracht worden ist. Darin wurde bestimmt:

1. Alle Verlagsartikel der Löwenthalschen Buchhandlung in Mannheim, in der die letzten Schriften Gutzkows, Wienbargs und Laubes erschienen waren und auch die «Deutsche Revue» erscheinen sollte, wurden verboten, falls nicht vom preußischen

Ministerium des Innern ausdrücklich die Debitserlaubnis erteilt worden war.

2. Alle Druckschriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, insofern sie nicht in Preußen und mit preußischer Zensur erschienen waren, wurden für verboten erklärt. Die Zensoren wurden angewiesen, *daß sie keiner Ankündigung oder Kritik oder sonstigen Erwähnung der vorerwähnten Druckschriften und keiner neuen Schrift jener Schriftsteller das Imprimatur ertheilen.*

Houben hat bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß man zu Unrecht dem Minister v. Rochow die Hauptschuld an dem Zustandekommen dieser Verfügung beimißt. Rochow war vielmehr gerade damals auf längere Zeit wegen Krankheit beurlaubt und wurde durch den Minister v. Mühler vertreten. Dieser fügte eigenhändig in das von Tzschoppe herrührende Manuskript der Verfügung den verhängnisvollen Zusatz ein, nach welchem auch keiner in Zukunft erscheinenden Schrift der genannten Verfasser die Druckerlaubnis zu erteilen sei.

Auf eine Anfrage des brandenburgischen Oberpräsidiums hin wurde die oben mitgeteilte Verfügung noch dahin verschärft (10. Dezember 1835), daß der betreffenden Schriften und ihrer Verfasser nirgends Erwähnung geschehen und die Aufmerksamkeit so wenig wie möglich auf dieselben geleitet werden sollte. Nur solchen Stellen sei das Imprimatur zu erteilen, in denen die ganze Richtung, doch ohne daß die Namen oder Schriften der Autoren genannt würden, beleuchtet und in ihrer Schädlichkeit dargestellt werde; dabei dürften aber Stellen aus den Werken nicht mitgeteilt werden.

Inzwischen wurde Metternich ungeduldig. Er hatte zwar vom Grafen Maltzahn und vom österreichischen Gesandten in Berlin, v. Trauttmannsdorf, erfahren, daß etwas gegen die neue Literatur unternommen würde, Bestimmtes wußte er aber darüber noch nicht. Am 17. November machte er daher Wittgenstein noch einmal auf die *neue Monstruosität* aufmerksam, *welche sich unter einem litterärischen Gewande über Deutschland verbreitet und deren unverkennbarer Zweck ist, die gesammte bürgerliche Gesellschaft in ihren Grundlagen zu zerstören.* Dann heißt es weiter:

Sie wissen lieber Fürst, daß mein Geist in allen seinen Richtungen auf dem erhaltenden Felde steht, und es geht mir in dieser Folge wie allen Menschen welche eine Richtung lebendig zu verfolgen wissen; ich wittere

das Gefardrohende gewöhnlich früher als Andere deren Geschäft es ebenso als das Meinige wäre, die Wahrheit und das von derselben Unzertrennliche Recht aufrecht zu erhalten. Auch ist es bereits seit länger her, daß ich das Bubenwerk des Tages erkannt und demselben nachgespürt habe; heute wo die Ausgeburt sich in Persona zeigt, fangen Viele an sich mit ihr zu beschäftigen. Ich bin bereits wieder um eine Periode weiter: ich sinne über die Mittel nach das Scheußal zu packen und sollte es sich nicht erdrosseln lassen, wenigstens Bahn zu schlagen. Ich erwarte nächstens ein Paar Worte von Ihnen, welche mir als Fingerzeig dienen werden, wie man im höchsten Centrum zu Berlin über die Sache denkt, und ist das Gefühl dort ebenso rege als in mir, so wird sich viel Gutes thun lassen. Meine Ansichten hierüber werde ich Ihnen sodann mittheilen.

Noch bevor dieses Schreiben in Berlin eintraf, übersandte Wittgenstein dem Freunde eine Abschrift der Verfügung vom 14. November und machte ihn gleichzeitig auf die bereits erschienenen oder noch zu veröffentlichenden Erklärungen der preußischen Professoren, die von Gutzow als Mitarbeiter der «Deutschen Revue» aufgeführt worden waren, aufmerksam. *Ew. Durchlaucht werden in dieser Beziehung auch nächstens eine gekünstelte Erklärung von Varnhagen in der Allgemeinen Zeitung lesen:* das war Wittgensteins Antwort auf eine Bemerkung Metternichs in seinem Briefe vom 31. Oktober, nach welcher es gerecht sei, danach zu fragen, *ob Varnhagen und Gans geschmeichelt sein werden, mit den andern Namen vermengt zu sein.* Am 21. November lenkte Wittgenstein die Aufmerksamkeit Metternichs auf die Früchte, die dessen Eifer auch schon außerhalb Preußens getragen habe: die badische Regierung habe der Löwenthalschen Buchhandlung die Konzession entzogen, und der Magistrat von Frankfurt habe mehreren jungen Literaten den Aufenthalt daselbst untersagt. Gleichzeitig übersandte er die Abschrift eines Gesuches Löwenthals vom 4. November 1835 an das Ober-Zensur-Kollegium[1]:

Hochlöbliches, hochzuverehrendes Censurkollegium!

Ich bitte ein hochlöbl. Censurkollegium, mir zu gestatten, einen ohne meine Schuld mir anhaftenden Verdacht von mir abzuwerfen. Durch das in meinem Verlage erschienene Buch: Wally, von Gutzkow, kann es scheinen, als ob meine buchhändlerische und individuelle Tendenz auf ähnlichen Grundsätzen, wie die jenes Buches, beruhte, und daß ich meinen Beruf auf diese Weise mißbrauchte. Allein ich bitte ein hochlöbl. Censurkollegium, meinem Ehrenworte zu trauen, daß ich das Buch von Gutzkow,

[1] Original im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin (R. 101 D. Gen. 57).

welches ich auf des mir bekannten Autors Wunsch in Frankfurt a. M. drucken ließ, im Manuskript nicht kannte, und daß ich es nicht eher laß, als bis es völlig gedruckt und zum Versenden bereit war; daß ich demnach, als es schon zu spät war, die Folgen davon einsah, u. um wenigstens eine größere Verbreitung des Buches zu verhüten, ihm einen unverhältnißmäßig großen Preis, Rthlr. 1. 18 ggr. ansetzte. Das Unglück der großen Popularität der Wally ist allein der bekannten Menzelschen Critik zuzuschreiben. Ich habe unterdeß alles gethan, um die öffentliche Meinung davon abzulenken. Zwar ist die Auflage (es wurden nur 700 gedruckt) größtentheils vergriffen; allein trotz der vielen, von allen Seiten herkommenden Nachbestellungen auf jenes Buch gebe ich einem hochlöbl. Censurkoll. mein heiliges Versprechen, daß ich keine neue Auflage davon machen lasse, obwohl mir eine solche großen Gewinn bringen würde. Meine Grundsätze verbieten mir, solchen Tendenzen Vorschub zu leisten; denn daß ich den Verlag dieses Buches im Anfange übernahm, findet gewiß in dem Umstande seine Rechtfertigung, daß ich einem bekannten Schriftsteller wie Gutzkow, dessen bisheriger Verleger Cotta war, nichts abschlagen zu dürfen glaubte, u. daß ich weit davon entfernt war, eine solche heftige und gereizte Stimmung zu ahnen, wie sie das Buch Wally zeigt.

Gestatte mir ein hochlöbl. Censurkollegium auch im Namen von Gutzkow Versprechungen in Ihre Hand zu legen, deren heilige und gewissenhafte Beobachtung ich verbürgen kann. Gutzkow u. sein Freund Wienbarg, bisher stets sich dem Verdachte der hohen Regierungen aussetzend, haben das Gefährliche ihrer Lage, u. mehr noch ihres Verhältnisses zum Volke u. zur Literatur tief erkannt. Mit Besorgniß sehen sie ein, daß der Weg, den sie in jugendlichem Übermuthe gewandelt, sie mehr und mehr von dem wahren Zwecke der Literatur, der stillen und sicheren Entwickelung der Menschheit, abziehen mußte. Diese ihre Erkenntniß werden sie in allmähligen Übergängen beweisen, u. zum Zwecke einer edlen, schönen Wirksamkeit haben sie ein journalistisches Unternehmen gegründet, das sich im reinsten Geiste halten und nur das wahrhaft und dauernd Gute erstreben wird. Unter dieser Bedingung habe ich den Verlag jenes Unternehmens, der »Deutschen Revue«, unternommen, und die geringste Abweichung der Redaktöre von diesen Grundsätzen, die leiseste Unzufriedenheit besonders der hochpreißlichen königl. preuss. Regierung, enthebt mich meines mit den beiden Herausgebern eingegangenen Contraktes. Um einem hochlöbl. königl. preuß. Censurkollegio die Wahrheit meiner Versicherungen zu beweisen, lege ich die Ankündigung zur Deutschen Revüe, die unter frankfurter Censur gedruckt wird, diesem Briefe gehorsamst bei. Viele, ja die meisten Mitarbeiter sind preussische Unterthanen oder Staatsdiener; sie alle haben die Beobachtung obiger edler Grundsätze zur Bedingung gemacht, in welche Gutzkow u. Wienbarg um so eher eingingen, da sie selbst nichts sehnlicher wünschen, als sich die Gnade und das Wohlwollen der allverehrten preuss. Regierung wieder zu erlangen. Selbst Börne und Heine werden in ihren Zusendungen ihren in letzterer Zeit angestimmten Ton gänzlich vermissen lassen; wenigstens wird die deutsche

Revüe Alles abweisen, was nicht in die Grenzen gesetzlich erlaubter Spekulation gehört.

Ich gebe mich der trostvollen Hoffnung hin, daß ein hochlöbl. Zensurkolleg. mir und meiner Firma ein Vertrauen wieder schenken werde, welches mir nicht sowohl aus Geschäftsgründen, sondern aus Hochachtung vor der Weisheit und der Intelligenz der königl. preuss. Regierung unentbehrlich ist. Ich verspreche einem hochlöbl. Censurkolleg. die treueste, innigste Anhänglichkeit an die Gesetze des deutschen Bundes, u. werde nie mehr Veranlassung zu einem Verdachte geben, der mir auch diesesmal ohne mein Verschulden zukam. Daß ich meinen Grundsätzen nach nicht verdammenswerth bin, beweißt am besten das Vertrauen des mir befreundeten kaiserl. oestreich. Regierungs- u. Hofraths, Herrn von Hammers in Wien, von welchem ich in diesem Augenblick ein großes gelehrtes Werk unter der Presse habe.

Und so bitte ich auch ein hochzuverehrendes Censurkollegium, mich Ihres gütigen Zutrauens zu würdigen und meine Unternehmungen, besonders «der deutschen Revüe», die demnächst ins Leben tritt, in preussischen Landen keine Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen, wenigstens so lange ich keine neue Veranlassung dazu gebe. Ich gebe mein feierliches Ehrenwort, daß ich mich des Schutzes der hochverehrten königl. preuss. Regierung stets würdig zeigen und stets mit der höchsten Ehrfurcht und Hochachtung gegen diese verharren werde.

Eines hochlöbl. königl. preuss. Censurkollegii

gehorsamster Diener

C. Löwenthal,

Verlagsbuchhändler.

Mannheim den 4[ten] November 1835.

Dieses Schreiben mit seinen zahlreich gegebenen *feierlichen Ehrenworten* und *heiligen Versprechen* ist nicht gerade dazu angetan, das bisherige ungünstige Urteil der Literaturgeschichte über den *Buchhändler des Jungen Deutschlands* zu ändern. Die beifolgende Ankündigung der «Deutschen Revue» ist insofern interessant, als sie einen neuen Beitrag zu dem von Houben («Zeitschriften des Jungen Deutschlands», Bd. I, S. 391 ff.) sehr sorgfältig zusammengetragenen Material über die Geschichte dieses Unternehmens bildet. Außer den von Gutzkow und Wienbarg in ihrer Erklärung gegen Menzel (Houben, a. a. O., S. 418) namhaft gemachten Mitarbeitern sind in der folgenden Ankündigung noch genannt: Amadeus Wendt, Emeritus Scaevola, Leopold Schefer, Marx und Meyerbeer. Ferner erfahren wir einiges über die Beiträge, welche in Aussicht gestellt waren.

So eben haben wir in 4000 Exemplaren versandt:

Deutsche
Revue,
herausgegeben
von
Gutzkow und Wienbarg.
Erster Band.
Erstes Heft,
erschienen am 1. December 1835.

Noch werden in diesem Jahre 3 weitere Hefte folgen, und einen eignen, für sich bestehenden Einleitungsband dieses großartigen Unternehmens bilden. Von Neujahr ab erscheint wöchentlich eine Lieferung, von denen 13 einen Band machen. Die Deutsche Revüe hat das Interesse, die ausgezeichnetsten literarischen Phänomene Deutschlands für sich zu gewinnen. Sie wird alle geistigen Bestrebungen der Nation dem Auslande gegenüber repräsentieren, und dadurch eine europäische Stellung einnehmen. Sie wird sich, dieses hohen Zweckes eingedenk, frei über alles Partheiwesen emporschwingen und nur die Ehre deutscher Geistesgröße als ihr wahres, heiliges Ziel erstreben. Und so wird sie eben so gewiß den Beifall deutscher Nation erringen, als die hämischen Beschuldigungen entkräften, wodurch ein böser Wille sie schon vor ihrer Geburt zu verdächtigen suchte. Schon für die nächsten Hefte können wir von achtbaren Namen die interessantesten Mittheilungen versprechen. Die Namen Gutzkow und Wienbarg verbürgen, was von den Herausgebern selbst in publicistischer, poetischer, kritischer Rücksicht wird geleistet werden. Börne arbeitet an einer Geschichte der französischen Revolution; die Muße, welche sie ihm läßt, wendet er gern der Deutschen Revue zu. Heine sendet uns die Lieder, die er am Strande des Meeres bei Boulogne dichtete. Grabbe wird sich bald auf der Höhe seines Kothurns, bald in historischen Darstellungen mittheilen. Varnhagen von Ense's geschmackvolle Zergliederung der Schönheit der Charaktere, Mundts eigenthümliche Grazie der Darstellungen und aus dem Borne des Lebens geschöpfte Speculation, Moritz Veit's in den sozialen Tendenzen der Zeit prüfender Scharfsinn. Gans' allen Erscheinungen in der Kunst und Literatur zugewandte geistreiche Systematik wird sich mit dem Interesse dieser Unternehmung identificiren. Von Konrad Schwenk in Frankfurt dürfen wir über das Alterthum sprachliche Forschungen, von Hermann Ulrici literarhistorische, von Trendelenburg in Berlin philosophische erwarten. Rosenkranz in Königsberg, Fortlage in Heidelberg, Bobrik in Zürich repräsentiren die entgegengesetzten Pole im heutigen Stande der Weltweisheit. Hotho in Berlin und Amadeus Wendt in Göttingen zerlegen mit feinem Geschmack und philosophischer Tiefe die Begriffe der Schönheit. Kolloff in Paris wird Schellings neues System vertreten, R. O. Spazier Frankreich in dem, wo es an Deutschland seine Plagiate begeht oder das Vaterland zu falschen Zwecken citirt. Wilhelm Schulz vergleicht statistisch die Zustände der Nationen, August Lewald scizzirt die Sitten des Auslandes, Ed. Burmann die der Heimath. Eine

neue Revision der Lichtenbergischen Erklärung Hogarths ist uns von Franz Kottenkamp, einem tüchtigen Kenner Englands, versprochen worden. Um alle diese Bestrebungen werden Heinrich Laube, Heinrich König, der geniale Verfasser der hohen Braut, Wilhelm Zimmermann und Georg Büchner, der Verfasser von Danton's Tod, die Blumenguirlande der Poesie ziehen. Emeritus Scaevola und Leopold Schäfer geben uns Novellen, ihre tiefen mit psychologischen Farben gesättigten Seelengemälde. Marx in Berlin, dieser ausgezeichnete Theoretiker, verspricht uns thätige Theilnahme. Ja, auch Meyer-Beer, obschon mit den Vorbereitungen seiner neuen großen Oper in Paris beschäftigt, wird uns Compositionen vaterländischer Lieder, als «Gruß an die Heimath» senden! —

Wir wiederholen es mit feierlichem Ernste, die deutsche Revue bezweckt nur das Beste, die Ehre deutscher Literatur und Kunst, und wird diesem Streben mit Aufopferung aller andern Rücksichten, durchaus treu bleiben. Die Herausgeber trösten sich für die kolossalen Anstrengungen, welche die Gründung eines solchen Unternehmens in Deutschland immer erfordert, gern mit der beruhigenden Hoffnung, daß die Revüe vielleicht den Anfang eines schöneren, glücklicheren Literaturzustandes herbeiführen werde, als ihn Deutschland seit langer Zeit darbot!

Jedes Heft der Revüe kann einzeln mit 18 kr. oder 5 gGr. S. bezahlt werden. Die Verbindlichkeit, welche der Abnehmer eingeht, erstreckt sich auf je 13 Hefte. Für das erste Quartal subscribirt man auf 17 Hefte. Subscribentensammler erhalten auf . . . Exemplare 1 Freiexemplar. Vor jedem Band liefern wir einen meisterhaften Stahlstich.

Jedem Freunde des Schönen und Belehrenden muß dieses Unternehmen Theilnahme abgewinnen!

Mannheim, im November 1835.

C. Löwenthal's
Verlagshandlung.

Die in Berlin getroffenen Maßnahmen hatten Metternichs vollsten Beifall. *Es kann Nichts meinen besten Gefühlen befriedigender sein*, schreibt er am 26. November an Wittgenstein, *als die Ueberzeugung daß die Wächter zu Berlin im Einklange mit mir stehen, wie dieß recht augenscheinlich die That in dem vorliegenden Falle ist.* Soviel stand für ihn fest: man hatte es nicht *mit Ausgeburten vereinzelter Schwindlerköpfe — bloß mit liederlichen Buben, sondern mit einer in geschlossener Reihe fechtenden, der Propaganda angehörenden Bande, zu thun.* In einer besonderen Anlage zu diesem Schreiben, die seine *Gefühle über die Sache* ausdrücken sollte, gab er seiner großen Sorge für das Bestehen des Christentums und damit der modernen Gesellschaft Ausdruck, falls man nicht dem verderblichen Treiben der Richtung, die ganz im St. Simonismus wurzele, entgegenträte. Er schaute bereits im Geiste

eine Periode der furchtbarsten Kämpfe zwischen den Rechten des alten christlichen Europas und der sich heranbildenden neuen antichristlichen Zeit, der es an allen Greueln der Verwüstung, an Unterdrückung, Blut- und Gewalttat aller Art nicht fehlen würde.

Bei der Gefährlichkeit der neuen Richtung konnte sich Metternich nicht mit dem in Preußen Erreichten begnügen. Im folgenden Briefe vom 30. November benachrichtigte er daher seinen Freund Wittgenstein, daß er beim Bund das Nötige eingeleitet habe. *Ich lege einen hohen Werth auf einen Ausspruch von Bundes wegen,* heißt es dort; *solche Schritte zeugen stets für das Bestehen des Bundes, und für dessen Wachsamkeit in Dingen des gemeinen Wohles.* So weit war es also in jener politisch öden Zeit gekommen, daß man gewaltsam nach Mitteln suchen mußte, um die Welt an die Existenz des Bundes zu erinnern! — Auch von einem anderen Versuch, gegen die junge Literatur anzukämpfen, redet das erwähnte Schreiben, das auch insofern interessant ist, als es Metternichs Meinung über Varnhagen und Goethe und ihre Stellung zum Jungen Deutschland enthält.[1]

Der Wiederruf des Varnhagen ist für mich ein Beweiß daß er in der Sache steckt. Dieß kann auf zweyerley Art der Fall sein. Einmal indem er nur einen Theil der Absichten der Haupt Conducteurs kannte, oder indem er dieselben ganz durchblickte. Von diesem letzteren Vorgehen, bin ich sehr geneigt ihn quit zu halten; von dem Ersteren wäre es mir nur schwer. Varnhagen ist ein Ideolog und mir fällt die Gemeinschaft des Cultus für Göthe auf [,] den ich [an] dem hinterlassenen Gatten der Rahel kenne und zu welchem sich die neue Litteratur auf eine den alten Dichter vergötternde Weise bekennt. In dem Treiben der jungen Litteraten mit dem St. Simonismus liegt das Gemeinsame, daß beyde Sekten sich einen Gott zu schaffen bemühen; Göthe soll augenscheinlich in Deutschland die Stelle des ebenfalls verstorbenen St. Simon für die Franzosen spielen. Diese Götter gleichen sich nicht; Göthe war ein ebenso großer Dichter [,] als St. Simon den ich persönlich gekannt habe, ein ausgemachter Cynischer Narr war. Göthe war ein im Leben geregelter und St. Simon ein ganz ungeregelter Mensch. Göthe hatte allerdings nur wenige rein moralische und religiöse Begriffe; er war ein Sinnen Mensch und seine Wahlverwandschaften sind ein höchst unmoralisches der neuen Religion des Fleisches

[1] Bald nachher (am 19. Dezember) wandte sich Metternich selber an Varnhagen mit der Bitte um Auskunft über das Junge Deutschland und sein Verhältnis dazu. Der Brief ist mitgeteilt in dem Buche Varnhagens «Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim» (Leipzig 1865), S. 117. Varnhagens Antwort ist wiedergegeben bei Geiger in der «Deutschen Revue», 31. Jahrgang, S. 183ff. (Stuttgart und Leipzig 1906).

hingeneigtes Buch. Aus Alledem ergeht noch keine Aehnlichkeit zwischen den beyden Gottheiten. Das wirklich Barroque in der That ist aber, daß die Priester des besseren Gottes weit ärgere Lotterbuben sind als die des schlechteren. Die Ursache hiervon ist daß schlechte Moden in Deutschland stets übertrieben werden und daß der Sinn der Franzosen im Schlechten. stets praktischer ist als der der Deutschen.

Nun sehen Sie, lieber Fürst, daß wir uns über die beym Bundestage zu treffenden Einleitungen verständigen. . . .

In der Beilage 2. finden Sie einen Zusatz zu meiner heutigen Depesche an den Gr. Münch, den ich dem Gr. Trauttmannsdorff nicht mittheile. Ich erachte daß es von großem Nutzen wäre wenn der von mir beabsichtigte Schritt mit Erfolg gekrönt würde. Zu selbem sind sie sicher mitzuwirken bereit.

Auszug einer reservirten Depesche
an den Herrn Grafen Münch zu Frankfurt.

Wien, den 30 November 1835.

Gleichzeitig, als ich von EE. in der vorhergehenden Depesche die baldige Erzielung sachdienlicher Maßregeln bei der Bundesversammlung erwarte, schlage ich noch einen anderen zu demselben Zwecke führenden Weg ein, welches aber EE. nicht hindern soll, auch Ihrerseits kräftig voranzugehen. Ich veranlaßte nämlich unter der Hand eine vertrauliche Sendung an die Vorstände der Buchhändlerbörse in Leipzig, um sie zu sondiren, ob sie denn nicht einsehen, wie sehr es in ihrem eigenen Interesse liegt, gegen die die ächte Literatur in ihrer Wesenheit zerstörenden Tendenzen des «jungen Deutschlands» energische Maßregeln zu treffen, die Produkte desselben dem rechtlichen Vertriebe des Buchhandels zu entziehen, und so einen Theil derjenigen Zusagen zu erwahren, die sie der Wiener Conferenz im verflossenen Jahre gemacht haben, und deren größere oder geringere Erfüllung auch auf die noch zu Gunsten ihrer Vorschläge von den Regierungen zu nehmenden Maßregeln wesentlich influiren würde.

Hat dieser Schritt in Leipzig den gewünschten Erfolg, so können dann die Maßregeln des Bundes und jene des guten Buchhandels parallel nebeneinander gehen, und letztere den ersten einen nicht unrichtigen moralischen und Meinungsbeistand gewähren.

Empfangen etc.

So zweckmäßig die preußische Verfügung in Metternichs Augen auch war, eins vermißte er darin: gerade diejenigen, die er als die Häupter der verderblichen Literatur bezeichnet hatte, Börne und Heine, waren von dem Verbot nicht betroffen worden. Da mußte nachgeholfen werden. Merkwürdigerweise verlor auch er den politisch Gefährlichsten, nämlich Börne, aus dem Auge und richtete seinen ganzen Haß gegen Heine. In einer Weisung des Fürsten an den Bundestagsgesandten, den Grafen Münch, vom 30. November 1835, heißt es:

Unbillig wäre es von dieser Liste den geistigen Vater des jungen Deutschlands, den beruchtigten Heine auszuschließen. Vielleicht durfte er sogar aus dem Preuß. Verbote nur deßhalb ausgelassen worden seyn, weil uber ihn etwa schon fruher in Preußen das Interdict erging. Jedenfalls muß seiner am Bunde bei der zu treffenden Maaßregel die gebührende Erwähnung gemacht und auch seiner gewöhnlichen Verlagshandlung — der Hoffmann Campeschen in Hamburg, das Schicksal der Buchhandlung Löwenthal zum verwarnenden Beispiel, namentlich vorgehalten werden.

In seinem Briefe an Wittgenstein schreibt er in Bezug auf Heine:

Weil wir von solchen Dingen sprechen, so bitte ich Sie Kenntniß von dem zweiten Bande des von Heine, bei Hoffmann und Campe erschienenen Salon zu nehmen. Ich empfele Ihnen dieses Werk, weil es die Quintessenz der Absichten und Hoffnungen der Bagage mit der wir uns beschäftigen, enthält. Zugleich ist das Heine'sche Produkt ein wahres Meisterstück in Beziehung auf Styl und Darstellung. Heine ist der größte Kopf unter den Verschworenen und er kann nur einem Oconnel, einem Lamartine und sehr wenig Andern zur Seite gestellt werden. Das Merkwürdige in der Sache ist, daß das erste Erscheinen des Produktes in der Pariser Revue des deux Mondes stattfand und daß nur in der deutschen Bekanntmachung alle die Stellen ausgelassen wurden, welche den Protestantismus angreifen. Dieß ist wohl geflissentlich geschehen um dem Werke Eingang im nördl. Deutschland zu verschaffen. Hat man zu Berlin Werth auf diese Ur-Produkte gelegt? Ich zweifle sehr daran und in der Sache liegt abermals ein Beweiß, wie es um die Regierungen steht. In der höchsten Sphäre, kann man sich mit solchen Sachen nicht abgeben und in den unteren mangelt entweder der Wille oder die Erkenntniß. Am Tage wo oben die Entdeckungen gemacht werden, hat das Feuer meist bereits das halbe Hab und Gut, verzehrt oder so mit Ruß und Rauch geschwängert, daß die Ware unbrauchbar geworden ist.

Die Erklärungen des H. v. Varnhagen und des Prof. Gans sind elender Art. Sie beweisen daß die beyden Herrn in der Association standen in welcher sich Leute der Art wohl auch öfters einzulassen fähig sind ohne recht genau zu wissen wohin sie gerichtet ist, denn die Schafköpfigsten Menschen sind die Litteratoren. Sie glauben mittelst des Begriffes Geist sogar die Dinge abgethan und wohin der Geist führt, wenn er nicht geregelt wirkt, dieß beweißt die tägliche Erfahrung, unter Allen Sachen diejenige auf welche solche Menschen, den geringsten Werth legen.

Natürlich antwortete Wittgenstein (am 16. Dezember 1835), daß er sich *in Beziehung auf Heine und seine Schriften mit Hochdenenselben nur vollkommen einverstanden erklären* könne. Besondere Aufmerksamkeit unter den preußischen Ministern schenkte Ancillon dem Haupt der Jungdeutschen. Von ihm schreibt nämlich Wittgenstein: *Auch H. Minister Ancillon hält die Heinische*

Produkten für die gefährlichsten, eben weil sie in Beziehung auf Styl und Darstellung ein wahres Meisterstück sind.

Es zeigte sich, daß Metternich ganz richtig vermutet hatte: der erste Band des «Salon» war nämlich, zugleich mit allen etwa noch folgenden, bereits am 31. Dezember 1833 für verboten erklärt worden. Man hatte somit in Preußen schon vor längerer Zeit gegen Heine die ungerechte Härte angewandt, die später für das ganze Junge Deutschland verallgemeinert wurde. Die Folge des Metternichschen Schreibens vom 8. Dezember war aber, daß sämtliche Schriften Heines am 11. Dezember noch einmal ausdrücklich mit in das Verbot vom 14. November einbegriffen wurden.

Mit Heine und Börne beschäftigt sich auch folgender Geheimbericht aus Paris, der einem undatierten Schreiben Metternichs aus dem Anfang des Jahres 1836 beilag.

> Das Journal, «la Balance» von Börne hat keine hundert Abonnenten gefunden; er sagte mir, «daß die deutschen Buchhändler sich fürchteten, ihm Zusendungen zu machen». Dies geht so weit, daß Niemand die deutschen Zeitschriften an Börne zum Austausch zuzuschicken wagt; als ich ihm rieth, sein Journal nicht fortzusetzen, so antwortete er mir: «wenn es so fortgeht, so muß ich in ein Paar Monathen gezwungen aufhören, denn ich will mein Geld nicht zusetzen.
>
> Die Geldunterstützungen, welche Boerne aus Deutschland zur Gründung des Journals «la Balance» erhalten hat, stammen von einigen dortigen Liberalen her, die ich nicht zu nennen brauche, weil sie schon dadurch hinlänglich gestraft seyn werden, ihr Kapital schlecht angelegt zu haben, da Boerne seine monathliche Lieferungen in kurzer Zeit wird einstellen müssen. Um jedoch den Leuten in Deutschland die Lust zu dergleichen Unternehmungen zu verleiden wäre ein Verboth dieser factisch revolutionären Industrie das Wirksamste.
>
> Heine stellt sich jetzt den Franzosen als ein Martyrer der deutschen Bundes-Beschlüsse dar; seine Werke sinken so sehr, daß man sie nicht zu verbiethen brauchte; er schreibt nun keine Zeile mehr wie früher. Es ist aber das letzte Verboth seiner Werke eine kleine Privat-Rache von H. Ancillon, der dem Heine nie hat vergeben können, daß dieser früher einmal Ancillon's pedantisches Schriftsteller-Talent getadelt hat.
>
> Alexander v. Humboldt hat an einen hiesigen deutschen Gelehrten Folgendes geschrieben: «Ich werde dahin arbeiten freisinnigen Ansichten über litterarische Erzeugnisse in Unserm Berlin Platz zu schaffen.»

Viel ausführlicher handelt von Heine und Börne ein anderer Spitzelbericht aus Paris, der sich im Archiv zu Wien fand. Er rührt von einem gewissen v. Bornstett her und trug diesem 500 Fr.

ein. Das Schriftstück ist am 28. Oktober 1835 abgefaßt, aber erst am 17. November nach Wien geschickt. Der Verfasser versichert in der Einleitung, daß er nur mitteilen wolle, was er wirklich kenne, und nicht bloße Vermutungen, Ansichten, glaubliche Unwahrheiten und boshafte Anschuldigungen vorbringen wolle. Dann fährt er fort:

. . . Heine lebt gespalten mit der deutschen demokratischen Jugend. Er haßt sie mehr wie man es glauben sollte, und sehnt sich unbeschreiblich nach Deutschland zurück. Sein Haß gegen die demokratische Parthei rührt daher, weil sie ihn lebhaft angegriffen hat und vorzüglich Boerne in einem feuilleton des Réformateur. — Früher war Heine in Deutschland einflußreich, jetzt hat die demokratische Parthei diesen Götzen zertrümmert, und Heine's Franzosen-Aefferei hat ihn selbst als Schriftsteller im Vaterlande niedrig gestellt und verdächtigt. Jedoch hat er die fixe Idee sobald er die Zeit gelegen glaubt, wieder auftreten zu müssen, und er will es daher nicht gern mit seinen ehemaligen Freunden verderben. Früher, als die deutsche Gesellschaft in Paris so ziemlich organisirt war, und ein gewisser, jetzt todter Wolfram (aus Preußen) so wie Garnier u. s. w. eine Rolle spielten, drang erster viel in Heine ein Manifest gegen die deutschen Fürsten herauszugeben. Heine aber wies dieß immer mit großer Schlauheit ab; er wollte sich nie zu sehr aventuriren; — Garnier both selbst, vor seiner Abreise nach London, Heine eine Fraktion der deutschen Gesellschaft mit den Worten an: ihm ein Häuflein zur Disposition zu lassen. Heine erwiederte jedoch wie immer ironisch: »er wolle das Vaterland nicht retten« (einer seiner Lieblingsausdrücke). Wenn übrigens Heine mit der demokratischen Parthei im Ganzen zerfallen ist, so ist er es nicht mit jedem Einzelnen, denn diese sucht er sich ihm angenehm zu machen, und will sich gerne so stellen, daß er sich später zu der Parthei wenden kann, die ihm die mächtigste scheint, und er sucht selbst in der jetzt sehr kleinlauten demokratischen Parthei einige Freunde zu behalten. Daher thut er denn auch Manches was den Ultra-Revolutionärs nützlich ist; deßhalb prophezeihte er in der Revue des Deux Mondes eine deutsche Revoluzion, deßhalb trug er selbst in die radikale Zeitschrift »Den Geächteten« den deutsch geschriebenen Aufsatz, während er an anderen Orten dieses leugnete — aber dennoch dem jungen ganz unerfahrenen, unbedeutenden und ganz unpraktischen Venedey oftmals gefällig war. Als dieser Ultraradikale, stets einen Dolch bei sich tragende, von seinen Verdiensten äußerst eingenommene junge Mensch wegen seiner Umtriebe Paris und Frankreich verlassen sollte, war es Heine der, um sich bei den Demokraten ein Verdienst zu machen, zum Minister Thiers ging und für Venedey gut sprach, so daß dieser junge Skribler in Hâvre und später in Strasburg blieb, vorige Woche sogar wieder in Paris ankam, und damals bei seinem Abgange von Paris selbst eine Unterstützung von 150 Franken von der französischen Regierung als Reisegeld erhielt. Heine, obgleich er nur von der »revoluzionnären Canaille« spricht, wenn er glaubt daß er nicht

von ihnen gehört wird, that dies, wie er sagte, «um Venedey in der Tasche und sich verpflichtet zu haben; man kann ihn vielleicht brauchen; überdem giebt mir das relief bei den Anderen und zeigt wie viel Einfluß ich in Paris habe und wie ich Alle zurichten kann, wenn ich will». —

Diese grenzenlose Heinesche Eitelkeit hat ihn auch mit Spazier verfeindet; da aber Heine ohne alle Würde und Charakter ist, so hat er, nachdem er sich auf das Bitterste gegen den Polen-Geschichtsschreiber ausgelassen, sich wieder mit ihm versöhnt und verbündet. Heine ist in jeder Hinsicht als Revoluzionär unbedeutend, d. h. sobald er handeln soll. Persönlich feig, lügnerisch und seinem besten Freund untreu werdend, ist er jeder Festigkeit unfähig, veränderlich wie eine Kokette, boshaft wie eine Schlange, aber auch glänzend und schillernd wie eine solche, giftig, ohne eine edle und wahrhaft reine Regung, ist er unfähig, ein gemüthliches Gefühl zu bewahren. Aus Eitelkeit würde er gern eine Rolle spielen, aber er hat sie ausgespielt, sein Kredit ist für immer begraben, aber sein Talent nicht. Er kann nur als Publizist für Deutschland gefährlich sein und würde sehr gerne seine Feder zur Ruhe legen, d. h. wenigstens äußerlich gemäßigt schreiben, wenn die Regierungen, anstatt ihn zu reitzen, seine Bücher zu verbieten, ihn zu benützen wüßten. Boerne lebt mit Heine in Todtfeindschaft; dieser spricht von dem ersten nie anders als mit den schmutzigsten Prädikaten; gegenseitig ist der Neid der Hauptgrund des Hasses. Boerne ist aber unstreitig als Schriftsteller und als Mensch bei weitem mehr werth und also auch in seiner Parthei sehr geachtet und ungefähr das für Deutschland, was Lamenais in Frankreich ist. Heine und Boerne sprechen sich nie, sehen sich nie, grüßen sich nie; es ist also Unsinn zu behaupten, sie arbeiten zusammen. Heine hat gar keine Meinung und affektirt im constituzionnellen, so wie er morgen im absolutistischen und übermorgen im radikalen Sinne ebenso gewandt und glänzend vertheidigen oder angreifen könnte. Heine ist ein moralisches und politisches Kamäleon, obgleich er behauptet er habe nie geändert und sei immer königlich gesinnt gewesen. Heine wünscht nichts mehr als mit den deutschen Regierungen gut zu stehen, «wenn sie nur wüßten wie ich denke, sie würden nur günstig für mich gestimmt sein». — Heine lebt in Paris nicht ganz angenehm; er hat wenig Geld und braucht viel; die berühmten französischen Litteratoren gewinnen alle viel, er dagegen wenig, da er nicht französisch schreiben kann und sich durch einen gewissen Specht, bei der königlichen Post angestellt, seine schmutzige Wäsche durchkorrigiren und übersehen läßt. Sein Onkel, der Banquier in Hamburg, sendet ihm 100. Louisd'or jährlich, seine Werke gehen nicht mehr in Deutschland so reißend wie früher ab, seine Übersetzung ins Französische vom Salon hat ihm fast gar nichts eingetragen und nur wenige Exemplare wurden davon verkauft. Heine klagt gegen alle seine Bekannte, wie er nur vegetire und wie ein Mann wie er (?) wenigstens 20.000 Franken jährlich einnehmen müsse. Heine schreibt Deutsch selbst nur mit großer Langsamkeit und seine Arbeiten in der Revue des Deux Mondes tragen ihm kaum jährliche 1000 Franken ein.

Schluß.

Heine wäre sehr leicht zu benützen und mit einer gewandten ihm gemachten Eröffnung würde seine bisher noch oft spitze Feder gänzlich stumpf werden.

(Am Rande steht mit Bleistift geschrieben: Heine's Gefährlichkeit ist nicht im Verhältnisse mit dem Geldopfer, das man bringen müßte, um ihn zu gewinnen und festzuhalten.)

Börne hat eigenes Vermögen und lebt sehr zurückgezogen; er spricht sich stets sehr fest aus und glaubt in der Zukunft eine große Rolle zu spielen. Er sieht fast alle deutschen Flüchtlinge bei sich, jedoch vereint er sie nie in einem Klubb zusammen, benimmt sich äußerst vorsichtig, schlau wie ein Jude, gerieben wie ein Vielgewanderter, sich scheinbar in Nichts mischend giebt er jedoch immer den Rath für diese und jene zu verbreitende Flugschrift u. s. w. So hat er auch die noch stets fortdauernde Verbreitung der »Worte eines Gläubigen« geleitet, und zwar durch seine vielen Freunde in Deutschland, mehr jedoch noch durch die Schweitz und die dort sich aufhaltenden deutschen Radikalen. Seine Ansichten waren jedoch der Frankfurter so wie anderer neuen Expeditionen zuwider und Boerne behauptet das sicherste und am wenigsten gefährliche Mittel auf das deutsche Volk zu wirken sei durch Schriften; kleine Hefte müssen es bearbeiten, und auf diese Art für die Zukunft vorbereiten, damit, wenn die Stimmung einmal bis zur Gährung gediehen ist, diese zu benützen sei, um den Funken zur rechten Zeit auf den Zunder zu werfen, — aber nicht unnütz zu kompromittiren und die treuesten Anhänger zu vernichten.

(Mit Bleistift geschriebene Randbemerkung: Gegen dieses Uibel vermögen Bundesgesetze über die Presse das Meiste.)

Boerne ist also für französische Presse- und Assoziations-Mittel; durchaus radikal, verwirft er jede isolirte Revoluzionsbewegung, arbeitet aber daran eine große deutsche Verbindung zu Stande zu bringen, die vorzüglich Mittel- und West-Deutschland, auch Hannover und Braunschweig beträfe; Hessen scheint das Land zu sein, auf welches man am meisten baut. — Rotteck hat keine Verbindung hiermit; einigen anderen Würtembergischen Deputirten sind jedoch deßhalb Eröffnungen gemacht. Herzog Carl von Braunschweig ist zu geizig um Geld für so Etwas zu geben; er hatte einige jetzt aber ganz untergegangene Verbindungen, es ist also lächerlich seinen Namen mit dem deutschen Radikalismus zu akkoliren.

Am 10. Dezember 1835 war der Bundesbeschluß gegen das Junge Deutschland zustande gekommen. Danach wurden die einzelnen Regierungen aufgefordert, *mit allen ihnen gesetzlich zu Gebot stehenden Mitteln* gegen die verderbliche Literatur einzuschreiten.

Metternich wußte aber, daß man bei so allgemein gehaltenen Vorschriften nicht stehen bleiben könne. Am 20. Januar 1836 sandte er daher an Wittgenstein *einige Winke . . . über daß, was*

aus den bisher ergriffenen Maßregeln in Beziehung auf die sansculottische Schriftstellerey des jungen Deutschlands. Noth thut.

Der Inhalt dieser *Winke* ist folgender:

1. Es wird der Einwurf zurückgewiesen, als sei die Regierung verpflichtet, für den Unterhalt der betroffenen Schriftsteller zu sorgen. Das Gewerbe würde sonst sicher bald überfüllt sein; gegen Verbrecher, denn das seien jene Autoren, hätten die Regierungen keine Verpflichtungen.
2. Sind polizeiliche Sicherheitsmaßregeln gegen jene Individuen nötig, und worin hätten sie zu bestehen? Dafür spräche, daß die Schriftsteller im geheimen ihre Umtriebe fortsetzen oder nach Paris oder in die Schweiz gehen könnten, wo sie gefährlicher wären als im Inlande.

Dem müsse man zuvorkommen. Dabei böten sich folgende Fragen dar:

1. Kann Auswanderung gehindert werden?
2. Kann den bezeichneten Personen ein bestimmter Wohnsitz angewiesen werden und dort polizeiliche Überwachung stattfinden?
3. Wodurch kann ihnen eine verderbliche, anonyme oder pseudonyme literarische Beschäftigung unmöglich gemacht werden?
4. Ist denselben eine unverfängliche oder nützliche literarische Tätigkeit, wenn sie sich dieser letzteren zuwenden wollen, als ein Mittel zu ihrer eigenen Besserung überhaupt, und ist sie ihnen unter ihrem Namen zu gestatten?

Die Fragen 1—3 werden kurz übergangen: strenge polizeiliche Aufsicht sei in jedem Falle anzustreben, Aufenthalt in größeren Städten unter allen Umständen zu verhindern.

Was die vierte Frage angeht, so hängt deren Erledigung zunächst und hauptsächlich vom guten oder bösen Willen und dem Talent der fraglichen Schriftsteller ab. Den ersteren vorausgesetzt ist kein Hinderniß der Gestattung einer unverfänglichen oder nützlichen Beschäftigung derselben auf literarischem Gebiete vorhanden, ja es dürften die entschiedensten Gründe für Bejahung dieser Frage sprechen. Jedoch müßte freilich jedwedes geistige Produkt, was aus dieser Quelle käme, schon um der Ehre der deutschen Regierungen willen, einer ernsten, strengen Prüfung und verdoppelten Vorsichtsmaaßregeln unterliegen. Diese vorausgesetzt, wäre der eben erwähnte Weg vielleicht der geeignetste, die Schriftsteller des jungen Deutschlands zu bessern, sie zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft umzuschaffen und auf diesem Wege wieder mit der öffentlichen Meinung aller Bessern zu versöhnen. Freilich kann von einer

Garantie für diese Besserung nur dann die Rede seyn, wenn die angeblich unverfängliche Thätigkeit jener Individuen mit einer strengen polizeilichen Aufsicht Hand in Hand geht.

Auf diese Vorschläge antwortete Wittgenstein am 29. Januar 1836:

Ew. Durchlaucht Bemerkungen über die vorgeschriebenen Maasregeln gegen die Schriftsteller des jungen Deutschlands trette ich vollkommen bei. Polizeyliche Sicherheitsmaasregeln gegen Persohnen dieser Art ist zum wenigsten hier bei uns eine leere Redensart: dieses ist gar nicht organisirt. Wir haben hier in Berlin den H. Mundt und in Naumburg den H. Laube; wenn diese Persohnen ihre Militair Pflicht erfült haben, so können wir sie nach unseren Gesetzen nicht verhindern, sich nach der Schweitz oder Frankreich zu übersiedeln. Ich glaube, daß man hier der Ansicht seyn dürfte, diese Schriftsteller unter einer strengen und aufmerksamen Censur schreiben zu lassen, besonders wenn sie über ihre frühere Verkehrtheit Reue bezeigen: der Laube in Naumburg scheint hierzu geneigt zu sein.

In seinen Mitteln zur Bekämpfung der verhaßten Literatur war Metternich nicht eben wählerisch. Als er in einigen Artikeln der Allg. Zeitung[1] *aus Berlin oder von der preußischen Gränze . . . gleißnerische Erklärungen und Erläuterungen welche unbedingt von Helfershelfern der sauberen Lehre, herrühren*, fand, da stellte er an Wittgenstein das Ansinnen, er möge die Eingabe des Löwenthal an das Ober-Zensur-Kollegium in die Allg. Zeitung in der Form einer Indiskretion einrücken lassen. *Nichts würde die Boutique direkter todschlagen,* so fährt er fort, *als die Bekanntmachung dieser kriechenden Pièce.* — Glücklicherweise war man in Berlin doch nicht ganz so gefügig, als Metternich wohl geglaubt hatte. Wittgenstein selber war zwar zu der *Indiskretion* bereit, die ihm zugemutet wurde, scheute jedoch davor zurück aus Rücksicht auf das Ober-Zensur-Kollegium, das sich ausdrücklich dagegen verwahrt hatte.

In Preußen hatte man inzwischen längst eingesehen, daß die strenge Novemberverfügung und ihre Ergänzung vom 10. Dezember auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden könne. Eine Übertretung beider Verfügungen ließ sich das Ober-Zensur-Kollegium schon in demselben Monat Dezember zuschulden kommen, indem es den buchhändlerischen Vertrieb des von Varnhagen und Mundt herausgegebenen Knebelschen Nachlasses für Preußen gestattete.

[1] Siehe Jahrg. 1836, Nr. 16, 23, 27, 28, 34, 51, 54, 57, 70.

Daß sogar v. Mühler zu einer baldigen Aufhebung oder Abänderung der Bestimmungen bereit war, ergab sich aus der Randbemerkung zu der Eingabe Mundts an das Ministerium vom 27. Dezember 1835. (Siehe S. 86.) Als nun v. Rochow wieder die Leitung der Geschäfte übernahm, überzeugte er sich bald von der Haltlosigkeit der Maßnahmen und sann auf Abhilfe. Dazu kam, daß das Ober-Zensur-Kollegium am 24. Januar 1836 selber um Abänderung der Verfügung bat. Es zeuge von Mißtrauen, wenn man diese Behörde nicht für fähig halte, auf die in Rede stehenden Schriftsteller einen erfolgreichen Einfluß auszuüben. Die Absicht des Ministeriums könne nicht sein, jene Männer von jeder literarischen Tätigkeit abzuhalten; es dürfte sich vielmehr empfehlen, daß sie in Zukunft wieder unter Zensur schreiben könnten.

Rochow trat dieser Sache wegen mit dem Ministerium des Äußern in Verbindung, das Erkundigungen darüber einzog, wie weit der Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember eine Abänderung der bisherigen Bestimmung im Sinne des Ober-Zensur-Kollegiums zuließe. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war die Verfügung Rochows vom 16. Februar 1836, nach der den mehrfach genannten Schriftstellern erlaubt wurde, in Zukunft wieder unter preußischer Zensur drucken zu lassen.

Diese Bestimmung hatte Rochow offenbar getroffen, ohne Wittgenstein befragt zu haben. Als dieser davon erfuhr, war er in großer Verlegenheit, wie er die neuen Maßnahmen Metternich gegenüber vertreten könne. Dieser Sorge gibt sein Schreiben an Maltzahn vom 23. März Ausdruck. Darin heißt es:

> . . . Ich besorge, daß es dem Herrn Fürsten von Metternich auffällt, daß unser braver Minister v. Rochow in mehreren auswärtigen Zeitungen wegen seiner liberalen und zeitgemäßen Ansichten über die junge deutsche Litteratur gelobt wird: ich bin damit gar nicht zufrieden: besonders billige ich es nicht, daß sich der Herr Polizey Minister hat verleiten lassen, die gegen diese Litteraten getroffenen Maasregeln und ohne Berücksichtigung des Bundes Beschluß so schnell wieder aufzuheben; vorzüglich da man zu diesen Maasregeln, von hiesiger Seite den Impuls gegeben hat: die süddeutschen Regierungen werden unserem traurigen Beispiel bald folgen und in welche Hände, wird die Censur dieser Schriften fallen. Ich weiß sehr wohl, daß eine gewisse Clique, besonders auch in den Ministerien alles aufgebothen hat, um diesen Zustand herbei zu führen. Der Herr Minister Ancillon hat sich in dieser Sache leider überrumpeln lassen und durch eine sophistisch gedrehte, sehr diplomatische und auf Schrauben gestellte Antwort, seine Zustimmung zu dieser Maasregel gegeben: Eichhorn,

Philipsborn u. Compagnie haben den Herrn Ancillon hinein geführt. Ich bin begierig zu erfahren, ob der Herr Fürst v. Metternich diese Angelegenheit, so ganz mit stillschweigen übergehen wird: ich kann dem Fürsten ohne Veranlassung natürlich hierüber nicht schreiben: diese Maasregel hat auch nicht den Beifall Sr. Majestät. . . .

Diesem Schreiben war ein Brief an Metternich beigefügt, in dem er ihm eine Eingabe Gutzkows an Tzschoppe mitteilte. Damit wollte er dem Freunde jedenfalls beweisen, daß auch diese kurze Zeit des Bannes über die Frevler schon hinlängliche Früchte getragen habe. Wie Gutzkow dazu kam, mit Tzschoppe in Briefwechsel zu treten, berichtet Geiger, S. 186—187. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut[1]:

Hochzuverehrender Herr Geheimrath!

Der Name des Unterzeichneten wird in Ihnen Gedankenreihen wecken, wo ich gerne das Verlangen trüge, die unwillige Empfindung durch meine aufrichtigsten Versicherungen zu beschwichtigen und einer gütigen Stimmung vorzuarbeiten, die Sie gewiß, wenn nicht gegen meine Person, doch gegen mein mißgünstiges Schicksal in sich dulden dürften. Einem edlen Herzen, wie dem Ihrigen, wird in den jüngsten die Literatur betreffenden Ereignissen das Allgemeine sich leicht von dem Besonderen getrennt haben; Sie werden gewiß zugeben, daß die gegen eine hypothetische Parthei ergriffene Strenge sich durch Nachsicht gegen die Einzelnen mildern lassen, wenn diesen zumal die Schule der Erfahrung so herbe Lehren gegeben hat, wie mir. Ich kann wohl sagen, daß die größte Schuld der eingerissenen Mißverständnisse auf meine ausschließliche Rechnung kömmt, sowohl durch das, was ich in meinem unbedachten Romane that, als durch das, was ich von einer fanatischen Kritik dafür leiden mußte. Aber wenn ich damit mehr als das Recht meiner Bücher verlor, auch die Freiheit meiner Person, wenn ich fast ein Vierteljahr hindurch in einem trübseligen Kerker auf die Prüfung meiner selbst angewiesen war, und dabei nicht einmal nach den Gesetzen meiner Heimath verurtheilt wurde, sondern vor fremden Richtern stand; so drängt es mich nun auch, Theilnehmenden mein Herz aufzuschließen und für einen Willen, der sich des Besten und Nachgiebigsten bewußt ist, als das Recht des Unglücks Rath, freundliche Zusage und beruhigende Vertröstung in bittenden Anspruch zu nehmen.

Warum ich, Hochzuverehrender Herr Geheimrath, mich zu Ihnen vorzugsweise vertrauensvoll wende, giebt Ihr in der Verwaltung meines Vaterlandes so hoch gestellter Name leicht zu erkennen. Dann aber war es auch dieser, der in den neuesten Beschlußnahmen so oft genannt wurde, als sey durch Sie besonders deren Ausführung geleitet gewesen. Ich verschweige mir Nichts. Ich glaube sogar, daß es sich hier um eine entschiedene moralische Abneigung gegen das Untersagte und eine Ent-

[1] Abschrift des Originals in Wien.

rüstung handelte, deren Motive eben so sehr politische, wie vielleicht literarische mögen gewesen seyn.

Schwerlich genügt es, um das Vertrauen der Behörden zu gewinnen, daß ich gegen den Thatbestand der mir und einigen Anderen untergelegten Tendenzen protestire. Ich habe freilich bei meinen schriftstellerischen Versuchen nur ein einzigesmal jenes verpönte Partheiwort gebraucht, mit welchem jetzt mehre junge Autoren, welche sich bisher nur wechselseitig bekämpft hatten, als eine Schule bezeichnet werden; und auch dort nur, um jedem von dieser Parthei eine Meinung zu sagen, die so hart war, daß man sie wahrlich nicht verabredet nennen konnte. Ingleichen ist eine politische Unzuverlässigkeit wohl schwerlich ein Beweisgrund gegen diese jungen Männer gewesen, da sie durch das Irrthümliche, in welches sie verfielen, im Gegentheile bewiesen haben, wie sie sich aus einem nicht befriedigenden und leeren Gebiete, aus dem Gebiete der politischen Belletristerei, gern in etwas Solideres und Gehaltvolleres versetzt hätten. Und doch fühle ich, daß wir eine andere Garantie geben müssen. Wir müssen die Behörden davon überzeugen, daß die beanstandete Literatur in die richtige Strömung einer sich selbst klaren Aufgabe geräth und der deutschen Nation durch sie in der That zu einer Bereicherung Ihrer Schätze verholfen wird. Lassen sich aber hierfür die Beweise führen, ohne die Möglichkeit der freiesten Bewegung?

Wenn ich mir den Vorwurf machen muß, daß ich aus eigenen Mitteln die herrschende Literatur-Anarchie in Deutschland befördert habe, so ist die Erkenntnis dieses Fehlers schon die Garantie, daß ich ihn suchen werde zu verbessern. Fast willenlos, wie durch Zufall tauchte ich in der Literatur auf, hatte kein einziges Privilegium, als das, daß Niemand eins hatte, und drängte mich durch den überfüllten Markt hindurch, bis ich endlich allein stand und einen kleinen Wirkungskreis beherrschte. Was mich nun hier in meine Inconvenienzen hineinschleuderte, war keine Tendenz, keine Schule und Partheiung, sondern meine eigene Person, die sich unter mühevollen Verhältnissen in Berlin entwickelt hatte, dann ohne alle Reife von der Aufregung des Jahres 1830 in die Literatur geworfen wurde, fortwährend ihr eigenes Centrum floh und durch körperliche und gemüthliche Leiden nicht anders, als in einer ewig gereizten Stimmung erhalten wurde. So sind meine Schriften keine Ausführung besonnener Entwürfe geworden, sondern Explosionen eines Gemüthes, das seine vergangene Bildungs-Periode haßte und von den Resultaten derselben eines nach dem andern vulkanisch aus sich herauswarf. So bin ich auf meine Vorrede zu Schleiermacher's Briefen und zur Vally gekommen, ohne Zweck, ohne versteckte Taktik, ohne Alles, was meine Zukunft verbindlich für mich und verdächtig für Andere machen könnte; allein von einer inneren, ganz individuellen Unbehaglichkeit getrieben, wo ich glaubte, eine Unzufriedenheit mit mir selbst dadurch heilen zu können, daß ich sie Andere entgelten ließ.

Lag aber nicht eine große Entschuldigung dieser Unbesonnenheiten in der Literatur selbst? Es ist ein Unglück, daß sich seit längerer Zeit aus unbegreiflichen Ursachen alle feinen und genialischen Geister in Deutsch-

land von der Tagesfrage zurückgezogen haben. Dadurch konnte der keckste Naturalismus Raum gewinnen. Die Literatur giebt keine Gesetze mehr an, sie entscheidet nichts, sie zwingt das Individuum nicht, sich ihr unterzuordnen. Im Gegentheil, das Individuum beherrscht die Literatur. Die Journalistische Unreife, die politische Partheigängerschaft konnten in einer Literatur die Oberhand gewinnen, wo es weiter nichts Zwingendes, Imponirendes, und das Individuum Einschränkendes mehr gab, als das, was das Letzte hätte sein sollen, die Gesetze des Staates. So kam es, daß ich wagen konnte, die Stadien meiner Bildung als Bücher herauszugeben und eine zufällige Gährung meines Innern für eine Thatsache der Literatur zu erklären.

Aus diesem Geständnisse, Hochzuverehrender Herr Geheimrath, sehen Sie, daß ich Ihnen und mir Nichts verschweige, daß ich eine ernste Prüfung mit mir selbst angestellt habe und mannigfach darüber nachdenke, wie ich von meinen Kräften den richtigsten Gebrauch mache. Möchte mir nun aber auch das Eine werden, daß ich getrost und ohne Scheu meine literarische Stellung wieder antrete, und aus der mir so theueren Heimath die Zusicherungen milder und prüfender Nachsicht erhalte! Ich habe einen Versuch geschrieben: Zur Philosophie der Geschichte, und eine andere Studie: Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Der erste ist im Druck bald vollendet, die zweite möchte ich in Berlin selbst verlegen lassen. Kann ich hierbei auf ein versöhnliches Entgegenkommen rechnen? Wird man meinen Wunsch, mich mit den hohen Behörden zu befreunden, anerkennen und in diesen Schriften das Unklare immer im besten Sinne, das Deutliche aber so auslegen, daß es das minder Gefällige vergessen macht und im Gewichte herunterdrückt? Soll ich weitere Schritte thun und mich nicht an Personen, sondern an Collegien wenden? Oder an das hohe Ministerium?

Möchte es mir doch gelingen, daß Sie, Hochzuverehrender Herr Geheimrath, durch diese Annäherung freundlich überrascht werden, und Sich aus diesen Zeilen eine so zutrauliche Vorstellung von mir bilden, wie sie nöthig ist, um mir mit der Möglichkeit, den Gesetzen genügen zu können, doch zu gleicher Zeit eine besondere persönliche Theilnahme und Beschützung zu erwirken. Was Sie für mich thun können, thun Sie für einen jungen Mann, der zum erstenmale bürgerliche Verhältnisse mit ruhigem Auge betrachtet und von dem, was jetzt Nothwendigkeit geworden ist, nicht bloß die Klugheit, sondern auch die Einsicht erlernen will.

Geben Sie mir gütigst Ihren Rath zur Hand und klären Sie mich über mein Verhältniß zur Heimath auf, über eine Constellation, von welcher Ihnen gewiß die vollständigste Kenntniß zu Gebote steht!

Mit dem Ausdrucke tiefster Hochachtung zeichne ich, Hochzuverehrender Herr Geheimrath,

gehorsamst

Frankfurt a. M. d. 15. März 1836. Dr. Carl Gutzkow.

Sr. Hochwohlgeboren

dem wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rathe und Direktor im Staats-Archive pp. Herrn von Tzschoppe zu Berlin.

Während sich Tzschoppe durch das Vertrauen, das Gutzkow zu ihm zu haben vorgab, geschmeichelt fühlte, und ihn in seinem Bestreben, fortan in seinen Schriften alles Anstößige zu vermeiden, ermutigte (siehe Geiger, S. 189), wurde die Abneigung Metternichs gegen Gutzkow durch diesen Brief nur noch gesteigert. Davon zeugt das folgende Schreiben an Wittgenstein:

Euer Durchlaucht

Schreiben v. 24. d. hat mir der Graf Maltzahn heute eingehändigt. Ich bitte Hochdieselben meinen aufrichtigen Dank für die in selbem enthaltenen sehr interessanten Notizen zu empfangen.

Das Schreiben des Gutzkow an den G. R. Tzschoppe beweißt daß der Erstere ein liederlicher Geselle ist, welcher den Schmutz seiner Seele auf dem öffentlichen Markt auskramte, und als der Schmutz daselbst weggeworfen wurde, sich nun für einen Verirrten, ausgeben möchte. Sein Brief enthält Unsinn die Menge wie z. B. die folgenden Stellen:

«Die jungen Männer welche sich aus einem nicht befriedigenden und leeren Gebiete, aus dem Gebiete der politischen Belletristerey, gern in Etwas solideres und Gehaltvolleres versezt hätten.»

Waß nennen die gedachten jungen Leute, das solidere und Gehaltvollere? Nach deren Werken zu urtheilen — und nach Etwas Anderem können sie nicht beurtheilt werden, — entdecke ich hier Nichts Anders als Untergrabung der Moral und Gottesleugnen! Waß versteht aber Gutzkow unter dem Soliden? Ist es Gott und die Moral oder das Anstürmen an beydes?

«Wir müssen die Behörden davon überzeugen daß die beanstandete Litteratur in die richtige Strömung einer sich selbst klaren Aufgabe geräth und der d. Nation durch sie in der That zu einer Bereicherung ihrer Schätze verholfen wird!»

Hier gilt abermals die obige Frage: Worin besteht die klare Anschauung und worin bestehen die Schätze? Soll der Pantheismus an die Stelle des Christenthums und das schöne Fleisch an jene der Moral tretten?

Nun gesteht G. daß ihm Unmuth — Aufreitzung — also Humor als Stachel dienten. In einer solchen Stimmung ist höchstens das Schmollen erlaubt; das schreiben und drucken lassen ist nicht angedeutet.

Am Ende stellt er den ganz unpraktischen Satz auf «daß die Litteratur keine Gesetze mehr angiebt, daß sie Nichts entscheidet und die Individuen nicht zwingt sich unterzuordnen».

Wann hat die Litteratur Jemals unter einer Gesetzgebung gestanden? Sie kennt keine anderen Schranken als Jene der Ehrfurcht vor dem sittlichen und an dessen Spitze steht Jene für Religion und Moral. Der Mensch welcher so schreibt ist in jedem Falle ein Stümper selbst in der Selbstvertheidigung.

Aus dem Ganzen ergeht Nichts als Schlechtigkeit im Gemüthe, Gleißnerey im Ausdrucke und Bettelhaftigkeit als Grundlage der Absicht.

Ich finde man ist zu Berlin Etwas rasch im Zurücknehmen der ergriffenen Maßregeln gewesen. Ich habe mich hierüber noch nicht geäußert, weil ich nur hätte über das Geschehene sprechen können, und dieß leicht den Charakter einer unnützen Critik trägt. Da die Zurücknahme stattgefunden hat, so glaube ich bleibt Nichts übrig als sehr strenge in der Censur der Schriften der jungen Bilderstürmer zu sein! Man vergesse nicht daß die K. Regierung nun mittelst der Censur die Theilnehmerin an der Lehre wird. . . .

Empfangen Sie lieber Fürst die erneuerte Versicherung meiner alten Freundschaft

v. Metternich.

Wien den 29. März 1836.

Der Schlußabsatz des Briefes beweist, daß Metternich nicht gesonnen war, die preußische Verfügung vom 10. Februar 1836 *so ganz mit stillschweigen* zu übergehen. Er wußte zwar, daß man sie schwerlich werde ganz zurücknehmen können noch wollen; er sann aber auf Mittel, sie in seinem Sinne umformen zu lassen. Gleichzeitig mit dem oben mitgeteilten Briefe an Wittgenstein übersandte er diesem folgende Zeilen:

Wien den 29. März 1836.

Ew. Durchlaucht

wird Herr Jarke diesen Brief einzuhändigen die Ehre haben. Er reißt nach Berlin um einige private Angelegenheiten daselbst zu regeln und ich habe ihm hierzu die Gelegenheit mittelst einer Curir Expedition dargeboten.

Ich empfele Ihnen H. Jarke als einen schlichten, braven und sehr verständigen Mann. Er hat bey mir ein litterarisches Referat und als solcher kennt er meine Ansichten auf diesem Felde. Sie können in jeder Rücksicht aufrichtig mit ihm sprechen und seiner vollkommen versichert sein.

Empfangen Sie die Versicherung meiner Freundschaft

v. Metternich.

Einen besseren Unterhändler in der bewußten Angelegenheit hätte Metternich kaum finden können als den früheren preußischen Universitätsprofessor Jarcke.[1] Welchen Eindruck dieser in Berlin hinterließ und wie er der Sache Metternichs diente, erhellt aus dem Schreiben Wittgensteins an Metternich vom 14. April 1836:

Ew. Durchlaucht

bin ich unendlich dankbar, daß mir Hochdieselben die Bekanntschaft des Jarcke verschaft haben . . . dieser Mann hat nur die Sache im Auge und alle persönlichen Nebenrücksichten sind ihm fremd. Man erhält diese Überzeugung, wenn man einige Male das Vergnügen gehabt hat, sich mit

[1] Vgl. über ihn Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 10, S. 95—100 (Wien 1863) und »Allgemeine Deutsche Biographie«, Bd. 13, S. 711—721 (Leipzig 1881).

ihm zu unterhalten: er gehört zu den seltenen praktischen Gelehrten. Ich kann Ew. Durchlaucht nur Glück wünschen, diesen Mann in Ihrer Nähe zu beschäftigen. Er wird Hochdenenselben über die hier genommenen Verabredungen seinen Vortrag mündlich machen und ich glaube nicht besser thun zu können, als mich auf denselben zu beziehen. Er wird hier auch manche interessante Bemerkungen eingesammelt haben. Ich habe Ew. Durchlaucht verschiedene Briefen wie immer Sr. Majestät vorgelegt und ihr Inhalt hat in mehrere Beziehung, besonders auch wegen unserer etwas raschen Maasregeln wegen der sogenannten jungen deutschen Litteratur sehr wohlthätige Früchten getragen: da diese übereilten Maasregeln von denen man Sr. Majestät keine Anzeige gemacht hatte, ohne große Compromittirung nicht wohl wieder zurückgenommen werden konnten, so haben Se. Majestät doch solche Anordnungen getroffen, daß zum wenigsten die hiesige Censur keine Theilnehmerin an der Lehre wird: Es soll für diese Schriften, ein besonderer verantwortlicher Censor bestimmt werden, den Se. Majestät Selbst bestätigen wollen und der gehalten ist beim leisesten Zweifel bei dem Ober Censur Collegium anzufragen. Der H. v. Rochow will mir wegen der raschen Maasregel noch eine Rechtfertigung schikken: erhalte ich sie vor Abgang dieses Schreiben und finde ich sie von der Art, daß selbige Ew. Durchlaucht vorgelegt werden kann, so werde ich sie diesem Schreiben noch anschließen.

Man sieht, daß auch die zweite harte Verfügung gegen das Junge Deutschland (die Kabinettsordre vom 7. April 1836 mit der Ergänzung vom 6. Juni 1836) auf Österreichs Einfluß zurückgeht. Im wesentlichen waren diese Maßnahmen nur Ausführungen der *Winke*, die Metternich in seinem Schreiben vom 20. Januar 1836 an Wittgenstein gegeben hatte, und es hat als sicher zu gelten, daß sie entweder auf unmittelbares Anraten oder doch erst nach Einholung der Zustimmung Jarckes erfolgt sind.

Rochow wollte den Vorwurf, den Metternich ihm wegen der Zurücknahme der Verfügung vom 14. November 1835 gemacht hatte, nicht ohne weiteres auf sich sitzen lassen. Er rechtfertigte sich in seinem Bericht vom 4. April 1836, den er an Wittgenstein mit der ausdrücklichen Bitte sandte, ihn an Metternich weiterzugeben. Die Mühlersche Verfügung sei eben ungesetzlich gewesen, und überdies hätte er das Ansehen der preußischen Zensur retten müssen.

Wittgenstein war sich im Unklaren darüber, ob er diesen Bericht nach Wien schicken dürfe, wie Rochow es verlangt hatte. Er fragte daher erst Tzschoppe um Rat. Die Antwort, die dieser am 16. April gab, ist recht charakteristisch für ihren Verfasser, der vor kurzem wegen seiner Verdienste geadelt worden war. Er stellte

in Abrede, daß, wie Rochow behauptet hatte, die Zurücknahme der Novemberverfügung auf einen Antrag des Ober-Zensur-Kollegiums erfolgt sei, obgleich doch im Bericht dieser Behörde vom 24. Januar 1836 ausdrücklich gefordert worden war, die verfolgten Autoren wieder unter preußischer Zensur Schriften veröffentlichen zu lassen. Er benutzte die Gelegenheit, sich selber auf Kosten eines seiner Kollegen weiß zu brennen. Im Schlußabschnitt seines Schreibens heißt es nämlich:

> So viel bleibt bestehen, daß man anders hätte handeln können und ich will auch gern zugeben, daß das Ober Censur Collegium sich hätte anders prononciren sollen. Ich erinnere mich genau an die Erörterungen im Collegio; ich entsinne mich auch sehr wohl des Umstandes, daß der immerwährende Opponent H. v. Lancizolle damals für die mildere Ansicht stimmte, und deren Aufnahme in den Bericht, nur als Ansicht, nicht als Antrag, auf seine Instanz von dem Collegio beschlossen wurde.

Erst nach nochmaliger Rücksprache mit Rochow fand sich Wittgenstein dazu bereit, den Bericht an Metternich zu schicken, wobei er sich in einem Begleitschreiben die Bemerkungen Tzschoppes zunutze machte.

Die Nachteile, die den Schriftstellern des Jungen Deutschlands aus den Bestimmungen der Kabinettsordre vom 7. April 1836 erwuchsen, erkannte niemand klarer als die preußischen Ministerien. Sie sind in einem Votum zusammengestellt, das der Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 25. April 1841 verfaßt hatte, und das in etwas abgeänderter Form am 31. Juli 1841 an den König gesandt wurde. In diesem Schreiben[1] heißt es:

> 1. Will einer der in Rede stehenden Literaten irgend eine Schrift unter seinem Namen hier im Lande drucken lassen, auch wenn er sich nicht hier in Berlin sondern an einem der äußersten Punkte der Monarchie befindet, so darf dieselbe dennoch nirgend anders als hier in Berlin, und zwar von dem exceptionellen Censor geprüft werden.
>
> 2. Läßt einer jener Literaten außerhalb der Preußischen, aber innerhalb der übrigen deutschen Bundes Staaten eine periodische oder sonstige Schrift unter seinem Namen drucken, so darf solche nicht vor erlangter Erlaubniß des Ober Censur Collegiums, die wiederum zunächst von dem Urtheile des exceptionellen Censors abhängt, in den Preußischen Staaten debitirt werden.
>
> Während nemlich in Ansehung aller übrigen, innerhalb der anderen deutschen B. Staaten mit dortiger Censur gedruckten Schriften der Grundsatz gilt: daß solche so lange ohne Weiteres von hiesigen Buchhändlern

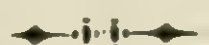
---

[1] Original im Geheimen Staatsarchiv in Berlin, R 77, II, Gen. 74.

frei debitirt werden können, bis sie von Polizei wegen mit Beschlag belegt werden, unterliegen die in anderen Deutschen Staaten vor dem Drucke dort vorschriftsmäßig censirten Schriften jener Literaten, um im Preußischen debitirt werden zu können, einer förmlichen, von dem zu 1 beregten exceptionellen Censor auszuübenden Recensur und es nimmt demzufolge auch nur selten ein nicht Preußischer Deutscher Buchhändler von jenen Literaten eher etwas in Verlag, als bis er nicht schon im Manuscript die Debits Erlaubniß des K. Ober Censur Collegiums erhalten hat.

3. Ganz dasselbe wie bei größeren Werken und bei Seitens jener Literaten unter ihrem Namen redigirt werdenden außerhalb Preußen, aber innerhalb Deutschland erscheinenden Zeitschriften findet auch auf einzelne Aufsätze derselben, welche sie hin und wieder in andere deutsche Zeitschriften unter ihrem Namen inseriren lassen wollen, Anwendung.

Zwei Maaßregeln exceptioneller Natur sind es also, die seit dem J. 1836 bis auf den heutigen Tag gegen jene Literaten diesseits bestehen; die einer förmlich ausgesprochenen Recensur aller ihrer unter einer anderen deutschen als der Preuß. Censur erscheinenden literarischen Erzeugnisse, und die der Verweisung ihrer in Preußen zu druckenden Schriften an ein exceptionelles Censur-Forum, die Erstere von dem Ober Censur Collegium selbst beantragt, die Andere von des Hochseeligen Königs Majestät unmittelbar, ohne irgend einen officiellen Vorschlag, ausgegangen.



Register.

Alexis, Willibald 6. 142.
Altenstein, Frh. von 29. 47. 49. 50. 64. 92 f. 116 f. 129.
Ancillon, Joh. Peter Friedrich (Minister) 64. 156. 163 f.
Assing, David 67. 106. 109.

Balanche 105.
Balzac, H. de 141.
Beyme, Karl Friedrich von 64. 142. 143.
Bobrik 152.
Böckh, August 4. 38. 47. 50 ff. 73. 113.
Börne, Ludwig 9. 32. 34. 38. 40. 52. 111. 112. 130. 137. 142. 150. 152. 155. 157. 159 f.
Bornstett, von 157.
Böttiger, August 49.
Böttiger, Karl Wilhelm 5.
Brandes, Georg 1. 140.
Brockhaus, F. A. 7. 10. 12. 17 ff. 21. 26. 67. 76. 81. 83. 129.
Bronner, Franz Xaver 23.
Büchner, Georg 153.
Bundesbeschluß vom 10. Dezember 1835 78. 145. 160. 163.
Bürger, Gottfried August 99.
Burmann, Ed. 152.

Carlyle, Thomas 106.
Carnot, Lazare Hippolyte 105.
Carus 114.
Casanova 60.
Châteaubriand, François René de 105.
Claudé, Luise 115.
Cousin, Victor 104.
Custine, Adolphe, Marquis de 105.

Ebersberger, Thea 123.
Ebert, Egon 62.
Eichhorn, Joh. Albr. Friedr. (Minister) 131. 163.
Erwin von Steinbach, Verfasser des 89.

Fortlage (Heidelberg) 152.
Frantz (Geh. Oberregierungsrat) 116.
Friedrich Wilhelm III. 66. 147. 171.
Friedrich Wilhelm IV. 129 ff.

Gans, Eduard 38. 67. 89. 94. 104. 107. 113. 142. 146. 149. 152. 156.
Geiger, Ludwig 1. 32. 49. 62. 84. 87. 93. 94. 101. 112. 116. 117. 133. 145.
Glasbrenner, Adolf 71. 129.
Goethe, Joh. Wolfg. 8. 25. 30. 34. 38. 39. 60. 113. 154. 166.
Görres, Joh. Jos. 34.
Göschel, Karl Friedrich (Professor) 38. 65. 79.
Grabbe, Christian Dietrich 152.
Grano (Assessor) 94. 110.
Grimm, Jakob 98. 99.

Guizot, François 105.
Günther, Anton 58. 79.
Gutzkow, Karl 32. 67. 71 ff. 76. 77. 82. 83. 86. 101. 116 ff. 140. 142. 146. 147. 149. 150. 152. 164 ff.

Hagen, Friedrich Heinrich von der 51 f.
Hahn, Ida, Gräfin von 129.
Hammerich (Buchhändler) 114.
Hebbel, Friedrich 129. 143.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 4. 11. 12. 20. 30. 33. 131. 136. 140. 141.
Heine, Heinrich 4. 9. 12. 32. 34. 38. 39. 40. 52. 58. 60. 64. 70 ff. 73. 75. 82. 102. 103. 105. 112. 122. 130. 137. 142. 150. 152. 155 ff.
Henning, Leopold Dorotheus von 23.
Herder, Joh. Gottfr. 30. 99.
Hippel, Theod. Gottl. 7. 8. 23. 63.
Hock, Karl Ferdinand, Freiherr von 31. 38. 142.
Hoffmann, E. Th. A. 6.
Holtei, Karl von 129.
Horn, Franz 6.
Hotho, Heinrich Gustav (Professor) 152.
Houben, Heinrich Hubert 2. 45. 53. 55. 68. 71. 73. 87. 97. 106. 113. 145. 148. 151.
Hugo, Victor 24. 26. 105.
Humboldt, Alex. von 157.
Humboldt, Wilh. von 99.

«Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» 23 ff. 48. 79. 84. 85. 103. 107.
Jarcke, Karl Ernst 34. 168 f.
John (Sekretär Goethes, später Zensor) 84. 85. 89. 91. 94 f. 99. 107 ff. 111 f.
Junges Deutschland 1. 9. 39. 63. 70 ff. 78. 79 ff. 101. 110. 112. 122. 127. 130. 140. 145 ff.

Klein, Julius Leopold 38. 119. 125 f.
Kleist, Heinrich von 6. 102.
Knebel, Karl Ludwig von 29.
Kolloff (Paris) 152.
Koenig, Heinrich 109. 114. 153.
Kottenkamp, Franz 153.
Kühne, Gustav 5. 11. 19. 21. 23. 35. 37. 39. 44. 64. 73. 82. 83. 92. 106. 109. 113. 117. 118 f. 121. 123. 125. 137. 139.

Lancizolle, Karl Wilhelm von 55. 63. 64. 170.
Laube, Heinrich 19. 32. 61. 72. 76. 77. 82. 118. 121. 123. 130. 147. 153. 162.
Lavater, Johann Kaspar 135.
Lehmann, J. 22.
Leibnitz, Gottfried Wilhelm 99.
Lenz, Jakob Michael Reinhold 109.
Lerminier (Paris) 105.
Lewald, August 152.
Lewald, Fanny 129.
Löwenthal (Buchhändler) 147. 149 ff. 162.
Ludwig, Otto 103.

Maltzahn, von (Gesandter in Wien) 147. 148. 163. 167.
Marggraff, Hermann 81. 119.
Marggraff, Rudolf 119.
Marx, Adolf Bernhard 129. 151. 153.
Menzel, Wolfgang 9. 23. 26. 40. 71. 76 ff. 79. 99. 105. 123. 126.
Metternich, Fürst von 34. 70. 145. 147. 148. 153 ff. 160 f. 163 f. 167 ff.
Meyen, Eduard 119. 125 f.
Meyer, R. M. 99. 103.
Meyerbeer 105. 151. 153.
Mignet, François Auguste 105.
Mises 114.
Mügge, Theodor 100.
Mühlbach, Luise 127. 128 ff.
Mühler, Heinrich Gottlob von (Justizminister) 83. 86. 148. 163. 169.

Munch, Joachim Graf von 146. 155.
Mundt, Theodor.

Allgemeines.
Ästhetik 22. 38. 75.
Bewegungsliteratur 38. 40. 63. 64. 82.
Ehe 25. 127.
Eitelkeit 22. 45. 141.
Epos 23.
Ethik 22. 25. 35. 37. 40. 59. 62. 140.
Frauenemanzipation 62. 138.
Idyll 23.
Julirevolution 16. 112. 138.
Katholizismus 10. 59. 114. 140.
Leben und Kunst, Einheit von 16. 20. 26. 141.
Malerei 13. 61.
Musik 12.
Nationalgefühl 19. 139.
Novelle 5. 6.
Persönlichkeit 71. 90. 107.
Philosophie 33. 131. 136.
Politik 16. 18ff. 22. 26. 31. 81. 139. 143.
Preußen 19. 139.
Psychologie 134ff.
Rehabilitation des Fleisches 40. 59. 62. 64. 140.
Religiöse Anschauungen 10. 20. 25. 58ff. 79. 105. 110. 129. 140.
Roman 23.
Romantik, Einfluß der 6. 137.
Romantiker, französische 15. 25f.
Stil 31f. 123.
Zeitgemäßen Gehalts, Norm des 9. 23. 38. 77. 141.
Zensur 37. 49. 55. 63. 69. 76. 79ff. 94ff. 99ff. 107. 110ff. 144. 148.

Briefe
an Beyme, Karl Friedrich von 64.
an Böttiger, August 49.
an Brockhaus 7. 10. 12. 13. 17. 26. 67. 83. 129.
an Friedrich Wilhelm IV. 129ff.
an Kühne, Gustav 11. 21. 44. 73. 83. 117. 118f.
an Mühlbach, Luise 127.
an Reichenbach, Gebrüder 88. 90ff. 95. 99. 129.
an Schlesier, Gustav 42.
an Schulze, Johannes 35. 47. 53ff. 68. 92.
an Stieglitz, Charlotte 7. 12. 59.
an Stieglitz, Heinrich 48. 79.
an Varnhagen von Ense 24. 38. 41. 46. 53. 64. 65. 68. 72. 73. 74. 76. 81. 95. 104. 105. 113. 114. 121. 122. 125. 128. 142.
an Wehl, Fedor 123.

Leben.
Beruf 5. 17. 21. 22. 35. 47ff. 68. 113. 116f. 127. 129.
Ehe 127.
Examen pro facultate docendi 4.
Exmatrikulation 4.
Habilitation 47ff. 66. 80.
Immatrikulation 3.
Kindheit 2. 35.
Örtlichkeiten
Avignon 113.
Baden 117.
Berlin 2. 21. 22. 72. 104. 117. 139.
Bern 113.
Boitzenburg 17. 35.
Bonn 116.
Breslau 116. 139.
Dresden 58. 109. 113. 127. 131.
Erlangen 4.
Frankfurt a. M. 67. 72. 74. 113.

Frankreich 67. 104ff.
Genf 113.
Freiburg 113.
Halle 4.
Hamburg 66. 102. 106f. 114
Helgoland 67.
Jena 29. 58.
Leipzig 18ff. 83. 113.
London 106. 116.
Lyon 113.
Paris 104ff. 116. 118.
Potsdam 2.
Prag 58.
Straßburg 113.
Teplitz 58.
Wien 58. 102.

Persönlichkeiten
Alexis, Willibald 6. 142.
Altenstein, Frh. von 29f. 47. 49. 50. 92. 129.
Arnim-Boytzenburg, Adolf Heinrich, Graf von 35.
Assing, David 67. 106.
Balanche 105.
Bekker, August 4.
Bernhardy, Gottfried 4.
Böckh, August 4. 47. 50f.
Böttiger, August 49.
Böttiger, Karl Wilhelm 4.
Brockhaus, F. A. 17ff. 21. 67. 76. 83.
Carlyle, Thomas 106.
Carnot, Lazare Hippolyte 105.
Châteaubriand, François René de 105.
Gans, Eduard 104.
Glasbrenner, Adolf 129.
Göschel, Karl Friedrich 79f.
Guizot, François 105.
Günther, Anton 58. 79.
Gutzkow, Karl 71ff. 116ff.
Hagen, Friedrich Heinrich von der 51f.
Hahn, Ida, Gräfin von 129.
Hammerich (Buchhändler) 114.
Hebbel, Friedrich 129.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 4.
Heine, Heinrich 39. 70. 105.
Henning, Leopold Dorotheus von 23.
Hock, Karl Ferdinand, Freiherr von 58.
Holtei, Karl von 129.
Horn, Franz 6.
Hugo, Victor 105.
Klein, J. L. 119. 125f.
Kühne, Gustav 5. 11. 21. 23. 35. 106. 113. 118f. 137.
Lachmann, Karl 4.
Lancizolle, Karl Wilhelm von 55. 63.
Laube, Heinrich 76. 123.
Lehmann, J. 22.
Lerminier 105.
Lewald, Fanny 129.
Marggraff, Gebrüder 119.
Marx, Adolf Bernhard 129.
Menzel, Wolfgang 76.
Meyer, Eduard 119. 125f.
Meyerbeer 105.
Mignet, François Auguste 105.
Mühlbach, Luise 127. 129.
Mühler, von (Justizminister) 83.
Pabst, Johann Heinrich 58.
Philippsborn 22.
Pückler, Fürst Hermann 36. 95. 119.
Rahel Varnhagen von Ense, geb. Lewin 24ff.
Raumer, Fr. von 4.
Reichenbach, Gebrüder (Buchhändler) 29.
Ritter, Karl 4.
Rotteck, Karl von 113.
Rückert, Friedrich 39.

Sand, George (Mdme. Du devant) 105.
Schlesier, Gustav 124.
Schulze, Johs. 29. 35. 47f. 53ff. 64. 66. 68.
Schwarzenberg, Fürst 107. 113.
Scribe, Eugène 105.
Sontag, Henriette 13f.
Stieglitz, Charlotte 35. 42ff. 137.
Stieglitz, Heinrich 42ff. 142.
Steffens, Henrich 47. 63. 65. 72. 79ff.
St. Marc-Girardin 105.
Stuhr, P. J. 4.
Thiers, Louis-Adolphe 105f.
Troxler, Ignaz Paul Vitalis 113.
Tzschoppe, Gustav Adolf von 83. 87.
Varnhagen von Ense 24. 29. 50. 53. 64f. 68. 104. 106. 113. 115. 121. 125. 128. 142.
Veit, Moritz 32.
Wehl, Fedor 123. 129.
Welcker, Karl Theodor 113.
Wienbarg, Ludwig 75. 106.
Wilken, Friedrich 4. 63.
Zumpt, Karl Gottlob 4.
Promotion 4.
Reifezeugnis 3.
Reisen 17. 58. 66ff. 83. 102. 104ff. 113. 128. 137.
Schulzeit 2.
Universitätsjahre 3. 35.

Werke.
«Abenteuerliches Leben» 6.
«Antoniens Brautfahrten» 101.
Aufsätze:
literar-historische 6. 7. 23. 25.
musikalische 12.
philosophische 10. 12. 20.
politische 129.
theologische 10. 20.
«Böhmische Phantasien» 119.
«Charaktere und Situationen» 94ff. 100f. 138.
«Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal» 43ff. 77. 137. 138.
«Das Duett» 13ff. 42. 138.
«Das einsame Landhaus» 6.
«Das Liebchen zu Roß» 6.
«De initiis rhetorices apud Siculos» 4.
«Der Basilisk» 28. 135.
«Der Bibeldieb» 26f. 101. 138
«Der Delphin» 107.
«Der Liebe Lust und Leid» 6.
«Desirées Lebensstufen» 97. 107. 111.
«Des Malers Traum» 119.
«Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung» 19f. 31! 39.
«Die Prinzen von Salerno» 6.
«Dioskuren» 94f. 97. 104. 119. 123.
«Ereignisse auf einer Kunstausstellung» 103.
«Freihafen» 76. 114. 119. 130.
Gedichte:
«An Vio» 14.
Geburtstagsgedichte 128.
«Heimat» 5.
«Naturgeist» 5.
«Tod» 5.
«Hamburgerinnen und Wienerinnen» 101.
«Kampf eines Hegelianers mit den Grazien» 11.
«Knebels literarischer Nachlaß» 29. 48. 49. 58. 66. 67. 90. 91ff. 130. 162.
«Komödie der Neigungen» 109.
«Kritische Wälder» 23. 24. 36. 42. 48. 51.
«Kunst der deutschen Prosa»

94. 97. 104. 110. 121. 122. 138. 142.
«Lebensmagie» 102f.
«Literarischer Zodiacus» 32. 38. 50. 51. 67. 68. 71f. 74. 76. 79. 80. 81. 83. 84ff. 88. 94. 103. 119. 124. 142.
«Madelon» 15f. 77.
«Madonna» 52. 54. 55. 58ff. 80. 134. 137. 140f.
«Moderne Lebenswirren» 31ff. 48. 51. 58. 77. 79. 80. 121. 134. 135. 142.
«Mutter und Tochter» 107.
«Schriften in bunter Reihe» 37f. 49. 71. 89.
«Simson» 5.
«Spaziergänge und Weltfahrten» 110ff.
«Thomas Münzer» 132.
«Völkerschau auf Reisen» 128. 130.

Neander, August 63.
Niebuhr, Barthold Georg 115.

Ober-Zensur-Kollegium 52. 55. 64. 81ff. 90. 94. 100f. 107. 108f. 111f. 131. 147. 149. 162. 163. 169ff.

Pabst, Johann Heinrich 58.
Paul, Jean 7. 8. 20. 23. 30. 31. 34. 63. 77. 99. 137.
Philippsborn 22. 164.
Preuß, Johann (Historiker) 46. 95. 142. 143.
«Preußische Staatszeitung» 22. 142.
Proelß, Robert 1. 109. 135. 146.
Pückler, Fürst Hermann 32. 36. 37. 38. 67. 73. 89. 95. 97. 104. 111. 115. 118. 142.
Pyrker, Ladislaus 23.

Rahel Varnhagen von Ense, geb. Lewin 24ff. 35. 101. 142.
Reichenbach, Gebrüder (Buchhändler) 29. 36. 37. 38. 67. 87. 88. 90ff. 95. 129.
Rellstab, Ludwig 13. 38.
Rochow, Gustav Adolf Rochus von (Minister) 82. 95f. 116. 118. 129ff. 148. 163. 169.
Rosenkranz, Karl 39. 88. 114. 152.
Rotteck, Karl von 113. 142. 160.
Rückert, Friedrich 39. 73. 142.

Sand, George (Mdme. Dudevant) 46. 101. 111. 115.
Saphir, Moritz 6. 32. 137.
Scaevola, Emeritus 151. 153.
Schefer, Leopold 37. 89. 151. 153.
Schiller, Friedrich von 38. 60.
Schabrendorf, Graf 98.
Schlesier, Gustav 70. 71. 72. 124.
Schmidt-Weißenfels 143.
Schubart, Chr. Fr. Daniel 28.
Schulz, Wilhelm 152.
Schulze, Johs. 23. 29. 35. 47. 53ff. 64. 66. 68. 92.
Schwarzenberg, Fürst 107. 113.
Schwenk, Konrad 152.
Scribe, Eugène 105.
Seume, Johann Gottfried 61.
St. Simonismus 25. 62. 138. 154.
Sozietät für wissenschaftliche Kritik 23. 24. 65.
Spazier, R. O. 152. 159.
Specht 159.
Stägemann, Friedrich August von 91.
Steffens, Henrich 10. 35. 45. 47. 52ff. 63. 65. 72. 79ff. 83.
Stieglitz, Charlotte 7. 35. 42ff. 59. 66. 136. 137.
Stieglitz, Heinrich 37. 38. 39. 42. 80. 89. 137. 142.
Strauß, David 115.
Strombeck 89.

Thile, Ludwig Gustav von (Minister) 66. 132.
Thiers, Louis-Adolphe 105f. 158.

Thümmel, Moritz August 23.
Tieck, Ludwig 6. 7. 14. 26. 34. 40. 77. 80. 86. 103. 127.
Trauttmannsdorff (Gesandter) 148. 155.
Treitschke, Heinrich von 24.
Trendelenburg, Friedrich Adolf 152.
Troxler, Ignaz Paul Vitalis 11. 113.
Tzschoppe, Gustav Adolf von 49. 55. 82f. 87. 89. 116. 118. 147. 148. 164. 167. 169f.

Uhland, Ludwig 39.
Ulrici, Hermann 152.

Varnhagen von Ense 23f. 29. 36ff. 41. 46. 50. 53. 58. 64ff. 67f. 70f. 73f. 76. 89f. 95. 104ff. 109. 113. 114f. 118. 121. 123ff. 128. 142. 146. 149. 152. 154. 156.
Veit, Moritz 32. 45. 94. 152.
Venedey, Jakob 158.
Verfügungen, preußische vom
14. November 1835: 81. 82. 147. 162. 169.
10. Dezember 1835: 148. 162.
16. Februar 1836: 90. 91. 163. 168.
7. April 1836: 90. 169. 170.
6. Juni 1836: 91. 169.
28. Februar 1842: 132.
Voß, Johann Heinrich 99.

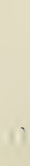
Weber, Veit 67.
Wehl, Fedor 123. 129.
Welcker, Karl Theodor 113. 142.
Wendt, Amadeus 151.
Werther, Heinrich, Frh. von (Minister) 130. 131.
Wieland, Christoph Martin 23. 30.
Wienbarg, Ludwig 9. 23. 32. 37ff. 59. 67. 75. 82. 86. 97. 106. 138. 140. 146. 147. 150. 152.
Wihl, Ludwig 121.
Wilken, Friedrich 4. 63. 79. 82.
Wittgenstein, Fürst von 145. 147. 148. 149. 153. 156. 162. 163. 167ff.

«Zeitung für die elegante Welt» 101. 103. 118. 119. 123. 125.
Zimmermann, Wilhelm 153.
Zumpt, Karl Gottlob 4. 36. 38. 73.

Inhalt.

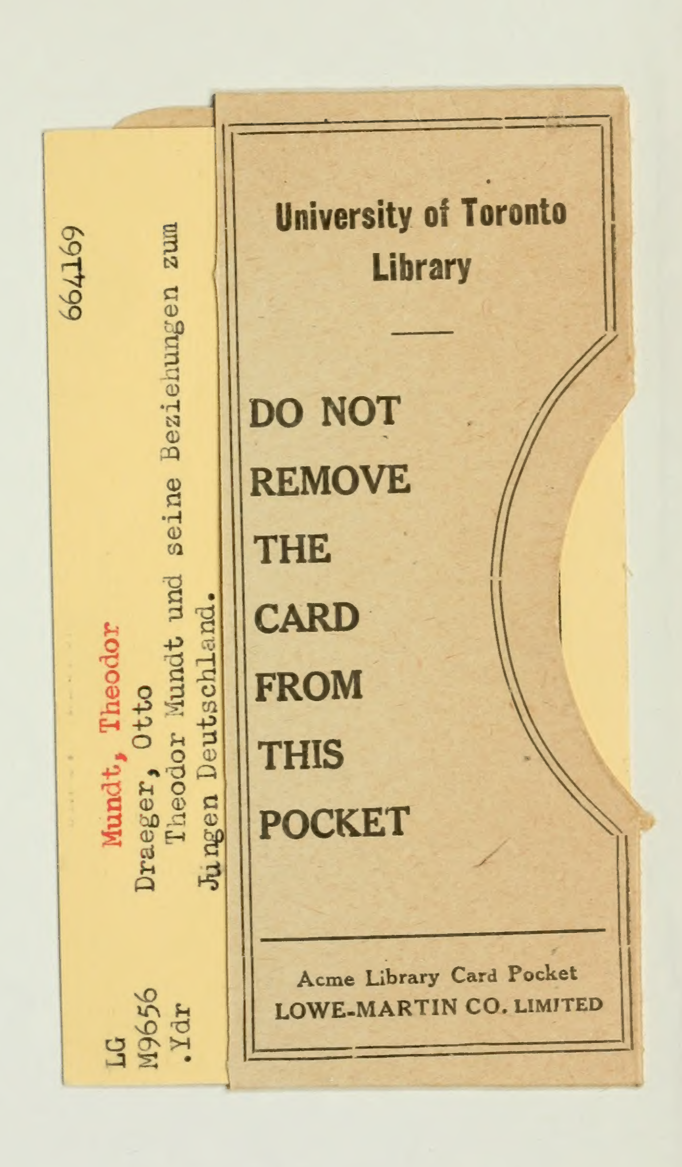
Seite

Literatur V
1. Mundts Jugend und erste schriftstellerische Versuche 1
2. Mundt in Leipzig. Erwachen seines politischen Interesses 17
3. Wandel in Mundts ästhetischen und ethischen Anschauungen 22
4. «Moderne Lebenswirren». «Der Zodiacus» 31
5. Charlotte Stieglitz 42
6. Mundts Habilitierungsversuch 47
7. «Madonna» 58
8. Mundts Verhältnis zu den Jungdeutschen bis zum November 1835 . . 70
9. Die preußischen Verfügungen von 1835 und 1836 79
10. «Die Dioskuren». «Die Kunst der deutschen Prosa». «Charaktere und Situationen» 94
11. Mundt auf Reisen. «Der Delphin». «Spaziergänge und Weltfahrten». «Der Freihafen» 104
12. Abermaliger Habilitierungsversuch. Neue literarische Fehden 116
13. Mundts Friede mit der Regierung 127
14. Zu Mundts Psychologie und Lebensauffassung 134
15. Anhang: Materialien zur Geschichte des Jungen Deutschlands 145
Register 172








University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED
664169
LG
M9656
.Ydr
Mundt, Theodor
Draeger, Otto
Theodor Mundt und seine Beziehungen zum
Jungen Deutschland.

